Reise

nach

Persien und dem Lande der Kurden.

Von

Moritz Wagner.

Zweiter Band.

Mit einem Anhang:

Beiträge zur Völkerkunde und Naturgeschichte West-Asiens.

Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1852.

Inhalt.

X.

XI.

XII.

X.

Tabris. Historische Rückblicke auf ältere und neuere Zeiten. Persische Zustände unter Feth-Ali Schah und Abbas Mirza nach den Mittheilungen englischer Beobachter. Conversationsfrüchte über persische Verhältnisse unter Mohamed Schah. Hussein Chans Mission nach Frankreich. Französische Exercirmeister. Graf Damas. Charakterzüge Mohamed Schahs und Hadschi Mirza Agassi's. Kaiser Nicolaus und der persische Kronprinz. Häusliche Scenen. Die Russen und ihre Politik. Die Engländer und die Franzosen in Persien.

Tabris oder Tauris, das Kandsag der Armenier und Ganzaka der Byzantiner, wurde in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts durch den armenischen König Khosrow, der noch ein eifriger Anhänger des Feuercultus war, gegründet. Faustus von Byzanz nannte es zu Ende des vierten Jahrhunderts Kandsag Schahasdan d. h. „Ganzaka, die Königsstadt." Ritter glaubt nicht, daß diese Stadt identisch sei mit der alten Gazaka des Ptolemäus, welche in der Mitte des zweiten Jahrhunderts als urbs regia florirte. Letztere ist wohl die Gaza des Strabo, die erste Residenz der alten Könige, deren Namen später auf die Ecbatana secunda, die alte Stadt Tabris überging, von welcher Moses von Chorene in seiner armenischen Geschichte sagt, daß König Tiridates, welcher bekanntlich das

Christenthum in Vorderasien mit Ueberredung und Waffengewalt verbreitete, diese Stadt, die bereits mit sieben Mauern umgeben war, noch mehr befestigt und daselbst einen der Seinigen als Statthalter zurückgelassen habe.

Nach dem Bericht des armenischen Geographen Indschidschean erbaute der König Khosrow der Große, welcher im fortwährenden Kampf mit dem König Artaschir aus dem Königsgeschlecht der Sassaniden lebte, in der Provinz Varusch eine furchtbare Stadt mit sieben Mauern, welche er Davresch d. i. „diese (Da) ist zur Rache (i vresch) des Hasses" nannte. In der Biographie von Narses dem Großen wird zwar König Tiridates als Erbauer der Stadt genannt. Doch ist nach der Meinung Indschidscheans nur der Wiederaufbau damit zu verstehen, da dieselbe im Jahr 321 n. Chr. von jenem Verbreiter des Christenthums erobert, dann aber wieder hergestellt und befestigt wurde.

Von den jüngern orientalischen Geographen und Historikern liegen über Tabris viele Berichte vor. Ebn Haukal nennt sie zuerst Tabriz und bezeichnet sie zu seiner Zeit als einen unbedeutenden Flecken. Abulfeda sagt, daß der Name Tauriz so nach der Aussprache des gemeinen Volks laute. Von den mahomedanischen Orientalen wird Zobeida Khatun, die Gemahlin Harun al Raschids als die Erbauerin der Stadt Tabris genannt, welche dieselbe im Jahr 791 n. Chr. wahrscheinlich an der Stelle eines verödeten Ortes neu errichten ließ. In den Jahren 858 und 1042 wurde die Stadt durch Erdbeben gänzlich zerstört, erstand aber stets wieder aus ihren Ruinen. Unter den Mongolen-Kaisern wird Gasan Khan als einer der Herrscher genannt, welcher Tabris vergrößerte und verschönerte. Unter den verschiedenartigen traurigen Schicksalen, welche diese durch ihre geographische Lage als Haupt- und Cen-

tralort der Provinz Aserbeidschan hochwichtige Stadt betroffen, war keines furchtbarer als das Rachegericht, welches der blutdürstige türkische Padischa Murad IV., der osmanische Nero, wie ihn Hammer Purgstall nennt, an der eroberten Stadt vollzog. Die prachtvollsten Gebäude und Denkmale, unter andern das Schloß und Grabmal des Mongolen-Kaisers Gasan Khan, wurden der Erde gleichgemacht. Ein Meer von Feuer und Rauch wogte über die Ebene. Die schöne Moschee Ussanhasan sicherte vor der vandalischen Wuth des Tyrannen nur der Ausspruch des Mufti, daß dieselbe von einem rechtgläubigen Sunniten, nicht von einem ketzerischen Schiiten erbaut worden sei.

Wenige Jahrzehnte später scheint sich die Stadt wieder zu großem Glanz erhoben zu haben, wie wir aus der Beschreibung des berühmten alten französischen Reisenden Chardin entnehmen, der sie 1673 besuchte. Nach seinen Angaben zählte Tabris damals 15,000 Häuser, auf den verschiedenen Bazaren 15,000 Buden mit 300 Karavansereis, 250 Moscheen und 550,000 Einwohnern. Diese Zahlen schmecken freilich nach arger Uebertreibung, obwohl der nicht immer genaue und gewissenhafte Chevalier Chardin sich auf die genauesten Erkundigungen beruft, die er eingezogen habe. Sicher aber scheint, daß Tabris später in Folge von Kriegen, von Anarchie und Erdbeben, von seinem damaligen Glanze im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder stark herabgesunken war. Als Jahre der fürchterlichsten Erderschütterungen im alten Feuerlande Aserbeidschan werden 1727 und 1780 genannt. Die erste Katastrophe soll 70,000, die andere 40,000 Menschenleben in der Stadt gekostet haben, ungerechnet der Verheerungen in den kleinern Städten und Ortschaften der Provinz. Erdstöße spürte man seitdem bis auf die neuesten Tage. Jene unterirdischen Kräfte,

welche im weiten Halbring um dieses persische Vorstufenland Armeniens so viele Riesenvulcane aufgethürmt, deuten mit diesen Erschütterungen noch immer ihre Gegenwart an, obwohl ihre Gewalt schwächer geworden und die alten Feuerphänomene wenigstens nicht mehr zu Oberfläche gelangen. Auch im Centrum der Provinz Aserbeidschan finden sich Spuren einer anhaltenden vulcanischen Thätigkeit, Kegelberge mit wohlerhaltenen Kratern, Lavaströmen und Auswürflingen. Auf dem Markt von Tabris sah ich weiße Bimssteine und schwarze Schlackensteine voll von Poren, die so leicht waren, daß sie auf dem Wasser schwammen, von den Eingebornen in besondere Form gebracht und von den Persern und Kurden besonders zum Putzen ihrer Stahlwaffen gebraucht wurden. Das schreckliche Erdbeben von 1840, welches am Araxes so arge Verheerungen anrichtete, wurde in Tabris weniger gespürt.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war Tabris nach dem Berichte Kinneirs in einem ziemlich elenden Zustand, hatte schlechte Häuser und nur 30,000 Einwohner. Einige Jahre später scheint sie sich rasch erhoben zu haben. Morier und Ouseley fanden sie 1813 im besten Fortschritt, die moderne Stadt wurde immitten der alten Ruinen gebaut. Die von Ali Schah erbaute Burg Ark Ali Schah genannt, welche die Reisenden jener Zeit als das interessanteste Gebäude der Stadt bezeichnen, war vom jungen persischen Kronprinzen Abbas Mirza zu seinem Wohnpalast restaurirt und darin ein Arsenal mit Werkstätten und einer Kanonenbohranstalt angelegt worden. Mit der Lebensgeschichte des genannten hoffnungsreichen persischen Kronprinzen, der zum Unstern Persiens und der westasiatischen Europäisirung allzufrüh verblich, ohne die umfangreichen Reformprojecte, die er als Thronfolger adoptirt hatte, als Thronbesitzer zu einer großartigen Ausführung bringen und ins praktische Leben rufen zu können, ist

auch die Geschichte des neuesten Emporblühens der Hauptstadt Aserbeidschans so innig verwebt, daß wir nicht umhin können, aus der Schilderung enropäischer, besonders englischer Reisebeschreiber, welche sich damals in Persien aufgehalten, namentlich Moriers, Ker Porters, Frasers u. s. w. die nähern Einzelheiten dieser Periode mitzutheilen, ohne welche die spätere Schilderung der politischen Zustände in diesem Theile von Persien aus der Zeit, in der wir uns daselbst aufgehalten, den meisten unserer Leser unverständlich bleiben würde. Wir folgen hier genau der Zusammeustellung, welche Karl Ritter aus den Werken der benannten Reisenden von dieser denkwürdigen Episode der neupersischen Geschichte gegeben, da wir sie nicht getreuer, vollständiger und anschaulicher darstellen könnten. Ritter vergleicht Abbas Mirza's rühmliche Anstrengungen, Persien der Barbarei zu entreißen und der europäischen Cultur sich zu nähern, mit dem rühmlichen Wirken Kublai Khans in China und Kaiser Abbars in Indien, die wie er über die Vorurtheile ihrer Zeit und ihrer Völker sich zu erheben wußten.

„Die seltsamste Erscheinung, sagt J. Morier als Augenzeuge, war es, auf altem iranischen Boden die Versuche der Einführung europäischer militairischer Disciplin im Widerstreit mit der alten Volksmeinung und dem tief eingewurzelten Fatalismus des Orients wahrzunehmen. Allerdings hatte früher Schah Nadir die größten Siege nur mit undisciplinirten Truppen davon getragen; aber er war nur ein Räuber an der Spitze seiner Horde, deren Feinde überall eben so undisciplinirt wie die seinen waren. Die kräftige Opposition von Janitscharen, wie einst in der Türkei, war hier nicht zu überwinden, wohl aber der Hohn des Hofes selbst, der Prinzen, der Großen im Reiche und im Volke zu besiegen. Abbas Mirza war allein der haltende Schlußstein des durch Napoleons Emissarien, Gardanne u. A.,

angeregten und unter begünstigenden Umständen durch Franzosen und russische Deserteurs neu eingeführten Systems, aus Ueberzeugung, daß nur durch Bildung einer Artillerie und durch die Disciplin das Perserheer gegen den drohenden disciplinirten Grenzfeind, die Russen, unüberwindlich sein würde, weil jeder frühere Widerstand ohne disciplinirte Truppen erfolglos geblieben war. Solange von dieser Seite die Gefahr gegen die Grenzprovinz, deren Gouvernement dem Kronprinzen anvertraut war, drohend blieb, so lange zeigten auch Ernst und Eifer ungewöhnliche Anstrengungen, die aber mit dem Fortschritt der Jahre, als der Prinz schon die Früchte der Aussaat zu früh ernten wollte, und die dem Perser zu lange Dauer des Wachsthums ermüdete, wieder in Ohnmacht zurücksanken. Der Gewinn jenes anfänglichen Eifers konnte bei dem plötzlich erfolgenden Tode von Vater und Großvater kaum noch durch die Treue des Beistandes der Europäer auf den Enkel und Sohn, den jetzigen Schah, übertragen und zur Sicherung seiner Thronbesteigung und Herrschaft angewendet werden. Um den tief eingewurzelten Haß gegen alles, was von den Feringhi kam, zu besiegen, wollte Abbas Mirza selbst erst als Recrut von Russen und Franzosen das Exercitium einlernen und die Uniform tragen, um mit seinem Beispiel voran zu gehen. Er fing mit 20 bis 30 Mann im geschlossenen Hofraume seines Palastes die Uebungen an, um nicht verlacht zu werden. Nachdem er sich selbst an die Spitze gestellt und seine Leute gewonnen, gab er dem Adel Befehl, die Muskete eben so zu führen. Da es an einheimischen Commandeurs fehlte, übergab er den französischen Offizieren, die zuerst mit Bonaparte's Embassade unter General Gardanne nach Persien gekommen waren, das Commando der großen Abtheilungen und hoffte dadurch großen Fortschritt gewonnen zu haben. Englands Politik merkte bald den Plan der Neufranken, und die Embassaden

Sir Hartford Jones' und General Malcolms wußten bald die Rathgeber Bonaparte's aus dem persischen Conseil zu verdrängen, die Disciplinirung aber behielten sie bei, setzten aber britische Commandeurs an die Stelle von jenen. Durch Abbas Mirza's jugendlichen Enthusiasmus, und dadurch, daß er der Tapferste und Vorderste bei jeder Arbeit, in jeder Schlacht war, zwang er die andern zur Nachfolge. Als die französische durch die englische Mission ganz verdrängt war, ging der Prinz darauf aus, sich mit dem Beistande der Briten eine Artillerie zu schaffen unter Lieutenant Lindsay's von Madras Vorstande, während Major Christie das Commando der Serbaz oder der Infanterie erhielt, dren Kern anfänglich aus den Ueberläufern der russischen Armee auf die persische Grenze gebildet worden war. Der Vorwurf, daß der Kronprinz so durch den „Nezam" (d. i. die Disciplin des neuen Exercitiums) der Feringhi die Religion des Islam untergrabe (denn es wurden z. B. die Bärte abgeschoren!), zog ihm zwar den Haß seiner eignen Brüder, zumal des mißgünstigen Ali Mirza und ein gewisses Mißtrauen der Perser zu, die Gemeinen, Iliyat, von den Wanderstämmen Aserbeidschans genommen, waren aber nach und nach ganz gut dressirt und eingeübt. Sie eigneten sich trefflich dazu, aber die persischen Offiziere legten überall selbst die größten Schwierigkeiten in den Weg. Nur die Energie des jugendlichen Charakters Abbas Mirza's, der damals von Freund wie Feind auch gelobt ward, der Adel seiner Gesinnung und seine persönliche Tapferkeit, dann die drohende Stellung der russischen Nachbarn und die liebenswürdigen, ja bezaubernden persönlichen Eigenschaften des Prinzen, sagt J. Morier, überwanden alle jene Hindernisse. Voll Naivität und Humor, ungemein wißbegierig, nicht ohne Erfolg in seinen militairischen Bestrebungen, den Studien ergeben, im Besitz der englischen und französischen Sprache, um-

geben von einer Bibliothek und Kartensammlung, selbst für die Aufnahme Aserbeidschans durch seinen Generalstab unter Colon. Monteiths Leitung bedacht, Einheimische wie Fremde gewinnend, gehört seine vorübergehende Erscheinung unstreitig zu den größten Merkwürdigkeiten von Tabris.

Keineswegs immer glücklich in der Grenzvertheidigung seiner Provinz gegen Georgien zeigte er, sagt Jaubert, jedoch den Russen frühzeitig, daß er kein verächtlicher, barbarischer Feind sei; er hatte stets die Gegner unerbittlich verfolgt, aber seine gefangenen Feinde immer großmüthig behandelt. Der Schah von Persien, Feth Ali, war stolz auf die Eigenschaften, aber mißtrauisch auf die Unternehmungen seines Thronfolgers gewesen; als er aber die erste Revue der wohldisciplinirten Truppen sich vor seinen Augen entwickeln sah, so war er entzückt über die Ordnung seiner rohen Nomaden, deren wilde Independenz, mit der er stets zu kämpfen gehabt, sich so schnell in die stricteste militairische Dressur umgewandelt zu haben schien, und er wähnte sich nun statt wilder Barbaren mit dem Lager eines geregelten Armeecorps umgeben. Dieser Eindruck war der fernern Durchführung des europäischen Militairsystems ungemein günstig, dem, wenn mit Consequenz und Nachdruck durchgeführt, allmählig auch Industrie, Handelsverkehr, Gewerbe, Schulunterricht und die verschiedensten Zweige der Civilisation durch die militairische Schule nachgefolgt sein würden.

Ker Porter, der, von Abbas Mirza für früher seinem Embassadeur in England, Abul Hassan Khan, geleistete Dienste als Gastfreund bei ihm aufgenommen, in seinem Gefolge, von ihm selbst dazu eingeladen und auf Händen getragen, die Reise im Jahre 1819 nach Hofe zum Nuruzfeste gemacht hat, meinte damals, wenn dieser Prinz zur Herrschaft in Persien gelange, so würden europäisches Recht und Gesetz durch ihn in seinem Reiche

Wurzel fassen. Dies hat sich anders gestellt, und noch scheint der Boden dazu dort nicht vorbereitet genug gewesen zu sein; es gehörten noch andere dazu als die junge europäische Schule am Hofe zu Tabris. Die sanguinischen Hoffnungen, die man auf den jugendlichen Kronprinzen gestellt, gingen mit seinem fortgeschrittenen Alter wohl auch keineswegs alle in Erfüllung. B. Fraser wenigstens, sein schärfster Kritiker, fand schon im Jahre 1822 gar manches an ihm zu tadeln. Er meinte, seine Europäisirung sei mehr kindische Lust am Neuen gewesen, als tieferes Staatsinteresse; seine persönliche Bravour sei nicht weit hergewesen; den Schmeicheleien sehr hold, sei er, voll Eitelkeit und Capricen und umgeben von schlechten Verwaltern, ungeschickt in Unterhandlungen geblieben und habe sich doch eigentlich nie wirklich populair zu machen gewußt.

Damals war das Arsenal in Tabris im trefflichsten Gange unter Mr. Armstrongs Leitung; die Gießereien lieferten ihre Feuerwaffen. Eine Anzahl von persischen Aerzten und Wundärzten, die auf des Prinzen Kosten ihre Studien in England gemacht, waren am Hofe und bei der Armee angestellt. Eine Druckerei war im Gange, die neuangelegte Papierfabrik brachte wegen Mangel an leinenen Lumpen noch nicht den gehofften Ertrag. Die begonnenen Grubenarbeiten und Bergwerke im Koflan Koh, wahrscheinlich auf Kupfererze von Williamson unternommen, aber durch den Geiz Abbas Mirza's, sagt Th. Lumsden, in Stocken gerathen, waren zwar mißlungen, dagegen späterhin doch andere in der mehr nördlichen Savellankette im Westen von Ahar angelegt und in neuester Zeit wirklich in Gang gekommen. Als aber die Leitung in den Werkstätten des Arsenals in die Hände der Perser statt der Europäer gelegt ward, ging Alles wieder rückwärts, die alte Unordnung riß wieder ein, die Magazine wurden nicht gefüllt, die Gelder veruntreut, die Fabriken

gaben geringen und schlechten Ertrag, der Geiz der Kadjaren hielt jeden Pfennig zurück. Die Beamten wurden so schlecht oder gar nicht wie die Truppen bezahlt, sie gingen auseinander und die Soldaten ohne Sold liefen vor den Ueberfällen der Türken in ihre Heimat.

Der unter Feth Ali Schah lange dauernde Friede im Innern des Perserreiches trug jedoch sehr vieles zum Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlstandes von Persien und zur Sittigung seiner jüngern Generation bei; aber die Mängel der innern Verwaltung blieben, die Habsucht der Kadjarendynastie, die Willkür und innere Uneinigkeiten der Prinzen, die überall zu Gouverneurs der Provinzen eingesetzt waren, und die allgemeine Bestechlichkeit der Beamten hinderten selbst in der mit am besten versorgten Provinz Aserbeidschan den Aufschwung, deren sie durch ihre Lage und Stellung fähig gewesen sein würde. Damals (1819) saßen außer Abbas Mirza in Aserbeidschan noch neun andere seiner Brüder als Gouverneure der Hauptprovinzen in eben so vielen großen Residenzen des Reichs, jeder mit seinem königlichen Hofstaate, Schatze und Truppencorps ganz souverain in seinem Gouvernement; außer diesen aber in den höchsten Civilämtern stehenden hatte der Schah in den geringern noch 39 leibliche Söhne und von 140 Töchtern viele der Schwiegersöhne, die auf gleiche Weise innerhalb der Grenzen des Reichs untergebracht waren oder doch sein wollten. Dieser Zustand allein schon war an sich hinreichend, um keinem, auch dem Kronprinzen nicht, einen größern allgemeinern Einfluß über die Grenzen seiner Provinz hinaus zu gestatten, dagegen wohl um alle Theile des Landes gleichmäßig auszusaugen, dabei selbst zu verarmen und die Finanzen des Reichs wie alle übrigen Verhältnisse in die größte Verwirrung zu bringen. Nimmt man hierzu den unsichern Zustand und Ertrag des Abgabensystems, das auf wirkliche Ab-

gaben, auf Naturalien-Lieferungen und die Geschenke aller Großen am Nuruzfeste basirt ist, wo die regulairen Geldabgaben nur gering, die Geschenke aber ungeheuer sind, weil die erpreßten Summen, die den Erpressern am meisten zu Gute kommen, noch viel ungeheurer sind, so begreift man, wie mit dem größten Luxus und der größten Habgier der Beherrscher doch immerfort Finanznoth die Hemmung aller Unternehmungen sein muß.

Wie die Stellung des Kermanschah-Gouvernements gegen das türkische Paschalik von Bagdad einflußreich auf die Entwicklung der Südgrenze des Reichs geworden, so mußte die Stellung gegen das russische Transkaukasien und gegen das türkische Erzerum nothwendig seinen politischen und mercantilen Einfluß auch auf die westliche Grenzmark des Reiches, auf Aserbeidschan, ausüben. Denn ohne diesen Einfluß würde schon die begonnene Europäisirung nicht stattgefunden haben. Jene räumliche Stellung brachte eben hier den Orient mit dem Occident in die nächste Berührung.

Nach dem Kampfe der Russen und Perser, an deren Spitze Abbas Mirza den Krieg geführt, sollte durch britische Unterhandlung Sir Gore Ouseley's, des damaligen Gesandten in Persien, der Friede am Araxes vermittelt werden. J. Moriers Bericht aus jener Zeit versetzt uns in den Gang der Unterhandlungen, bei denen er selbst vorzüglich thätig war. Der Schah setzte sich deshalb mit seinem ganzen Hoflager von seiner Residenz aus nach Aserbeidschan in Bewegung. Das Land muß die Kosten jedweder Reise des Schah, wie seiner Prinzen, seiner Truppen, Eilboten und Gäste (Mehmans), das ist seiner ganzen Begleitung, tragen. Auch der ärmste turkomanische Zeltbewohner war und ist dazu verpflichtet, mit seiner letzten Habe die Magazine zu füllen. Für den Schah mußte stets das Beste geliefert werden, das feinste Mehl, Gerste, Stroh, Vieh, Wild, Fleisch, Obst u. s. w.

In der Ebene von Oujan war beim feierlichen Empfange des Schah auf der Grenze des Gouvernements Aserbeidschan alles von Seiten Abbas Mirza's geschehen, um den königlichen Gebieter in Erstaunen zu setzen über die Fortschritte, die sein Gouvernement durch die Europäisirung gewonnen hatte. Beim Istakkall d. i. der ersten Begrüßung warf sich der Prinz vor dem Fuße des königlichen Pferdes nieder und küßte (wie Absalon vor David, 2. Samuel. 14, 33) die Erde als Zeichen der Unterwürfigkeit und des Gehorsams. Er ging dann zu Fuß, mit seiner Muskete auf dem Rücken, vor dem Rosse des Schahs einher und bestieg das seinige nur erst, als dieser es ihm gebot. Der Schah wurde dann von dem disciplinirten Truppencorps mit Evolutionen, türkischer Musik u. s. w. empfangen, um ihn, ungeachtet der großen Geldspenden, doch noch in kriegerischer Stimmung gegen die Russen zu erhalten. Ein temporärer Palast war auf einem künstlichen Tepe zur Ueberschauung der weiten Plaine aufgebaut, mit Audienzhalle, Empfangzimmern (Anderun), Gemächern zum Harem u. s. w., auf vergoldeten Pfeilern, schimmernd mit Spiegeln, Krystallen, Gemälden decorirt, und mit dem Bala khaneh oder dem obern Stocke versehen, zu den Privatgemächern des Schah gehörend, um dort frische Luft zu schöpfen und das Zeltlager seiner Truppen in unermeßlicher Ausdehnung zu überblicken, das mit Pavillons und Bannern von allen Farben und Arten weit hin die ländliche Scene schmückte. Die Thüren der vielen Tausende der Zelte waren alle nach dem Königspalaste zu gerichtet, um davor das Serferan oder die Ceremonie des Kopfbückens gegen den Königssitz zu vollbringen. Die königlichen Prinzen in ihren Serperdehs, die Vezire und Oberoffiziere in ähnlichen Zelten waren in analogem Pompe umher mit ihren Gefolgen gruppirt. Die Truppencorps jedes Tribus waren für sich in gesonderten Divisionen, wie die

Bakhtiaris, die Affschars, die Irakis, die Shahipesend u. v. a., gestellt und durch Losung vertheilt. Dieser Anordnungen ungeachtet lief und stand Alles, sagt J. Morier, auf ächt orientalische Weise ganz verwirrt durcheinander, Mannschaft wie Vieh, Zelte und Boutiken, heiße Bäder und Kriegsgeräth, Luxusartikel und 12 Kanonen, die, unbrauchbar für die Action, zum Pomp für das Lager aufgefahren waren. Dem Schah war sein Harem in das Lager gefolgt, wie dem Darius zu seiner Zeit am Tage der Entscheidung; jeder der Oberoffiziere hatte seine warmen Bäder in der Nähe. Der Troß von 80,000 bis 90,000 Mann, davon die Hälfte Cavallerie, war unübersehbar, und Theuerung und Noth bald nothwendige Folge solcher Einrichtung, welche nur die Vorbereitung zum Schlusse einer schwebenden Friedensunterhandlung sein sollte. Nach vielen Ceremonien und Zeitverlust wegen Rangstreit und Etiquetten wurde beschlossen, statt der Correspondenzunterhandlungen die Friedenstractate zwischen Rußland und Persien durch Geschäftsführer in mündlicher Unterredung zum Ende zu führen, und dazu ein Convent zu Gulistan im Karadag anberaumt. Die Vollzieher des Geschäfts sollten von russischer Seite der Generalgouverneur von Georgien sein, von persischer Seite der Mirza Abul Hassan Khan.

So kam denn endlich der Friedenstractat von 1813 zu Stande, der seitdem die Grenze des russischen Transkaukasiens und Persiens gegen die europäische Seite mit einigen spätern Modificationen feststellte, deren Hauptgrenzlinie im Norden das Südufer des Araxes über Nakhitschewan und Eriwan hinauf gegen N. W. ausmacht, wie sie nach der Westseite die Gebirgslinie von da an direct südwärts über den hohen Ararat und den Scheide-Gebirgszug zwischen Urmia- und Van-See bis zum südlichen Taurus bildet, gegen die türkischen Paschaliks von Bajasid, Musch, Wan und Mosul. Dadurch schiebt sich nun Aser-

beidschans politische Umgrenzung keilförmig gegen N. W. zwischen die russischen und türkischen Territorien vor bis zur letzten persischen nordwestlichen Spitze, in welcher der hohe Ararat als Grenzstein dreier rivalisirenden Mächte mächtig thront.

Die genauern Details der damals bestimmten Grenzlinie, welche noch nicht in allen ihren Einzelheiten, selbst weder auf Sutherlands noch Monteiths Karten eingetragen waren, obwohl man die allgemeinen Hauptzüge auf ihnen wie auf andern z. B. der Generalstabskarte von Transkaukasien verfolgen kann, gibt J. Morier folgendermaßen an. Die Grenze beginnt am Kaspischen See, im Norden von Astara und südwärts des russisch gebliebenen Hafens Lankarun, mit der Plaine Adineh Bazar; sie zieht zum Shindanberge und von da auf der Küstenkette nordwärts (über Oujarud) und direct von Balarud nordwestwärts durch die Mitte der Sahara d. i. die Wüste Moghan bis zum Aras (Araxes) bei Yedibaluk, etwas oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Kur.

Von da war sie auf dem Südufer des ganzen Arasstromes gegen N. W. bestimmt worden aufwärts bis zu dessen Verein mit dem Kapanektschai im Rücken des Berges Megri. Vom rechten Ufer dieses letztgenannten Flusses war die Grenze von Karabag und Nakhitschewan im Norden des Aras über die Gipfel der Berge von Pembek und Aligez gezogen, und von diesen bis zu dem Winkel der Grenze von Shuragil über die Schneeberge durch Akad, und wiederum längs der Grenze von Shuragil und zwischen dem Dorfe von Misteri bis zu dem Arpatschai, dem linken Zuflusse des Araxes. — Aber diese letztere Grenze ist später durch den zweiten russischen Grenzkrieg (1826) modificirt, und der westliche Theil dieses damals noch zu Persien gehörigen Territoriums ganz zur armenischen Provinz Eriwan im transkaukasischen Gebiete gezogen worden, so daß die Grenze auf dem

Süduser des Araxes bis südwärts des Meridians von Eriwan blieb und dann direct gegen S. W. an den hohen Ararat sich anlehnte.

Rußland hat durch diese damals abgetretenen Landstrecken das Commando über alle Eingänge von Aserbeidschan an der Nordgrenze Persiens im Westen des Kaspischen Sees erhalten, so daß bei jedem Thronstreite ihm schon das Thor zu beiden Residenzen Tabris und Teheran eröffnet bleibt, denselben zu entscheiden. Rußlands politischer Einfluß am Hofe zu Teheran mußte seitdem unfehlbar wachsen, zumal da es dem Generalgouverneur von Georgien zugleich gelang, in freundschaftlichen Verkehr mit den Turkomanenstämmen an den Ostufern des Kaspischen See's zu treten, deren Gebiet beide Buchareien dominirt. Dadurch wurden ihm beide Ufer des Kaspischen See's und dessen Häfen auf der Ost- wie Westseite zugängig und dessen Beschiffung begünstigt; Astrakhan, die Mündungen des Kur und der Hafen von Lankarun konnten eine neue Bedeutung für den russischen Handel mit Innerasien gewinnen, da nun auch die persischen, indischen und chinesischen Waaren direct über diese Orte zunächst ihren Transit finden können. Nicht nur Rußland, sondern auch Persien hat seit dem Fortbestehen dieser friedlichen Grenzverhältnisse großen Gewinn von dem dadurch belebteren Handelsverkehr gezogen. Der Durchgang und gegenseitige Austausch sehr vieler Waaren ist seitdem immer im Zunehmen gewesen, und diese wachsenden Handelsverbindungen haben einen russischen Residenten für dieselben am Hofe zu Teheran unentbehrlich gemacht. Im Jahr 1819 führte Persien vorzüglich Seide, Brokate, Seidenzeuge, Baumwolle und Häute aus nach Tiflis und Astrakhan, von wo die Waaren auf dem Wasser oder auf den neugebauten Landstraßen in das Innere Moskowiens oder zum schwarzen Meere ihren Weg fanden. Rußland setzte dagegen weit mehr an

Industrie und Luxuswaaren, wie Tücher, Leder, Glaswaaren, Papier u. v. a. m., an Persien ab.

Im Jahre 1834 bemerkte Fraser, daß Tabris vorzüglich hierdurch unter allen Städten Persiens fast die einzige im blühenden Aufschwunge war. Während die übrigen alle in zahlreiche Ruinen zerfielen und ihre Populationen abnahmen, war die von Tabris zusehends gewachsen, und die Stadt immer größer und wohlhabender geworden. Nicht in Folge eines verbesserten Gouvernementssystems, meint derselbe, sei dies geschehen; denn wenn schon Abbas Mirza einige Verbesserungen in Feststellung der Revenuen auf einen sichern Fuß getroffen, so sei doch auch ihm die Wohlfahrt der Unterthanen dabei nur eine sehr untergeordnete Rücksicht geblieben, die bei den persischen Herrschern in der Regel gar nicht in Anschlag komme. Nur dadurch, daß er selbst mehr Theil nahm an den Geschäften als andere, kam in seinem Bereiche weniger willkürliche Expressung als in andern Gouvernements vor; jedes Dorf war aber schon auf das Maximum seiner möglichsten Abgaben angewiesen. Seitdem er aber sein Gouvernement verließ, um an der Wiedereroberung von Khorasan zu arbeiten, sank Aserbeidschan allerdings wieder tiefer zurück unter der Tyrannei seiner Brüder.

Auch waren die Grenzverhältnisse gegen das türkische Nachbarland keineswegs dazu geeignet gewesen, von dieser Seite her den Wohlstand von Aserbeidschan u heben. J. B. Fraser kam 1822 nach Tabris, als Abbas Mirza eben in Fehde mit seinem türkischen Nachbar im Westen stand; wir erhalten durch ihn einen Blick in das Getriebe jener Zeit und der kleinlichen persischen Politik mit ihren Grenznachbarn, die immer nur auf den Augenblick berechnet erscheint. Ein Verwandter des Pascha von Bagdad hatte sich vor dessen Verfolgung nach Persien geflüchtet und in Tabris Schutz gefunden. Vom persischen Schah mit

Empfehlungsbriefen und Escorte zurückgeschickt, war ihm beim Großsultan Pardon ausgewirkt. Aber von neuem verfolgt floh er zum zweiten male nach Persien; die Türken aber ihm nach, nahmen seine Schutzgarde, Offiziere Abbas Mirza's, gefangen und schleppten ihn vom persischen Boden weg nach Tokat, wo er enthauptet ward. Es sollten zu gleicher Zeit persische Mekkapilger (Schiiten) auf dem Wege bei Damaskus von den Türken (Sunniten) insultirt, zumal Frauen des Schah von Persien und andere Große an den Zollstationen mißhandelt sein; weil man sie des Unterschleifs beschuldigte, wurde das Heiligthum ihrer Zelte verletzt. Zu diesen Thatsachen kam die Eifersucht Abbas Mirza's gegen seinen Bruder Mohammed Ali Mirza, Gouverneur von Kermanschah, der sich an den Osmanen in Bagdad gerieben und dadurch mächtig geworden war. Dessen Armee war an Zahl gewachsen, während die seinige sich vermindert hatte. Auch seinerseits sein Glück zu versuchen, überfiel er ohne Kriegserklärung, nach dortiger Art der Grenzgouverneure, die türkische Grenze und belagerte Bajasid (1821); einer seiner Generale drang sogar bis Diarbekr vor und plünderte Land und Ortschaften, trieb Beute und Heerden weg. Zwar wurde derselbe unter dem Schein der Mißbilligung von dem Gouvernement zurückberufen und durch Hinterlist ermordet; aber die Pforte ließ sich dadurch nicht irre machen, als Repressalien alles persische Eigenthum in der Türkei in Beschlag zu nehmen und alle persischen Handelsleute in Haft zu setzen. Abbas Mirza rückte nun mit einem Heere von 40,000 Mann ins Feld gegen die türkische Grenze; aber es fehlte ihm an Geld, und der Schah, sein Vater, unterstützte ihn nicht, seine Fehde nur als die eines Gouverneurs mit seinen Nachbarn ansehend. Die türkische Armee belagerte Topra-Kaleh, ihr eigenes Fort im Norden des Van-See's, das damals von Persern besetzt war. Abbas Mirza concentrirte seine Macht um

Choi und rückte von da dem Feinde entgegen. Es kam zum Gefecht, er siegte, die Türken flohen. Bis zum Paß Deear, 3 Tagemärsche von Topra-Kaleh jagte er ihnen nach. Hier brach die Cholera im Lager aus und die ganze Campagne war zu Ende; der zehnte Theil der Armee fand im Lager den Tod, der Rest nahm die Retirade; Alles löste sich damals, wie Monteith und Fraser als Augenzeugen berichteten, ganz plötzlich auf. Erfolglos war die ganze Unternehmung, die Cholera aber, die sich von Bagdad aus auf der Karawanenstraße über Hamadan und Senna verbreitet haben sollte, hatte auch schon Tabris erreicht und raffte dort (Mitte Juli) täglich schon 15 bis 20 Menschen hinweg. Sie und die Pest haben oft wiederholt dem Lande gleich große Wunden geschlagen, wie solche Kriege und das Kadjarensystem.

Der Friedenstractat, der bald darauf zwischen beiden geschwächten Regierungen durch Abbas Mirza und den Seraskier von Erzerum zu Stande kam, brachte dem Thronfolger geringen Gewinn. Die Grenzen beider Reiche blieben nach wie vor, die persischen Pilger sollten ferner den Schutz der Türken genießen, die kurdischen Ueberläufer sollten gegenseitig ausgeliefert werden, und das Gouvernement von Erzerum nicht wie bisher so häufig mit seinen Paschas wechseln, wodurch allerdings bei dessen ziemlicher Selbstständigkeit, wie bei dem von Bagdad, nur zu häufig Mißverhältnisse für den Grenznachbar herbeigeführt wurden.

Solange Abbas Mirza in Tabris selbst gegenwärtig war, blieb auch sein Einfluß vortheilhaft für den Flor dieser Stadt; seine Begünstigungen fielen aber in den letzten Lebensjahren weg, als er sein größtes Interesse der Wiederbesitznahme von Khorasan zuwandte. Seit Nadir Schahs Tode hatten, bis auf die Kadjarendynastie, alle persischen Monarchen die Oberherrschaft über diese Ostprovinz aufgegeben, weil dort sich die kleinen Dynasten aus Nadir Schahs Geschlechte selbstständig festsetzten und

durch die Afghanen gehalten wurden. Als diese Enkel Nadirs unter Ahmed Schah, dem Afghanenkönige, aus Kabulistan verdrängt wurden, wußten sie sich Asyle in Herat und Meschhed zu verschaffen. Zwar setzte der persische Schah, um seine Autorität dort herzustellen, einen seiner Söhne, Hassan Ali Mirza als Gouverneur in Khorasan ein, dessen Einfluß jedoch blieb bis auf die Siege des Thronerben Abbas Mirza über die dortigen Kurdenhäuptlinge (1831 und 1832) ohne Nachdruck. Seitdem erst hielt das persische Gouvernement den Gedanken fest, sich der verloren gegangenen Ostprovinzen des Reiches wieder zu bemächtigen, und zumal zunächst Herats als des wichtigsten Mittelpunktes des orientalisch-iranischen Verkehrs mit Indien und der Bucharei sich zu bemeistern. Hassan Ali, der Gouverneur von Khorasan, vermählte sich mit einer Prinzessin des Kamran, Fürsten von Herat, und hoffte durch Gewalt und List leichter in den Besitz von Herat zu kommen, aber Feth Ali Schah begünstigte diese Pläne seines Sohnes nicht. Als Al. Burnes durch Meschhed kam (1832), traf er dort den jungen Khosru Mirza, den Sohn des Kronprinzen Abbas Mirza, als Gouverneur dieser Stadt, umgeben von britischen Offizieren, die sein Heer organisirten. Feth Ali Schah schlug auch Abbas Mirza die Unterstützung zur Eroberung Herats ab. Er erkannte die Gefahr, die Grenze seines Reiches bis zu jenen feindlich gesinnten Stämmen und Secten auszudehnen, und zog es vor, im Bunde mit Herat zu stehen und diesem die selbstständige Vorhut seiner Ostgrenzen gegen die unruhigen Afghanenstämme und die indischen Mächte zu überlassen. Aber Abbas Mirza's Einfluß siegte über den des Vaters; er sandte 1833 seinen ältesten Sohn, Mohammed Mirza (jetzt Mohammed Schah), mit dem Heere zur Eroberung nach Herat. Der Feldzug mißglückte. Er selbst starb während der Belagerung, das Heer mußte retiriren. Mohammed Mirza kehrte

im Juni 1834 zum Hofe seines ebenfalls schon kranken Großvaters nach Teheran zurück, eilte aber, den Sitz seines eignen Gouvernements in Aserbeidschan zu erreichen, wohin ihn die englische Mission mit ihrem ganzen militairischen und politischen Einflusse begleitete. Schon im Herbste darauf starb auch Feth Ali Schah zu Ispahan auf einer Expedition, die er gegen seine rebellischen Söhne und Statthalter in Ispahan und Schiras unternommen hatte, nach 40jähriger Regierung im 80. Mondenjahre seines Alters (am 23. October 1834).

Die große Verwirrung, in welche das Perserreich nach jedem Thronwechsel gestürzt zu werden pflegt, wiederholte sich auch diesmal, und nur dem Einfluß des europäisirten und besser organisirten Gouvernements und Truppencorps von Aserbeidschan, wie vorzüglich der diesmal gemeinsamen treuen Fürsorge der damals freilich zu ihrem eigenen Interesse, wie für Persiens Wohlfahrt vereinigten russischen und vorzüglich britischen Mission, welche letztere sich glücklicherweise in Tabris befand, ist die glückliche Thronbesteigung des rechtmäßigen Thronerben ohne großes Blutvergießen zuzuschreiben. Diesen Einfluß übte diesmal durch europäische Principien das geordnetere Tabris auf das Wohl von Persien aus, als der junge Mohammed Schah noch in Tabris verweilte, bis er mit Beistand britischer Offiziere, die seine Armee commandirten, und mit Vorschüssen britischer Geldsummen zur Löhnung seiner Truppen versehen, seine Gouvernementsstadt verlassen und mit seinen Truppen am 2. Januar 1835 siegreich in der Königsstadt Teheran einziehen konnte, um sich dort krönen zu lassen.

Aus dieser Periode der Entscheidung für die neuesten Zustände Persiens, welche so eng an die Culturzustände von Tabris und Aserbeidschan geknüpft sind, denen wir deshalb bei unserer Darstellung auch eine besondere Aufmerksamkeit glaubten schuldig

zu sein, rühren unsere letzten Berichte von einsichtsvollen und merkwürdigen Augenzeugen her über diese Stadt und ihr zugehöriges Gouvernement, dem schwerlich wieder, wie die letzten Jahrzehnte hindurch, eine so bedeutende Reihe ausgezeichneter europäischer Beobachter und Augenzeugen zu Theil werden wird, die als Staatsmänner, Militairs, Missionaire, oder wissenschaftliche Reisende und Gelehrte der verschiedensten Art uns einen seltenen Reichthum von Berichten aus der ganzen letzteren Periode über diesen Theil des Orients überliefert haben.

Die Reihe dieser merkwürdigen Männer beginnt mit dem mit Recht durch seine Leistungen so berühmten afrikanischen Reisenden Browne, dessen Todesbericht wir hier nur noch die Vermuthung J. B. Frasers, der dessen goldenes Chronometer in den Händen des Schahs von Persien nach dessen Tode gesehen hatte (1821), beifügen, daß die Ermordung durch den Schah selbst wahrscheinlich veranlaßt worden, damals aus Mißtrauen gegen die Briten, ihnen keinen Blick in das gegen ihn aufrührerische Khorasan zu gönnen, weshalb auch zwei andere Europäer, die bis Meschhed vorgedrungen waren, dort ihren Tod gefunden haben sollen, und Fraser bei der Durchführung seiner Khorasanreise aller jener Energie bedurfte, die diesem Reisenden eigenthümlich war. Auf Browne folgte der christliche Missionair Martyns, der in Tabris seinen Sitz aufschlug, dessen ausgezeichneteste Wirksamkeit unter den moslemischen Persern seit seinem nur zu frühzeitigen Tode (14. August 1822) wohl von keinem Nachfolger wieder erreicht ward. Seine wirksame Polemik gegen den religiösen Dünkel und die Freigeisterei der Perser beruhte auf seiner tiefen Einweihung in sein Apostelamt, auf seiner vollendeten Kenntniß der Persersprache, in die er das neue Testament meisterhaft übersetzt hatte, und auf seinem wahrhaft frommen Lebenswandel, so daß die Perser dies selbst allgemein anerkennen mußten, und er bei

ihnen nur unter dem schönen Namen „Merdi Khodai" d. i. „der Mann Gottes" im Andenken geblieben ist. Damals traf ihn die englische Embassade zu Tabris zuerst unter Sir Gore Ouseley 1811 mit dessen Bruder, dem Orientalisten Will. Ouseley, und seinem Gesandtschaftssecretair J. Morier, denen wir so wichtige Bereicherung unserer Kenntniß von Persien verdanken, vor seinem Tode, der ihn später auf einer Reise zum armenischen Patriarchen nach Etschmiazin in Tokat ereilte. Er hinterließ bei seiner Abreise von Tabris seine theologischen mit den Mullahs gehabten Disputationen schriftlich und forderte sie auf, ihn zu widerlegen. Dies geschah nicht, weil sie nicht damit zu Stande kommen konnten. Auch die gelehrtesten Mullahs von Kerbela wußten nichts darauf zu erwiedern, obwohl der Kaimakan oder Premierminister Abbas Mirza's, Mirza Buzurg, damals sich dieser Angelegenheit sehr annahm. Später ist sie über dem politischen Treiben in Vergessenheit gekommen. Damals war es, als Browne, Capitain Monteith von den Madrasingenieurs und Snodgrass von der Bombayarmee ihre astronomischen Ortsbestimmungen und Aufnahmen zu Tabris begannen, denen späterhin unter Mitbeihülfe des indo-britischen Gouvernements die ganze Landesaufnahme gefolgt ist.

Damals commandirte dort Major d'Arcy Todd das Militairdepartement, dem wir Routiers und Messungen über Aserbeidschan verdanken. Die britischen Majore Stone, Christie, Lindsay, G. Willock, der Arzt Campbell, deren einige späterhin als sehr thätige Männer sich hervorthaten, waren dort angestellt, als zu Ouseley's ersten Versuchen zu Friedensunterhandlungen sich auch die russischen Offiziere Papoeuf und der K. Rath v. Freygang, durch seine Briefe über die kaukasischen Landschaften bekannt, für den Generalgouverneur von Georgien als Unterhändler einfanden. Die antiquarische Ausbeute, auf welche damals der Orien-

talist W. Ouseley ausging, war im modernen Tabris, das in dieser Hinsicht freilich nicht mit Balk, Schiras, Susa, Hamadan, oder andern Perserstädten rivalisiren kann, verhältnißmäßig nur gering und bestand nur aus Gold- und Silbermünzen mit arsacidischen und griechischen Legenden und einigen geschnittenen Steinen, deren Ergebniß auf Platte LIX. seines Reisewerks mitgetheilt ist. Als späterhin Ker Porter wiederholt auf dem Hin- und Rückwege seiner großen persischen Reise eine längere Zeit (im Sommer 1819 4 Monate) in Tabris verweilte, war dort ein bedeutender Zusammenfluß zur europäischen Umgestaltung zusammenwirkender Kräfte vereinigt, welche bei der Liebenswürdigkeit seines graziösen Gastfreundes, des Kronprinzen, ihm wohl zu sanguinische Hoffnungen eines glänzenderen Erfolges persischer Fortschritte einflößten. Englands Politik, verschieden von dem französischen Interesse, das früher festen Fuß in Persien gesucht hatte, um eine Militairstraße durch dieses Land nach Indien zu gewinnen, lag es vor allem daran, Persien in statu quo zu erhalten, durch seinen Einfluß zu dominiren und zu stärken, um durch dessen Vorhut eine undurchdringliche Barriere für seine Besitzungen in Indien sich zu erhalten. Deshalb förderte England damals nicht nur jene Organisirung der Infanterie und Artillerie des Heeres, sondern leistete auch große Subsidien, schickte mit General J. Malcolms, im Verlauf von 15 Jahren dreimal wiederholten, politischen Missionen jene zahlreiche Schaar britischer Offiziere aus Indien nach allen Richtungen durch ganz Persien zur Recognoscirung des Landes, deren Resultate wir in den classischen historischen Werken des Generals und in dem geographischen Memoire seines politischen Assistenten über Persien niedergelegt finden, mit welchem die wissenschaftlichere Kenntniß von Persien erst ihren Anfang nahm. Viele Offiziere und Volontairs der indo-britischen Armee wurden zur persischen Armee

geschickt, dort in dem Exercitium und in der Taktik zu instruiren, und viele Hunderte von Handwerkern und Künstlern aller Art dahin befördert, um auf europäische Weise alle zu der Ausrüstung eines Kriegsheeres, der Artillerie und Festungen gehörige Arbeiten zu leiten.

Der Vereinigungspunkt dieser Thätigkeit war und blieb Tabris, zumal da der bejahrte Feth Ali Schah in der letzten Reihe seiner Regierungsjahre das Departement der auswärtigen Angelegenheiten seines Reiches ganz in die Hände seines Thronerben in Tabris hatte übergehen lassen. Die Aufgabe war für die schon geschwächten Schultern nicht gering, die Arbeit groß, der Erfolg verhältnißmäßig gut, die tapfersten persischen Truppencorps, ohne alle Disciplin mit größter persönlicher Bravour wie wilde Thiere kämpfend, mußten früherhin doch nur zu oft dem geringern Feinde den Rücken kehren. Das Feudalwesen der unabhängigen Tribus, ihr Nomadenleben und die Willkür ihrer Heimkehr aus dem Kriegsfelde, ihre nur scheinbare Organisirung nach Stämmen, von einheimischen Häuptlingen geleitet, die eigentlich nur den Umständen folgten, der Mangel gleichartiger Bewaffnung, regelmäßiger Verproviantirung und der bei der neuen Organisation nothwendige weit größere Aufwand der Finanzmittel, alles dies legte nebst den früher genannten fortwährend die größten Schwierigkeiten der Ausführung entgegen, die immer nur theilweis auf gewisse Truppencorps beschränkt bleiben konnte.

Bei einer Population von etwa 12 Millionen Seelen und bei viertehalb Millionen Tomans d. i. gegen 2 Millionen Pfd. Sterl. Einkünften schätzte man die größte Zahl der waffenfähigen Mannschaft auf 250,000 Mann, vorzüglich Reitervolk, nach Tribus in Districten vertheilt, die unter einheimischen Chefs, jedoch niemals in Einklang, wirksam werden konnte.

Davon machten, außer etwa 2000 Cavalleristen von Söhnen der Großen im unmittelbaren Dienste des Schah und 10,000 Mann Reiterei, nur noch die 12,000 Mann Fußvolk die Djan Baze aus, ein im fortwährenden Solde stehendes Heer, die seit Schah Abbas' Zeiten (schon damals durch die Europäer, die Schirleys, eingerichtet, denen aber die Eifersucht der einheimischen Großen im Wege stand) gleich den türkischen Janitscharen Sultan Selims meist im Dienst bei Hofe standen, auch uniformirt waren und im Kriege wie im Frieden gegen die rebellischen Tribus und Horden gute Dienste thaten.

Statt dieser unsichern Macht war nun schon (1819) der Anfang zu einer zuverlässigern Stütze des Thrones der Kadjaren gebildet. Unter Colon. d'Arcy von der königlichen Artillerie und Major Lindsay vom Madras-Etablissement waren 6 Truppencorps Infanterie regulirt, jedes mit 6 Kanonen und Haubitzen; die Formirungen der Cavalleriecorps unter dem Colon. Drouville und unter Lieutenant Willock als Lanciers kamen, aus Nationalvorurtheil, sich selbst schon für vollendetere Cavalleristen haltend, weniger zur Reife. Auf diese Weise waren 11 bis 12,000 Mann, ein nicht zu verachtender Kern einer für den Orient nicht unbedeutenden Macht disciplinirter Truppen, schon damals gebildet, die, bis zu 50,000 herangewachsen, Persien zu größter Selbstständigkeit verholfen haben würden. Aber schon fingen die Kräfte zu erlahmen an, und aus unbekannten Gründen traten nach und nach alle britische Offiziere von diesen Truppen ab, bei deren Infanterie nur der einzige britische Commandeur Capitain Hart zurückblieb.

Derselbe Capitain Hart, der Reisegefährte Major Keppels und Lambs, die 1824 Tabris besuchten, war damals Commandeur der Leibgarde des Kronprinzen, Dr. Mc. Neill und nachher Dr. Cormick waren dessen Leibärzte. Der Major Bacon, Capi-

tain Rich. Wilbraham, Verfasser der Reisen in Transkaukasien, waren dort gegenwärtig; ebenfalls der russische Chargé d'Affaires Colonel Mazerowitch, so daß zu einem Gastmahle bei diesem die seltsamste Völkerkarte, wie dies nur in Tabris möglich war, von christlichen Gästen vieler Nationen und Diener von allen Religionsbekenntnissen beisammen sich befanden; einige 20 Personen: Franzosen, Spanier, Italiener, Deutsche, Holländer, Russen, Griechen, Briten, Slavonier, Armenier, Georgier, Araber, Perser; und von Dienern: Russen, Perser, Indier, Türken, Kalmüken, Tartaren. Später, 1829, machte der deutsche Reisende Prof. Schulz dort während acht Monaten seine orientalischen, der deutsche Missionair Hörnle 1831 seine kurdischen Studien und Forschungen; seit 1830 begründeten hier die Nordamerikaner Eli Smith und Dwight ihre evangelische Mission für die Nestorianer, die erst später unter Mr. Perkins und Dr. Grant nach Urmia übergesiedelt wurde (1832).

Zu jener Zeit brachte der um Persien hochverdiente Colonel J. Macdonald Kinneir, seit 1826 politischer Resident am Hofe des Schah, welcher den Frieden 1826 zwischen Persien und Rußland vermittelte, die letzten Jahre seines Lebens hier zu (er starb 1831); ihm und seinen Geschäftsführern folgten die Gebrüder Willock, früher Commandeurs der persischen Truppen, Sir H. Willock, welchem letztern, dem Residenten zu Tabris, wir die Rettung des Schulzischen Nachlasses verdanken.

In diese Zeit der letzten, schon geschwächten Lebensperiode Abbas Mirza's fällt E. Smiths sehr unbefangenes Urtheil über die Stellung dieses Prinzen und die Zustände von Tabris. Abbas Mirza zog auch ihn durch seine glänzenden Eigenschaften an; aber übertrieben war sein Ruhm und die Hoffnung, die man auf ihn als auf einen Reformator in Persien gesetzt hatte.

Er war noch immer Patron der Europäer und ihrer Neuerungen Stütze; er übte Toleranz gegen alle Religionen: aber sein ausschweifender Lebenswandel, wie bei allen persischen Großen, hatte ihn sehr heruntergebracht und seinen Charakter vielfach befleckt; er war Trinker, Geizhals, Doppelzüngler geworden, riß voll Habsucht Alles an sich und herrschte ganz nach Willkür, wie seine Vorgänger. Das Eigenthum der Fremden respectirte er jedoch mehr als sie; die Kurdenräuberei hatte er unterdrückt; aber die Justiz war verkäuflich, die Gouverneur- und Beamtenstellen wurden den Meistbietenden überlassen, von der Leitung seines unumschränkten Kaimakan (Groß-Vezirs) war der gute wie der böse Gang der Dinge abhängig.

Tabris war zur blühendsten Stadt im persischen Reiche geworden, nicht durch die Anstrengungen des Gouverneurs, sondern durch den während gesicherter politischer Zustände belebteren Handel und Verkehr. Die Industrie war nur wenig gehoben; Weberstühle in den meisten der Familien der Stadtbewohner sorgten für das nächste Bedürfniß der Bekleidung des gemeinen Mannes; die wenigen Seidenweber, welche das Product von Mazenderan verarbeiteten, lieferten nichts von Bedeutung; die Kramläden der Stadt nur die gemeinste Waare. Alles andere, wofür vielseitiges Bedürfniß und luxuriöseres Leben erweckt war, mußte durch Importen herbeigeschafft werden. Die Magazine der Karawansereis zu Tabris füllten sich mit den Industriewaaren und den Luxusartikeln des reichen Indiens und Europa's; der Transito von Konstantinopel über den Pontus und aus Rußland über den Kaspischen See durch Aserbeidschan war ungemein gestiegen. Jährlich schätzte man den Werth des Durchgangs russischer Waaren von Astrakhan auf diesem Wege durch Tabris allein auf 600,000 Toman (300,000 Pf. Sterl., oder 1,800,000 Dollar). Die Gewebe von Kasch-

mir wurden von den indischen Kaufleuten selbst bis hieher gebracht und für den Bazar von Konstantinopel gegen Manufacturwaaren aus Europa umgesetzt. Vom britischen Indien wurden die Waaren über Abuschir, eben so wie die arabischen auf diesem Wege oder über Bagdad eingeführt. Der ganze Handel war bis dahin noch in den Händen der Einheimischen geblieben, welche sich dadurch ungemein bereicherten. Noch hatte sich kein englisches, kein europäisches Handelshaus in Tabris etablirt; der vielen glänzenden Embassaden der Briten ungeachtet hatte England noch keinen Handelstractat mit Persien zu Stande gebracht. In Trapezunt war der nächste englische Consul mit der Freiheit, durch seine Agenten Geschäfte mit Tabris zu machen; Erzerum wurde zur Commandite, um auf kürzerem Wege und wohlfeiler die englischen Waaren zu erhalten als zuvor ausschließlich über Abuschir, wo der Landestransport durch 1200 englische Miles für die Ladung 10 bis 14 Tomans Kosten verursachte, während derselbe über Trapezunt nur halb so weit und um die Hälfte wohlfeiler ist. Dieses Fortschrittes ungeachtet, dessen Gewinn größtentheils den Eingebornen als activen Handelsleuten zu Theil ward, lockte die Unsicherheit des politischen Zustandes von Persien noch keinen Großhandel von Europa dahin, zumal bei der noch vorherrschenden Gewöhnung der persischen Einkäufer, dem Markte von Stambul am Bosporus vor allen anderen den Vorzug einzuräumen.

Mit diesen Angaben stimmen auch die des jüngsten, trefflichen, in Persien ganz einheimisch gewordenen Beobachters J. B. Fraser, überein, der unmittelbar vor und nach dem jüngsten Regierungswechsel, welcher den gegenwärtigen Zustand der Dinge in diesem Reiche herbeigeführt hat, in Tabris war. Er erholte sich hier (1843) zunächst von seinen Abenteuern in Ghi-

lan, Mazenderan und den Talisch-Alpen, als Abbas Mirza gestorben, dessen ältester Prinz und nächster Thronerbe, Mohammed Mirza, im Sommer aus Khorasan zurückgekehrt, seinen Gouvernementssitz an der russischen und türkischen Grenze zu Tabris einnahm, während sein Großvater, der greise Feth Ali Schah, schon seinem Ende nahe war.

Zwar hatte früher Ker Porter unter den großen Veränderungen, die im Oriente vorgingen, auch die veränderte Prinzenerziehung gegen die frühere Zeit mitaufgezählt, wo sie nur im Harem eingeschlossen blieben, bis ihre Zucht einem Mullah übergeben ward, eine Erziehungsweise, aus der freilich nicht viel Gutes hervorgehen konnte. Abbas Mirza hatte besser für den Unterricht seiner Nachkommenschaft gesorgt, sie im Lesen, Schreiben, in der Astronomie, Mathematik, Poesie u. s. w. belehren lassen und mit allem bekannt zu machen geboten, was innerhalb und außerhalb des Palastes vorgehe; aber doch scheint darum das Rechte auch nicht getroffen worden und keine Verbesserung derselben erzielt worden zu sein.

Der junge, erst 28 Jahr alte Prinz Mohammed, von sehr corpulenter Gestalt, entwickelte in dieser allerdings kritischen Lage doch sehr wenig Energie des Charakters, keine Vorsorge für die Zukunft und ließ gedankenlos sein Schicksal ganz in den ungeschickten Händen seines Kaimakan und der politisch klügern, für sein Wohl besser besorgten Fremdlinge, weil dies auch zugleich das ihrige war.

Die Truppen von Tabris standen bei seiner Rückkehr im Felde gegen die türkische Grenze, von britischen Offizieren geführt, um Verhandlungen einzuleiten und Tractate zu schließen mit den kurdischen Wandertribus, welche auf jener Grenze hin und her ziehen und bei jedem Regierungswechsel von größter Bedeutung werden können. Die Provinz war während seines Vaters

Abwesenheit ausgesogen durch seine Brüder und die Beamten, denen derselbe das Gouvernement überlassen hatte. Der Hof war selbst in Khorasan arm geworden; in Aserbeidschan waren die Cassen leer, die beiden Brüder (Jehangir und Khosrow Mirza) mußten nun zur Strafe ihrer schlechten Verwaltung in das Gefängniß nach Ardebil abgeführt werden. Die Macht im Lande war und blieb concentrirt in der Person des Kaimakan oder Premierministers Mirza Abul Cassim, eines Mannes von ausgezeichneten Eigenschaften, welcher als der genaueste Kenner des Landes, der berechnendste Finanzier, aber dabei als der schlaueste politische Intriguant, als ein wortbrüchiger Betrüger und Heuchler, der alles versprach und nichts hielt, ein Schlemmer, voll Anmaßung, Grobheit und Habsucht, dessen unumschränkter Einfluß selbst dem Prinzen unerträglich ward, geschildert wird und der bald nach der Thronbesteigung Mohammeds in einem Anfalle des Zorns nach des Schahs Befehle erdrosselt ward. Damals war dennoch nach Frasers wiederholter Versicherung Tabris der blühendste Ort im Reiche (1834), weil er unabhängig von dem Gouvernement, durch den unternehmenden, sehr thätigen Kaufmannsstand zum Hauptemporium für Ost- und Südpersien sich erhoben hatte, und das Entrepot geworden war auf den hier sich durchkreuzenden, stark besuchten Karawanenstraßen, nordwärts durch Kaukasien und Tiflis zum russischen, wie westwärts durch Asia Minor nach Konstantinopel zum türkischen Reiche und zum neu belebten Verkehr des Mittelmeeres mit den Europäern. Aus Indien, der Tartarei und Bucharei führte die Heratroute ihre Waaren herbei. Von Tiflis und Rescht kamen alle russischen Producte für den Consumo der südlichen und westlichen persischen Provinzen, so wie die geringe Zahl russischer Fabrikate, die durch den hemmenden Zolltarif der Capitale Transkaukasiens, Tiflis, zu exportiren gestattet

waren. Ueber Erzerum kam dagegen die ganze Fluth der Waaren von Stambul, wie der englischen Fabrikate über Trapezunt, oder auf dem anatolischen Landwege über Tokat hierher. Den Gesammtumsatz des europäischen Handels, den russischen mit eingeschlossen, schätzt Fraser auf eine Million Pfund Sterling an Werth und eben so reich den des heimischen Binnenverkehrs, eine Geldsumme, welche für ein so geldarmes und entvölkertes Land wie Persien als sehr bedeutend erscheint und den sichtbar sich hebenden Wohlstand der Bewohner von Tabris in neuerer Zeit, aller orientalischen politischen Wechsel ungeachtet, hinreichend erklärt. Aus dieser Stadt kann man sich auf die eine Weise durch die kurze Strecke von 80 Stunden Wegs nach Tiflis, wo ganz europäisches Leben vorherrschend geworden ist, auf das schnellste aus dem Orient in den Occident zurückbegeben, oder auch in der andern Richtung, die nicht viel entfernter ist, über Erzerum nach Trapezunt übersiedeln, von wo in wenigen Stunden die europäische Welt am Bosporus erreicht wird. Diese eigenthümliche Stellung zu Europa theilt keine der andern persischen Capitalen; es wird dieser daher fortan in dem nun immer wachsenden Verkehr mit dem Occident wohl eine immer höhere Bedeutung in Beziehung auf die Civilisation des Perserreiches zu Theil werden."

So weit folgten wir der vortrefflichen Darstellung Ritters von jener merkwürdigen Episode der persischen Geschichte unter Feth-Ali-Schah, wo dessen hoffnungsvoller Sohn Abbas-Mirza, der seinen alten Vater an Talent, Einsicht und Thätigkeit so weit überragte, mehr als dieser selbst die Zügel der Regierung leitete, den europäischen Rathgebern sein Ohr öffnete und den Reformideen Europa's (zunächst freilich nur in militairischen Dingen) in das Herz von Asien Bahn brach. Selbst die Herrscher in Afghanistan und Bochara konnten sich nicht ganz außer-

halb der Bewegung halten, mußten militairische Neuerungen einführen und Exercirmeister kommen lassen, welche einige Kenntniß von den militairischen Einrichtungen Europa's hatten und ihren ungeregelten Truppenhaufen etwas von jener Ordnung und Disciplin beizubringen wußten, in welcher die eigentliche Geheimlehre des europäischen Uebergewichts über die asiatische Barbarei besteht und die für jene Herrscher wenigstens ein sicheres Mittel war, der Anarchie im Innern Meister zu werden und ihren schwankenden Thronen eine feste Stütze zu geben.

Die Hoffnungen sanguinischer Politiker, welche von diesen nothwendigen Neuerungen eine Wiedergeburt oder Verjüngung asiatischer Völker erwarteten, die nach Anderer Ansicht ihre große historische Rolle für immer ausgespielt haben und nie wieder aus ihrer Versunkenheit sich erheben werden, sind freilich unbefriedigt geblieben. Der Fortschritt der Völker ist überhaupt stets und überall nur ein Werk der Zeit gewesen und wo man durch Sprünge oder Revolutionen den Fortschritt unnatürlich vorwärts trieb, hat sich das immer nach wenigen fieberhaften Jahren durch Reaction und Abspannung gerächt. Das organische Wachsthum, der wirklich wohlthätige und sichere Fortschritt eines Volkes bedarf der Jahrhunderte. So wird auch Asien sich nicht so schnell aus dem langsamen Siechthum erholen, in welches es politische Katastrophen, verheerende Kriege, Anarchie und lähmender Despotismus während der letzten Jahrhunderte gebracht. Persien ist überdieß durch weite Länderstrecken von Europa und dem anziehenden Einfluß seiner Cultur getrennt. Das türkische Asien ist fast auf derselben Stufe des Zerfalls und der Zerrüttung und die Reformbestrebungen der Pforte in den letzten Jahrzehnten haben dort noch weit weniger Wurzel gefaßt und Segen gebracht, als in der europäischen Türkei. Wäre der bewegliche, fleißige und industriöse Perserstamm mit seinen vortrefflichen

Geistesanlagen und höchst geschmeidigem Charakter an der Stelle der arbeitscheuen und culturunfähigen Türken, welche nur im Kriegshandwerk Großes geleistet, Bewohner der Länder am schwarzen Meer und Beherrscher des Bosporus und der Dardanellen, so würde auch die europäische Bildung im Orient einen ungleich empfänglicheren Boden gefunden und ganz andere Resultate hervorgebracht haben. Der lernbegierige, eifrige und gewinnsüchtige Perser würde sich schnell die Mittel und Vortheile der europäischen Technik angeeignet und der Culturpropaganda nach Asien eine breite und starke Brücke geschlagen haben. Der Türke wird trotz seiner mannigfachen ehrenwerthen Eigenschaften selbst im europäischen Reformrock ein Barbar bleiben, wird sich weder den Fleiß, noch das schaffende Genie der abendländischen Völker aneignen, wird schneller von den Lastern als von den Tugenden Europa's angesteckt sein und im Contact mit unserer Cultur jene ehrenwerthen alttürkischen Charakterzüge: die Worttreue, die Redlichkeit, den ehrlichen Sinn einbüßen. Für Persien war das wesentlichste Hinderniß des Fortschritts seine übergroße Entfernung von Europa. Als europäisches Nachbarreich hätten selbst seine schlechten Herrscher sich der Reform nicht entziehen können und der Contact mit Europa hätte bei diesem Volk einen schaffenden Geist geweckt auch ohne Impuls von oben, den bei den Türken Mahmud II. gab ohne damit Großes zu erreichen. Unter den weit bildungsfähigeren, lebenskräftigeren und rührigeren Persern könnte noch heute ein Regenerator, welcher mit dem feurigen Willen und der Thatkraft die Einsicht und Beharrlichkeit des großen Peter verbände, Ungeheures wirken und im Herzen Asiens zwischen Rußland und Britisch-Indien ein starkes und mächtiges Culturreich gründen. In der Türkei wäre dies bei der Degeneration der Race, bei der Fäulniß der Charaktere unter den höhern Ständen, bei dem

numerischen Mißverhältniß der türkischen Bevölkerung gegen die Raja nicht mehr möglich.

Abbas-Mirza, welcher in den ersten Jahren seines Auftretens die Freunde des Orients und der Reform zu so überschwenglichen Hoffnungen berechtigte, war, wie der Leser aus obiger Zustammenstellung der Berichte und Mittheilungen bewährter Augenzeugen der persischen Verhältnisse jener Periode ersehen, keineswegs der Mann, dessen ein so tief gesunkenes Reich zu seiner Wiederauferstehung bedurfte. Er wurde das frühe Opfer sinnlicher Leidenschaft und auf seinen krankhaften Sohn Mohamed-Mirza, welcher nach dem Willen seines alten Großvaters Feth-Ali-Schah zum persischen Thronerben ausersehen war, hatten sich nur die sinnliche Genußsucht und frühe Hinfälligkeit des Vaters, nicht sein leichter Anflug von Genie, nicht seine ritterlichen Eigenschaften, nicht sein jugendlicher Enthusiasmus für Neuerungen und Verbesserungen und für die Einrichtungen Europa's vererbt. Seine Thronbesteigung stieß gegen die allgemeine Erwartung auf geringeren Widerstand als zu erwarten war. In diesen ruinirten, verwahrlosten Provinzen, in diesen verfallnen und verkommenen Städten konnten nicht einmal die Elemente eines kräftigen und hartnäckigen Bürgerkrieges geweckt werden, obwohl die Lust dazu den zahlreichen Thronprätendenten nicht fehlte. Feth-Ali-Schah hatte in den letzten Jahren seiner Herrschaft, wo sein alternder Geist immer schwächer und seine Laster von Geiz, Habsucht und Ueppigkeit immer stärker wurden, die Verwaltung und Einkünfte der Provinzen des Reichs ganz seinen vielen Söhnen überlassen. Er pflegte damit die vielköpfige Hydra der Prätendenten und Parteiungen. Als ihn endlich in Ispahan im Jahr 1843 der Tod erreichte, suchte jeder seiner Söhne seinen Anhang zu vermehren, um des verwaisten Thrones sich zu bemeistern. Aber

die materiellen Mittel reichten nicht aus zur Befriedigung ihrer Herrschergelüste. Diese Mittel waren eben so armselig und bettelhaft, als ihr Charakter schwach, als ihr Geist impotent war. So reichte die geringe Macht von Abbas-Mirza's jungem Sohne und die Unterstützung, welche ihm britisches Gold und die Organisirung eines kleinen disciplinirten Truppencorps unter dem Commando der englischen Offiziere Nisbitt und Sir Henry Bethune Lindsay zuführte, vollkommen hin, den Erfolg des Thronerben zu sichern, den Zile Sultan, welcher sich zu Teheran in aller Eile zum Schah von Persien hatte ausrufen lassen, wieder zu stürzen, die rebellischen Oheime in Fars zu Paaren zu treiben und siegreich den Einzug in der neuen persischen Capitale zu halten. Die Kadscharen Dynastie erhielt sich gegen alle Erwartung trotz der physischen und moralischen Erbärmlichkeit ihrer Mitglieder. Das persische Reich war zu tief zerrüttet und geschwächt und die Nachbarreiche ihrer Seits zu ohnmächtig, um Mohamed-Mirza und seinen europäischen Protectoren einen ebenbürtigen Rivalen entgegenstellen zu können. Auch das Affscharen-Geschlecht war zu versunken und zu verkommen, um aus seiner Mitte gegen die herrschende Kadscharenfamilie einen Mann vom Schlage Nadir-Schahs barbarischen Angedenkens aber ächt morgenländischen Heldengepräges als Führer einer Parteibewegung zu stellen. Selbst in den fernsten Provinzen siegte überall die von britischen Commandanten streng aufrecht erhaltene europäische Disciplin der neuformirten Truppen über die asiatische Unordnung, Impotenz und Barbarei. Die rebellischen Oheime vermochten diesen kleinen Corps nur ohnmächtigen Widerstand entgegen zu stellen und wurden großentheils als Gefangene nach Teheran geschickt, wo die einen, wie man sagt, der Cholera oder der Kerkerluft erlagen, die anderen

aber später Gnade fanden, und theilweise wieder als Statthalter angestellt wurden.

In den ersten Jahren der Herrschaft Mohamed-Schahs, als sein Körperumfang und seine Freßbegierde noch geringer waren und von der bösen Gicht, welche ihm später den Thron zum leidenvollen Marterstuhle machte, noch kaum die ersten Vorboten sich eingestellt hatten, spukte in dem jungen Fürsten etwas von den ehrgeizigen Gelüsten seines Vaters. Er beschloß, sich das abtrünnige Khorasan wieder zu unterwerfen und die Eroberung Herats zu vollenden, welche ihm und seinem Vater Abbas-Mirza früher nicht geglückt war. Die britische Mission, welche die Erhaltung unabhängiger Herrscher auf den verschiedenen Thronen von Afghanistan als dem Interesse Englands und seiner Herrschaft in Indien am besten entsprechend erachtete und jede Schwächung der mohamedanischen Mittelstaaten zwischen den Grenzen Englands und Rußlands durch gegenseitige Kriege als eine Calamität, als eine Gefahr für die Zukunft des indischen Reiches betrachtete, suchte vergeblich den jungen Herrscher von diesem Plan abzubringen, welchen die russische Mission insgeheim zu unterstützen schien. Ob die Vergrößerung Persiens durch Herats Eroberung, ob die Erstarkung seiner neugebildeten militairischen Macht durch solche kleine Uebungsfeldzüge gegen die minder starken moslemischen Nachbarfürsten gerade in Rußlands Interesse lag oder ein Nachtheil für England war, haben gründliche Kenner der dortigen Verhältnisse mit Recht bezweifelt. Ich habe in Erzerum und Tabris mit Engländern verkehrt, welche die orientalischen und namentlich persischen Zustände aus jahrelanger eigener Anschauung und gründlicher Erfahrung kannten und die gleichwohl die Meinung Moriers theilten, daß die englische Regierung der politischen Wichtigkeit Persiens viel zu großen Werth beilege und seiner freundschaftlichen Verbindung mit

diesem Lande und seinem Einflusse am Hofe von Teheran weit größere Opfer bringe, als dieser geschwächte, zerrüttete und verarmte Staat zumal bei seiner großen Entfernung von den Grenzen Indiens verdiene. Rußland aber hat als nächster Nachbar allerdings ein näheres Interesse und wenn der damalige russische Gesandte Graf Simonitsch insgeheim die Eroberungsentwürfe des jungen Schah begünstigte, so geschah es wohl eigentlich nur, um den britischen Einfluß zu verdrängen und Englands politischen und militairischen Agenten in Persien entgegenzuwirken. Hätte damals der englische Gesandte Sir Henry Ellis dem Feldzuge gegen Herat das Wort geredet, so würde Graf Simonitsch wahrscheinlich für den Frieden intriguirt haben. Russischer und englischer Einfluß führen sich am Hofe von Teheran beständig Krieg und oft geht der persönliche Eifer und die persönliche Eifersucht der Diplomaten beider Großmächte und ihres untergeordneten Personals, welches in der Thätigkeit und in den Ränken der Diplomatie ein specifisches Mittel gegen die tödliche Langweile ihres freudlosen Aufenthaltes in der persischen Capitale sucht, viel weiter, als der Wunsch und Wille ihrer Regierungen. Trotz der Erklärung von Sir Henry Ellis, daß England sich durch die Eroberung irgend eines Territoriums von Afghanistan verletzt sehen würde, wurden die Vorbereitungen zur Expedition unausgesetzt betrieben.

Aus diesem Grunde verließen im Juni 1837 alle britischen Offiziere die persische Armee. Die russische Mission aber unterstützte die Unternehmung mit ihrem Rathe und begleitete den Schah auf diesem Feldzuge bis unter die Mauern von Herat, wo der blöde Kamram-Schah und sein kluger Vezir Yar Mohamed, der gleichfalls den europäischen Neuerungen im Militairwesen hold war, sich zum hartnäckigen Widerstand rüsteten. Anderseits hatten sich Dost Mohamed von Kabul und Kohundil

Khan von Kandahak Persien genähert und um die Freundschaft des jungen Schahs so wie seines mächtigen russischen Protectors nachgesucht. Bedroht von den Waffen Runschid Singhs und der Engländer glaubten diese afghanischen Fürsten an Persien und Rußland eine Stütze suchen zu müssen, obwohl das letztere zu entfernt und das erstere zu schwach und zu zerrüttet war, um ihnen irgend wirksamen Beistand gewähren zu können. Bekanntlich war der persische Kriegszug gegen Herat und die Belagerung dieser Stadt im Jahr 1838 erfolglos. Ermüdet und durch Entbehrungen und Krankheiten geschwächt kehrte das schlecht geführte persische Expeditionscorps zurück und von dieser Zeit an war der gichtbrüchige Schah von allen Eroberungsgelüsten radical geheilt, während sein physisches Leiden und die Schwäche seines Geistes und Charakters von Jahr zu Jahr zunahmen.

In dieser Zeit geschah es, daß auch einmal der französische Einfluß am persischen Hofe sich wieder geltend zu machen suchte. Seit der Bonapartistischen Mission, deren Schicksal Jaubert beschrieben, zu Anfang dieses Jahrhunderts, hatte Frankreich keinen ernstlichen Versuch mehr gemacht, in die politischen Verhältnisse Innerasiens sich zu mischen. Frankreich steht mit Persien in fast keinerlei mercantilischem Verkehr. Sein Interesse an der Erhaltung des persischen Staats, an seiner Erstarkung oder seinem Verfall ist noch weit geringer als das Interesse Oesterreichs, welches dem Orient doch viel näher liegt, auch mehr Fabrikate nach Persien absetzt und schon durch sein geographisches wie politisches Verhältniß Rußland gegenüber angewiesen ist, dessen östliche Politik zu überwachen. Das französische Cabinet aber hat von seinen Pflichten, die Würde Frankreichs als Großmacht nach allen Seiten hin zu behaupten und seinen politischen Einfluß auszudehnen, in der Regel eine andere Ansicht gehabt, als

das Wiener Cabinet, das sich nicht einmal in die Händel mischen wollte, die vor seinen eigenen Thoren statt hatten.

Mohamed-Schah hatte bei all' seiner geistigen Beschränktheit, seiner Sorglosigkeit und Apathie doch Einsicht genug, um zu erkennen, daß er die Besteigung und Behauptung seines Thrones lediglich den militairischen Verbesserungen verdanke, welche britische Offiziere in das zerrüttete persische Heerwesen gebracht hatten. Er begriff auch, daß die ungeschmälerte Erhaltung des Reiches gegen die Ambition seiner Oheime und Nachbarfürsten lediglich von der Erhaltung der militairischen Einrichtungen auf europäischem Fuße und besonders von der strengen Disciplin abhänge. Da England schmollte und Rußland ein zu gefährlicher Nachbar und Rival war, um Offizieren seiner Wahl die Dressur und das Commando persischer Truppen anzuvertrauen, so erinnerten sich die Weisen am Hofe von Teheran, daß es außer diesen beiden Feringhimächten, den einzigen, die der gemeine Perser kennt, noch andere in Europa gäbe. Die politische Wissenschaft und Staatenkenntniß ist in Teheran noch heute nicht viel erleuchteter, als zur Zeit, wo sie der geistreiche Morier studirte und persifflirte. Sein unübertroffener Roman Hadschi-Baba zeichnet die Zustände, den Geist und die Sitten der Perser in schärferen Umrissen als alle Reisebeschreibungen. Das Schema der europäischen Staatenkunde, welches der persische Exbarbier und neugebackene Diplomat als Product türkischer Conversation entworfen und seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eingereicht hatte, bildet ungefähr noch heute die Grundlage der Kenntniß persischer Diplomaten in ihrem Verkehr mit Europa. Vermehrt ward dieses Wissen nur durch die ferne Kunde der französischen Glanzzeit und der Thaten Napoleons, dessen Gesandtschaft in Persien nicht unwillkommen war, denn sie brachte Geschenke. Der persische Hof erinnerte sich in seiner Verlegen-

heit der alten Dienstanerbietungen Frankreichs und stellte an diese Großmacht, der man mehr Vertrauen schenken durfte, da sie in Asien keine Besitzungen hatte, das Gesuch um Exercirmeister.

Hussein-Khan, ein schöner Mann und gewandter Intriguant, sonst aber nicht von bestem aristokratischem Vollblut oder von besonderm Ansehn, wurde mit dieser Mission betraut. In Paris machte man von der Ankunft dieser persischen Gesandtschaft mehr Aufhebens als sie verdiente. Die Franzosen, welche weder gerne reisen noch fremde Länderkunde studiren, stellen sich Persien anders vor als es ist und denken, wenn sie vom Orient hören, an die arabischen Mährchen, an Harun al Raschid und die Wunder von Bagdad. Die französischen Reisebeschreibungen aus dem vorigen Jahrhundert gehören zu den schlechtesten und unzuverlässigsten, die wir besitzen, und tragen mehr dazu bei, die Begriffe zu verwirren als aufzuklären. Tavernier, Chardin und andere der frühern Berichterstatter über Persien waren Juweliere, Kaufleute oder wie Clavijo, Olearius Gesandte, die, wie Ritter ganz richtig bemerkt, auf die Höfe und Audienzen, auf die Etiquette, auf Prunk und Geschmeide übertriebenen Werth legten und von dem Lande nur die Capitalen und Emporien an den großen Lagerstraßen sahen, von dem Binnenlande und dem Volke nur wenig. Erst die neuern Reisenden, besonders die Engländer haben uns über Persien, über den Verfall dieses Reiches und über den elenden verkommenen Zustand seiner Bevölkerung treuen Bericht gegeben und die nackte, dürre Wahrheit gesagt Das unwissende französische Publicum hat ihre Bücher freilich nicht gelesen und mochte wohl auch um so lieber an seinem alten Irrthum festhalten als die französische Nationaleitelkeit bei dem glänzenden Empfang dieser persischen Gesandtschaft im Thronsale der Tuilerien mehr Befriedigung fand, wenn sie

wähnte dieselbe komme vom mächtigen Herrscher eines blühenden Reiches, um Frankreich und dem Staatsoberhaupt zu huldigen.

Hussein-Khan, welchen der Zufall oder eine Anwandlung von gnädiger Laune des Schah zu dieser Mission berufen, spielte seine Rolle in Paris vortrefflich und durchschaute schnell genug die Natur der Franzosen, bei welchen der größte Charlatan in der Regel die besten Geschäfte macht. Daß von seinem armen und geizigen Hofe die gesandtschaftliche Reisecasse überaus kärglich versehen worden, setzte ihn nicht in Verlegenheit. Sein Kalpak, sein seidener Kaftan und sein persischer Gesandtschaftstitel verschafften ihm bei den Pariser Gastwirthen wie bei den Boutiquiers im Palais royal hinreichenden Credit. Er machte Einkäufe, angeblich im Auftrag seines Hofes, um den persischen Großen einen Begriff von den Wundererzeugnissen der französischen Industrie beizubringen. Den eigentlichen Zweck seiner Mission betrieb er als Nebensache und fiel bei Anwerbung französischer Heeresinstructoren seiner Seits dem französischen Charlatanismus in die Hände. Als Ludwig Philipp für den persischen Gesandten die Schulden zahlen sollte, welche derselbe in seinem Hotel gemacht, sank dessen Ansehen in den Tuilerien und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Hussein-Khan besuchte auch England, wo man aber den Charakter dieser persischen Mission und Missionaire kühler prüfte und richtiger durchschaute. Auch haben ihnen dort die Budenmänner der City schwerlich unbeschränkten Credit bewilligt.

Ob der Schah später die Ehrenschulden seiner Gesandtschaft hat bezahlen lassen, ist uns nicht bekannt. Nur das haben wir mit Sicherheit erfahren, daß im Augenblick, wo Hussein-Khan mit seinem Gefolge in Teheran wieder einzog, auch alle Maulthiere und Pferde mit Kisten und Kästchen der Gesandtschaft von den Hofgendarmen allsogleich in Empfang genommen wurden, ohne

daß man dem Exgesandten gönnte, mit den Pariser Luxusartikeln sein Haus zu schmücken Als er sich zur Audienz bei seinem erhabenen Gebieter einfand, dankte ihm dieser lächelnd für die schönen Sachen, die er ihm aus den Feringhiländern mitgebracht habe.

Mit den Modeartikeln der Pariser Boulevards und des Palais royal war auch ein Dutzend französischer Militairs gekommen, meist entlassene Unteroffiziere, die sich den Titel Colonels gaben und mit buntschäckigen Phantasieuniformen schmückten. Am meisten wußte sich Graf Damas, ein Mann von vorgerückten Jahren und gewandten Weltmannsmanieren am persischen Hofe breit und wichtig zu machen. Dieser kecke Charlatan und Abenteurer, welcher in der französischen Kaiserzeit subalterner Offizier gewesen, und ein bedeutendes Familienvermögen durchgebracht hatte, ließ sich gleich von seiner Frau und noch drei weiblichen Verwandten nach Persien begleiten. Sein keckes Auftreten imponirte hier, seine Aufschneidereien fanden Glauben. Gleich bei der ersten Audienz setzte er sich ohne Umstände in Gegenwart des Schah auf den Divan mit der Bemerkung, er habe in der Schlacht bei Austerlitz, wo er und Kaiser Napoleon die Russen geschlagen, eine Kugel in den Leib bekommen, die ihm zeitweise Schmerzen verursache, und das Stehen sauer mache. Der entsetzliche Verstoß gegen die Hofetiquette, welcher das gesammte Hofschranzenvolk in Erstaunen setzte, brachte merkwürdig genug eine dem französischen Charlatan nicht ungünstige Wirkung hervor. Das martialische Gesicht, der graue Schnurrbart und die weißen Haare, der aristokratische Anstand und die zuversichtliche Haltung des Franzosen kamen ihm zu statten und imponirten dem Schah und seinem Vezir, welche meinten, ein Mann, welcher mit so ungewöhnlicher Dreistigkeit auftrete, müsse auch ungewöhnliche Verdienste haben und Ungewöhnliches leisten können.

Der gichtbrüchige Schah fand überdieß Gefallen an der Conversation mit dem französischen Edelmann, dem es ein paar mal gelang, Sr. Hoheit zum Lachen zu bringen und somit zu gesteigertem Appetit und besserer Verdauung zu verhelfen. Graf Damas wußte auch den Schah zu überzeugen, daß er allein den Kaiser Napoleon durch seinen Einfluß und seine Ueberredungskunst von dem Plane zurückgebracht habe, einen Eroberungszug nach Persien zu unternehmen. Gleich nach beendigter Audienz empfing Graf Damas seine Ernennung zum persischen General und die Herren Delacroix und Pigeon wurden ihm als Ordonnanzoffiziere beigegeben. Ein anderer französischer Veteran Namens Seminot, welcher besonders die Gunst des alten Vezirs Hadschi-Mirza Agassi zu gewinnen wußte, fand gleichfalls Huld und Gnade und den Generalstitel. Die übrigen französischen Instructoren mußten sich mit etwas geringeren Graden und Titeln begnügen. Abbé Vidal war als Professor der französischen Sprache verschrieben worden und sollte dem Kronprinzen Unterricht ertheilen. Letzterer, damals ein neunjähriger Knabe, war bei dem Besuche des Kaisers Nicolaus im russischen Armenien, also nicht lange Zeit zuvor mit zahlreichem Gefolge nach Eriwan gesandt worden, dort den russischen Zaren zu begrüßen. Da dem Kaiser Nicolaus die steif ceremonielle Unterredung im persischen Phrasenton mittelst der Dolmetscher zu langweilig dünkte, nahm er ohne Umstände den Knaben, setzte ihn auf sein kolossales Bein und ließ ihn darauf schaukeln, indem er ihm zugleich mit den spitzen Enden seines Schnurrbarts die zarten Wangen kitzelte. Der kleine Perserprinz und sein Gefolge waren über diese ungenirte kaiserliche Liebkosung, die freilich gegen die persische Hofetiquette noch ungleich mehr verstieß, als das Setzen des Grafen Damas in Gegenwart des Herrschers, nicht wenig überrascht. Auch soll die Riesengestalt des Moskof-Kaisers, der den persischen

Thronfolger wie eine Puppe behandelte, ebenso wie sein martialischer Schnurrbart und der kriegerische Pomp, der ihn umgab, auf den kleinen Perser, der heute die Krone trägt, von unauslöschlichem Eindruck gewesen sein. Damals also machte sich am Hofe von Teheran der Wunsch geltend, daß der Thronfolger die europäische Umgangssprache lernen möge, die ihm die künftige Verlegenheit ersparen und zum rechten Wort verhelfen sollte, falls es einem russischen Herrscher aus Langweile über die endlosen Complimente und Redeblumen persischer Rhetorik wieder einmal einfallen sollte, ihn auf seinen Knieen zu schaukeln und mit dem Schnurrbart zu kratzen.

Mit den Herren Delacroix, Pigeon und dem Abbé Vidal bin ich vier Jahre später in Tiflis zusammen getroffen und machte in ihrer Gesellschaft die Reise durch Imerethien und Mingrelien nach Trapezunt. Es waren liebenswürdige Franzosen und angenehme Gesellschafter, deren Umgang und Mittheilungen für mich von besonders belehrender Art gewesen, da diese Herren die Beobachtung und Erfahrung eines beinahe vierjährigen Aufenthalts in Persien hinter sich hatten. Es erging diesen Herren in Persien ziemlich ähnlich wie nicht nur den meisten Militairs, sondern auch den Berg- und Forstmännern und andern Geschäftsleuten, welche in die Dienste der Pforte getreten waren. Sie waren anfangs voll redlichen Eifers und voll der Hoffnung etwas Nützliches zu wirken, etwas Dauerhaftes zu schaffen. Wie in der Türkei die Paschas so nahmen hier der Schah, der Vezir, die persischen Beamten und Militairs die Verbesserungsvorschläge auf das bereitwilligste an, schenkten jedem angeregten Reformproject ihren Beifall, versprachen ihre thätigste Unterstützung und überflossen in Phrasen des Dankes und Lobes, wenn die Formation einer neuen Compagnie oder Schwadron von ausgehobenen Recruten gelungen war oder ein paar Batterien auf den

Laffetten sich schwerfällig bewegten. Der erste Feuereifer war aber eben so schnell verraucht, besonders als die Perser merkten, daß die Reformen Geld kosteten. Die Perser sind überhaupt in Geldsachen weit schwieriger und kleinlicher als die Türken, welche doch hie und da eine Anwandlung von Generosität haben. Es gibt wirklich türkische Große, welche noch lieber Geld verschwenden als einnehmen und nicht nur Prunk lieben, sondern von wahrer Freigebigkeit beseelt sind, eine Eigenschaft, die man in Persien kaum dem Namen nach kennt. Bei der Leere des Schatzes, bei der Verarmung des Volks und der unglaublichen Unordnung und Zerrüttung der Staatsfinanzen sind auch die Soldauszahlungen in Persien viel unregelmäßiger als in der Türkei, wo der Staatshaushalt mit der Reform wenn auch nicht wesentliche Verbesserungen doch mehr Ordnung gewonnen hat und die Beamtenbesoldungen wenigstens für die angestellten Europäer in den letzten Jahren ziemlich regelmäßig flossen.

Die Gleichgültigkeit, Trägheit und Sorglosigkeit der orientalischen Behörden wirkt contagiös auf die meisten angestellten Europäer, deren reformirender Eifer gewöhnlich eben so schnell erkaltet, wie das Interesse der Morgenländer an kostspieligen Experimenten, welche lange Zeit erfordern, um augenfällig gute Resultate hervorzubringen. Neben der Indifferenz, dem Phlegma und dem Geize der Orientalen ist ihr Mißtrauen das Haupthinderniß jeder gedeihlichen Wirksamkeit selbst der wirklich pflichtgetreuen und berufeifrigen Europäer in ihren Diensten, deren Zahl nicht groß ist. Dieses charakteristische Mißtrauen und die tiefe, fast unauslöschliche innere Antipathie des Morgenländers gegen den Europäer, welche zeitweise verstummt, aber nie verschwindet, gehören zu jenen Grundzügen des orientalischen Wesens, welche dem Fortschritt fast unübersteigliche Schranken entgegensetzen. Ohne eine große politische Revolution ist wahrschein-

lich auch die zu einer höhern Culturstufe unumgänglich nothwendige moralische Besserung des orientalischen Charakters namentlich der höhern Stände unerreichbar.

Mohamed-Schah wurde durch seine Gicht und Corpulenz abgehalten, den militairischen Uebungen öfter beizuwohnen. Er alterte früh und saß am liebsten auf den weichen Kissen seines Divans, die er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten verließ, um sich auf den Sattel heben zu lassen. Seinen frühern Kaimakan Mirza-Abul-Kassim hatte er in einer Anwandlung von zorniger Laune erdrosseln lassen. Seitdem fungirte der alte Lehrer des Schah Hadschi-Mirza-Agassi, im Lande gewöhnlich nur der Hadschi genannt, als Großvezir. Dieser alte Mollah war ein wunderlicher Kauz, galt für gelehrt und weise, auch für andächtig und beinahe heilig, erschien aber den Europäern bald als ein alter listiger Fuchs, bald als ein Tollhäusler. Seinem Amte war er nicht gewachsen. Es fehlten ihm eben so sehr Kenntnisse des Landes und praktischer Blick, als Redlichkeit und Pflichttreue gegen den Staat. Aber nach solchen Eigenschaften wird in Persien nicht gefragt. Das Vertrauen und die Gunst des Schah sind allein entscheidend. Der alte Hadschi durfte die seltsamsten Tollheiten begehen, die Staatsgelder mit unsinnigen Projecten verschleudern, die Provinzen, die Ortschaften an die unwürdigsten Statthalter und Verwalter vergeben und für seinen eigenen Hausschatz ungeheure Summen erpressen. Der lahme Schah, auf welchen der alte Mollah bei zunehmender körperlicher Hinfälligkeit einen unbegreiflichen persönlichen Einfluß ausübte, ließ das Alles geschehen und wies die Klagenden mit der gewöhnlichen Bemerkung zurück: der Hadschi sei ein eben so weiser als heiliger Mann, und wenn er es jedem nicht recht machen könne, so sei eben die menschliche Unvollkommenheit daran schuld. Der unglückliche Monarch, der bei seinen körperlichen Leiden oft

Anwandlungen von schwarzgallichter Laune und Zornausbrüchen unterworfen war, auch manchmal ein Vergnügen fand, der Execution grausamer Strafen, die er verhängte, persönlich beizuwohnen, blieb bis ans Ende seines Lebens gegen seinen Vezir voll unerschütterlicher Langmuth. Seinem schwachen Geiste hatte sich nun einmal die fixe Ueberzeugung eingeprägt, daß ein frömmerer und weiserer Mann als der Hadschi, sein alter Lehrer, in dem verderbten Perserlande nicht zu finden sei. Abul-Kassim war dem ersten Ausbruch seiner üblen Laune zum Opfer gefallen; Mirza-Agassi passirte glücklich durch alle leiblichen und geistigen Krankheitskrisen seines Gebieters, ohne dessen Gunst einzubüßen. Man sagte freilich damals in Persien, daß äußerer Einfluß der siegreichen Behauptung des Vezirpostens durch den unfähigen alten Hadschi nicht fremd gewesen. Der Mollah, der oft sehr eigensinnig war und gutgemeinten Rathschlägen starrköpfigen Widerstand entgegen stellte, benahm sich gleichwohl zahm und geschmeidig, so oft Graf Medem im Namen Rußlands einen Wink fallen ließ. Was kümmerte im Grund Rußland das Unglück dieses Staates. Welches Interesse hatte es auch, der Verödung des Landes, der Entvölkerung und Verarmung der Städte durch die schändliche Wirthschaft eines habsüchtigen Heuchlers oder Tollhäuslers sich entgegenzustellen? Je abscheulicher das persische Regierungssystem war, je schneller all' seine innern Kräfte versiegten, je elender und unglücklicher sich das Volk fühlte, desto leichter wurde die künftige Oberherrschaft Rußlands in diesen Ländern angebahnt, desto gründlicher wurden alle Hindernisse des siegreichen Fortschreitens russischer Propaganda durch die Gewalt der Waffen und des religiösen Einflusses auf die christlichen Völkerschaften bei Seite geschafft, desto freier und bequemer findet ein künftiger Eroberer auf dem russischen Thron die Wege zur Befriedigung seines orientalischen Ehrgeizes, desto

weniger drückend wird diesen Völkern selbst das russische System erscheinen, das in seiner Härte doch mehr Ordnung und Methode hat und neben der despotischen Willkür, die seine Vollstrecker ausüben, doch auch manches Gute schafft, manche materielle Verbesserung mit kräftiger Faust den unterworfenen Völkern aufzwingt.

Hadschi-Mirza-Agassi's Hauptleidenschaft nächst der Vermehrung seiner vollen Tomankisten war die von den Engländern eingeführte Kanonenbohrerei. Unablässig waren die Werkstätten in Teheran thätig, Geschütze von verschiedenstem Namen und Kaliber zu gießen und zu bohren. Die Provinzstatthalter konnten nicht Metall genug herbeischaffen, dieser seltsamen Kanonenpassion des alten Hadschi zu genügen. Nicht nur ein Theil der Saa duraut — so heißt man in Persien die unregelmäßigen Abgaben, Geschenke und Strafgelder, die in die Staatscasse fließen, — sondern auch von den Maleyat oder regulairen Abgaben wurde ein nahmhafter Theil in Kanonenmaterial geleistet. Alle Woche mußte wenigstens Ein Geschütz gegossen werden, sonst war der Hadschi übler Laune, und irgend einer von den Großen oder Beamten fiel als Opfer seines Zorns in Ungnade. Auch seinem Gebieter wußte der Vezir einen Theil dieser seltsamen Liebhaberei für neugegossene Kanonen beizubringen. Viel weniger lag ihm daran, die neuen Geschütze auch manoeuvrirfähig zu machen, sie auf solide Laffetten zu bringen, mit Protzkästen zu versehen und für gute Zugpferde zu sorgen. Herr Delacroix, der ihm hierüber Organisationspläne und Kostenüberschläge als Instructor der Artillerie vorlegte, fand kühle Aufnahme. Die Kosten der Bespannung erschienen dem Vezir zu hoch. Er wollte lieber Kanonen ohne Laffetten, ohne Protzkästen, ohne Pferde haben und Herrn Delacroix gelang es mit Mühe, ein paar armselige Batterien zu formiren. Uebrigens war der

Vezir auch Liebhaber von militairischen Paraden, von Manövres und Exercitien, freilich ohne das Geringste davon zu verstehen. Je toller und wilder es dabei durcheinander ging, je mehr Pulver verknallt wurde, je dichtere Staubwolken unter den Hufen der trotz ihrer schönen Pferde und sattelfesten Reiter grundschlechten Cavallerie emporwirbelten, desto befriedigter kehrte der alte Hadschi nach Hause oder in das Serail zurück, um den lahmen Schah auf dem Divankissen die gesehenen Militairfortschritte zu schildern und zu preisen.

Die französischen Militairs, müde der Hindernisse und Intriguen, die ihre Projecte durchkreuzten und ihre Thätigkeit lähmten, gaben ihre Versuche am Ende auf und ließen dem eigensinnigen Vezir und seinen Creaturen das Feld frei. Graf Damas, welcher am wenigsten von allen wirkte, erfreute sich nicht lange seines Generaltitels und Sardargehalts. Er kränkelte fortwährend am Fieber und starb schon im zweiten Jahr seines Aufenthalts. Seine Gattin und seine Nichte folgten ihm ins Grab. Er hatte vor seinem Tode noch manche ärgerliche Stunde, denn die Auszahlung des versprochenen Gehalts wurde immer knapper und unregelmäßiger. Er mußte seine Ordonnanzoffiziere und Dragomane unzähligemal an den geizigen Vezir schicken. Zuletzt wirkten alle Mahnungen und Drohungen nicht mehr. Die französischen Militairs, welche ihren rückständigen accordmäßigen Sold für die freilich sehr geringen Dienste, welche sie nach ihrem eigenen Geständniß dem persischen Staat geleistet, nicht zu erhalten vermochten, mußten die Fürsprache des russischen Gesandten anrufen. Graf Medem, ein Mann von höchst ehrenwerthem Charakter und liebenswürdigen Manieren, ließ sich aus rein persönlicher Gefälligkeit bewegen, seinen Dragoman in dieser Angelegenheit zu Mirza-Agassi zu schicken. Das Fürwort des russischen Gesandten that auch augenblickliche Wir-

kung. Die Ansprüche der Franzosen wurden befriedigt, Soldrückstände und Rückreisevergütung in klingenden Tomans ausbezahlt und überdieß jedem noch der große persische Sonnen- und Löwenorden in falschen Diamanten verabreicht. Damit war nun auch das Heilmittel für die getäuschten Erwartungen und die unbefriedigten Wünsche dieser etwas abenteuerlichen jungen Männer gefunden, mancher bittere Aerger versüßt, und mit dem prunkhaften Titel persischer Colonels und Ordensritter begaben sie sich in Begleitung der beiden übriggebliebenen Damen von der Damasschen Familie und eines ganzen Trosses von Papageien und Windhunden sammt einer schönen Collection persischer Curiositäten über Tiflis und Konstantinopel nach Hause. Nur der alte Seminot blieb zurück, weil er in seinem Vaterlande Frankreich kein passendes Brod mehr zu finden hoffte und daher lieber das Gnadenbrod des Schahs fortessen wollte, wenn es ihm auch oft in so langen Zwischenräumen verabreicht wurde, daß dieses persische Gnadenbrod fast einem langsamen Hungertode gleich kam.

Auch der Abbé Vidal legte Amt und Geschäft nieder, nahm gleichfalls die Vermittlung des Grafen Medem zur Befriedigung seiner Geldforderungen an und folgte seinen rückkehrenden militairischen Landsleuten. Dieser Priester war ein jovialer Lebemann, überaus tolerant und beinahe gar zu weltlich gesinnt, übrigens ein Mann von Geist und vielen Kenntnissen, den ich nach meiner Rückkehr aus Persien in Smyrna wiedertraf, wo er auf der Kanzel wie auf dem Lehrstuhl Glück machte. In Tiflis, wo ich diesem Abbé zum erstenmal begegnete, sah er nichts weniger als einem geistlichen Herrn gleich, trug einen langen Schnurrbart und einen Jägerrock, ritt auf die Fuchsjagd und wohnte jedem Vergnügen und Kurzweil bei, die seine muntern Landsleute in der Besitzung des alten französischen

Wirths Jean Paul an den Kuraufern trieben und erfanden. Der Abbé gab uns dort öfter lehrreiche Schilderungen seiner persischen Erlebnisse zum Besten. Er hatte, wie fast alle Europäer, die schlechteste Meinung vom Charakter der Perser, die er als lügnerisch, heuchlerisch, spitzbübisch schilderte. Doch meinte auch er, daß der Charakter des persischen gemeinen Volks lange nicht so grundverdorben, so unverbesserlich sei wie der der bessern Stände in den Städten. Wie einmal der Statthalter von Urmia dem Missionair Hörnle, der ihm eine Strafpredigt wegen seiner Lügen gehalten, ganz unbefangen sagte: jeder Perser lüge solange sich seine Zunge bewege, so erzählte uns auch der Abbé Vidal eine Reihe von Zügen, die einen merkwürdigen Beleg lieferten, wie stark dieses Erzlaster am persischen Hofe eingenistet war. Denn selbst der Schah auf seinem seidenen Divan öffnete selten den Mund, ohne ein paar Lügen zu sagen, obwohl er seiner Stellung als absoluter Despot, dessen Wille über jedem Gesetz steht, nicht eben nöthig hatte, sich dieses Mittels zu bedienen. Die Lüge ist in Persien Lebensgewohnheit und das Kind saugt sie in der Muttermilch ein. Abbé Vidal hatte Gelegenheit, manchen Blick in das Innere des Hofgetriebes wie in die Familienverhältnisse der Großen von Teheran zu werfen. Er hatte es nicht durchsetzen können, den Kronprinzen im Französischen zu unterrichten. Die Mollahs und selbst der alte Hadschi intriguirten zu stark gegen ihn. Doch hat man ihm gestattet einige Hofpagen und Kinder von persischen Großen im Französischen zu unterrichten. Er rühmte mir die leichte Auffassungsgabe der Kinder, welche selbst bei geringem Fleiß das fremde Idiom sich leicht aneigneten. Als er Teheran verließ, gab es dort eine ziemliche Anzahl netter schwarzaugiger Buben mit spitzigen Lammfellmützen und seidenen Hängärmeln, welche das Französische fast so elegant, wie ein befrackter Pariser par-

lirten. List, Verstellungskunst und Heuchelei ist schon dem Knaben im zartesten Alter eigen. Alles Wissen des christlichen Europa hätte Abbé Vidal den kleinen Persern leichter beibringen können, als die christliche Moral in ihrer praktischen Anwendung. Auf den Verstand und das Wissen der Jugend, meinte der Abbé, könne ein europäischer Lehrer wohl fördernd einwirken. Was aber die Kunst betreffe, auch das sittliche Gefühl der persischen Stadtjugend zu wecken oder zu bessern, auf ihr Herz oder Gemüth zu wirken, die schönen Worte von Tugend, Nächstenliebe, Milde, Uneigennützigkeit, Edelsinn, die freilich auch in Europa nur bei einer sehr kleinen Minorität in praktische Uebung kommen, zur That zu machen oder selbst nur zu richtiger Verständniß und Anerkennung zu bringen, was diese Aufgabe betreffe, so müsse er freilich seinen Nachfolgern, welche Aehnliches zu unternehmen beabsichtigen, das traurige Bekenntniß zurufen: Lasciate ogni speranza!

Auch von dem persischen Familienleben entwarf der Abbé kein günstiges Bild. Ueberall bemerkte er den früh keimenden Bruderzwist, Neid und Haß. Die Kinderblicke sind schon vom zarten Alter an auf die väterliche Hinterlassenschaft gerichtet und, ihren künftigen Erbantheil möglichst groß zu machen, dahin geht schon frühzeitig ihr Dichten und Trachten und daher auch ihr gegenseitiges Buhlen um die väterliche Gunst. Die Kinder werden je nach dem Reize und Einflusse ihrer Mütter sehr ungleich behandelt. Der Vater, welcher den einen Sohn in prächtige Stoffe kleidet und mit leckern Bissen füttert, läßt seinen andern Sohn, den ihm eine weniger geliebte Frau geboren, darben. Aus so ungleicher Vertheilung der väterlichen Gunst erklärt sich leicht der frühe Bruderhaß.

Eine der französischen Damen schilderte uns ihre Harembesuche. In dem Harem eines Mollah fand sie auch eine Deutsche

aus der Colonie Katharinenfeld in Georgien, welche bei dem Ueberfall dieses Dorfes durch Kurden und Tartaren schon als kleines Mädchen geraubt und nach Persien verkauft worden. Sie hatte ihre Muttersprache wie die Erinnerung an ihre Eltern fast vergessen. Dasselbe Schicksal und die gleiche Resignation hatten noch einige andere deutsche Frauen, die bei jener Katastrophe aus ihrer Heimat fortgeschleppt wurden und nie wiederkehrten. Ein deutscher Bauer von Katharinenfeld erhielt einmal ganz unerwartet von seiner verschwundenen Ehehälfte einen Brief, worin sie ihm mit ganz zärtlichen Worten gestand, daß sie einen persischen Priester geheirathet und diesem diverse Kinder geboren habe, das Haremsleben ganz erträglich finde und ihm dringend rathe, auch wieder zu heirathen.

Als bei dem zunehmenden Gichtleiden Mohamed-Schahs alle Mixturen persischer Heilkünstler, alle Amulette und Talismane der Mollahs keine Wirkung hervorbrachten, nahm er endlich auch seine Zuflucht zur ärztlichen Kunst der Europäer. Die verschiedenen Consulatsdoctoren, auch Dr. Cassolani in Tabris erhielt eine Einladung, sich nach Teheran zu verfügen. Aber das Uebel spottete der Medizin, das Lebensfäßlein des leidenden Herrschers rollte unaufhaltsam den Berg hinab und unter all' den Doctorhüten, die der kranke Schah gerufen, fand sich kein Sisyphus, der es wieder heraufwälzte. Bei diesem Leiden war der Perserfürst häufig Anfällen der übelsten Laune unterworfen. Wie den schwarzgallichten Trebisonder Abdullah Pascha ärgerte es ihn, daß so viele Hunderttausende seiner Sclaven, deren Leben und Eigenthum in seiner Gewalt stand, gesund umher gingen und munter die Beine bewegten, während er selbst fremde Hülfe bedurfte, um vom Throne oder Diwan herabzusteigen. Auch sein Verdauungsvermögen war nicht im Verhältniß zu seiner Eßlust. In solchem Zustande von Langweile,

schlechter Digestion und übler Gemüthsstimmung mußte er, wie andere Tyrannen, Menschen leiden sehen, um sein eigenes Leiden leichter zu tragen. Da mußte manches Ohr und manche Nase in seiner Gegenwart abgeschnitten, manche Hofdiener halbtodt geprügelt werden, um seine lahmen Nerven aufzuregen und ihm zu besserm Appetit zu verhelfen. Seine grausamen Gelüste konnte er nicht in großartiger Weise befriedigen wie ein Timur, ein Nadir-Schah oder Mohamed-Aga, denn die milder gewordene Zeit und die Gegenwart der europäischen Repräsentanten läßt seit der wiederholten Demüthigung des Schahs durch russische Waffen ein schrankenloses Tyrannenwüthen selbst in Persien heute so wenig mehr zu, als in der Türkei. Hatte der arme gichtleidende Mohamed-Schah auch nicht die Ungeheuerfigur jener fürchterlichen Völkerquäler aus früheren kraftvolleren Zeiten des Orients, so bemerkte man dagegen in der kleinlichen Ausübung seiner Tyrannenlust einen gewissen Humor, welchen die Geschichte weniger von den finstern Despoten des Orients, als von den Scepter tragenden Bösewichtern des Occidents erzählt, z. B. von Nero, von Iwan dem Schrecklichen und dem französischen Ludwig XI. Ein besonderes Vergnügen fand Mohamed-Schah, wie mir der Abbé Vidal erzählte, daran, die Väter unter seinem Hofgesinde, über die er sich gerade ärgerte, durch die Hände ihrer eigenen Söhne in seiner Gegenwart prügeln zu lassen. Zu diesem Schauspiele lachte er dann oft so, daß er sich den Wanst halten mußte, sein Leiden auf ein paar Augenblicke vergaß, und mit besserem Appetit sein Pilav frühstückte.

Hinrichtungen würde er oft vorgenommen haben, wenn ihn der alte Vezir nicht abgehalten hätte. Hadschi-Mirza-Agassi liebte die güldenen Tomans und die kupfernen Kanonen, nicht aber das Blutvergießen und die Menschenquälereien. So oft

er von einem Todesurtheil durch den Mund des Schahs gesprochen hörte, eilte er in das Serail, machte seinem königlichen Zögling sanfte Vorwürfe und wußte die Vollziehung der Blutsentenz zu hintertreiben, die dann gewöhnlich in eine Ducatenbuße umgewandelt wurde, von welcher der milde menschenfreundliche Vezir natürlich den besten Theil bekam.

Die Köpfe hat seine humane Intervention Vielen gerettet, die Nasen und Ohren konnte er nicht so gut beschützen. Auch bei dem Prügeln hat seine Fürsprache nicht immer genützt. Doch gibt es in Persien noch heute wie zu Hadschi-Baba's Zeit gegen die Vollziehung tyrannischer Befehle ein sehr probates Mittel. Der Verurtheilte unterhandelt gewöhnlich mit dem Henker und Büttel im Moment der Execution. So oft das Messer gewetzt oder der Stock geschwungen ist lispelt der Delinquent seinem Peiniger eine gewisse Zahl in die Ohren, die er dann oft verdoppelt oder verdreifacht, wenn der Prügelmeister oder Ohrabschneider harthörig ist und mit der Execution vorwärts schreitet. Je höher die ausgesprochene Ziffer der zu zahlenden Tomans ist, desto milder fällt dann auch die Vollziehung der Strafe aus und von dem verurtheilten Ohrenpaar wird dann oft nur ein halbes Läppchen abgeschnitten, um ein paar Blutstropfen zu vergießen und dann den Kalpak tiefer herab über die blutige Stelle zu ziehen. In Persien ist die Corruption noch verbreiteter und allgemeiner, als selbst in Rußland und in der Türkei. Die Verkäuflichkeit der Justiz und die Bestechlichkeit reichen bis zum Throne hinauf. Herr Delacroix erzählte mir hierüber folgende charakteristische Thatsache, die noch Alles übertrifft, was uns Hadschi-Baba in seinen Memoiren über persische Corruption mitgetheilt hat. Mohamed-Schah wollte eines Tages einer Jagd beiwohnen, wo das eingefangene Wild an ihm vorbeigetrieben und von ihm aus bequemer Loge in ziemlicher Nähe todtgeschossen werden

sollte. Durch ein Versehen des Oberjägermeisters oder Wildaufsehers waren die zum Tod bestimmten Thiere früher losgelassen worden, bevor noch der Schah seinen mörderischen Logensitz eingenommen hatte. Ein Theil des Wildes war glücklich entkommen. Der Herrscher aber ergrimmte und verurtheilte den Wildaufseher zum Verlust seiner Ohren. Das Urtheil sollte in seiner Gegenwart vollzogen werden. Der Oberjägermeister aber war ein vermögender Mann und flüsterte den Schergen ein leises Angebot von Tomans in die Ohren, wenn sie mit den seinigen glimpflich umgehen würden. Der Schah, vor dem inzwischen ein anderer Klageproceß verhandelt wurde, hörte etwas von jener leisen Unterredung. Sein Zorn war etwas erkaltet. Er ließ dem Wildaufseher die angebotene Tomanssumme verdoppeln und für seinen eigenen königlichen Säckel einstreichen, schenkte ihm aber die Strafe und hat sich also selber das verurtheilte Ohrenpaar bezahlen lassen.

Die Kadscharendynastie hat keinen Herrscher aufzuweisen, der dem Affscharen Nadir Schah als Heerführer und Eroberer auch nur entfernt zu vergleichen wäre. Vielleicht eben deshalb ist ihr Haß gegen das Affscharengeschlecht so tief. Die Gebeine jenes großen Eroberers mußten auf Mohamed-Schahs Befehl ausgegraben und unter der Thorschwelle seines Palastes beigesetzt werden, damit der Herrscher ein eben so raffinirtes als lächerliches Rachegelüste befriedigen, und sagen konnte, er habe Nadirs Asche unter seine Füße getreten, so oft er den Palast verließ, um zu Pferde zu steigen.

Mit der Hinfälligkeit des persischen Staates ist auch in die persische Herrschertyrannei eine gewisse Impotenz gekommen. So wenig als auf dem türkischen Herrscherthrone von Byzanz ein Murad IV. mehr möglich wäre, selbst wenn der herrschende Osmanensprößling alle Eigenschaften und Gelüste dazu hätte,

eben so wenig könnten die fürchterlichen Dämone, welche wechselsweise in den beiden letzten Jahrhunderten das persische Scepter führten, dort die frühere Rolle spielen. Ihren Blutbefehlen würde in so großartigem Maßstabe nicht mehr gehorcht werden. Verwicklung mit den Gesandtschaften Rußlands und Englands und Verlust des Thrones würden die Folge sein, wenn in dieser milder gewordenen Zeit ein persischer Herrscher wie früher Anwandlungen von blutdürstiger Raserei sich hingeben und seine Mordgelüste nicht zeitgemäß moderiren wollte.

Selbst die politischen Gegner Rußlands müssen, wenn sie die persisch-russischen Verhältnisse kennen und einer unparteiischen Anschauung fähig sind, zugeben, daß Rußlands Verfahren gegen diesen Nachbarstaat ein gemäßigtes, beinahe großmüthiges war. Als eine fanatische Pöbelrotte in Teheran den russischen Gesandtschaftspalast erstürmte und den Gesandten erschlug, hat das russische Cabinet doch weder den gerechtfertigten Anlaß zu einem Kriege genommen, noch andere Concessionen gefordert als die Bestrafung der Schuldigen. Selbst von der letzten Kriegsschuld wurde ein namhafter Theil nachgelassen. Als Paskewitsch siegreich bis an den Urmiasee vordrang, stand es in der Macht Rußlands jene schönen Provinzen am kaspischen Meere Ghilan und Masenderan, die von Firdusi besungenen Paradiesgärten, welche Peter der Große bereits erobert hatte, zurückzufordern. Der Besitz dieser herrlichen Küstenländer hätte für das russische Transkaukasien einen unschätzbaren Werth. Der nordöstliche Abhang der Akburskette gegen das kaspische Meer ist reich an Mineralien, besonders an Steinkohlen und der Boden ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Das Klima ist zwar ungesund und würde vielen nordischen Ansiedlern das Leben kosten. Aber in Rußland wird bekanntlich, wenn es sich um die Ausführung staatlicher Entwürfe handelt, nach Menschenopfern

zuletzt gefragt. In dem milden Klima Masenderans gedeihen die meisten Südgewächse, welche auf den kalten Plateaus und in den Thälern Georgiens nicht fortkommen oder nur dürftig durch Kunstpflege gedeihen. Der russische Major Woskobrimikoff vom Minencorps hat dort herrliche Steinkohlenlager und Gänge von silberhaltigem Blei und Kupfer entdeckt. An Schiffbauholz ist in den jungfräulichen Urwäldern ein fast unerschöpflicher Reichthum vorhanden Selbst Palmen gedeihen in dieser milden Luft, während in den russischen Küstengegenden des Kaspiasee's bei Derbent und Baku nicht einmal der Oelbaum die Winterkälte erträgt. Die russische Schifffahrt und der Handel auf dem kaspischen Meer würden erst durch den Besitz dieser Provinzen zu einiger Bedeutung gelangen. Auch die Häfen sind an der Südküste sicherer und geräumiger als an den östlichen und nördlichen Gestaden. Die russischen Agenten im Orient drücken den Wunsch, diese blühenden aber unter persischem Scepter fast uncultivirten und verwahrlosten Provinzen wieder mit dem großen nordischen Reiche als äußerste Anhängsel vereinigt zu sehen, ziemlich unverblümt aus. Auch in Tabris sprachen die Diplomaten des Generalconsulats ganz wie die Militairs in Tiflis und Eriwan: „Gilan und Masenderan müssen uns gehören und in Petersburg wird man früher oder später Einsicht in die nothwendigen Consequenzen einer Festsetzung der russischen Herrschaft jenseits des Kaukasus und in die Bedürfnisse dieser Provinzen nehmen, die nur durch eine bessere Arrondirung am kaspischen wie am schwarzen Meere zu einer Bedeutung und Blüthe gelangen und für Rußland eine Quelle des Wohlstandes werden können, während sie ihm jetzt eine kostspielige Last sind."

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß man solche Stimmen, die man jetzt in den russischen Gouverneurssalons von Tiflis

wie in den Gesandtschaftshotels und Consulathäusern Rußlands im moslemischen Orient alle Tage hören kann, auch zur Zeit schon laut sich äußerten, als Paskewitsch in Tabris stand und mit dem Schwerte den Persern die Friedensbedingungen in die Feder dictiren konnte. Aber Kaiser Nicolaus und Kanzler Nesselrode haben nun einmal den Grundsatz, in Asien gemäßigt aufzutreten und hier nur langsam Schritt für Schritt vorwärts zu rücken, da sie zu gleicher Zeit ihre Blicke nach Westen, auf die drohenden Explosionen des Revolutionsherdes richten wollen. Solange die polnische Frage nicht definitiv erledigt ist, äußerte einmal ein heller staatsmännischer Kopf auf der französischen Rednerbühne, besinnt man sich in Petersburg bei jedem Schritt, den man nach Osten vorwärts macht.

Kaiser Nicolaus ist keineswegs wie sein großer Vorgänger Peter I. und seine große Großmutter Katharina II. von kriegerischer Ruhmeslust und Vergrößerungssucht geplagt. Er leistete darin nur so viel, als ein durch die Natur und sein Verhängniß auf Eroberungen angewiesener Staat leisten mußte. Den Fuß auf den Nacken der europäischen Demokratie zu setzen, macht ihm mehr Vergnügen, als ihm selbst die Eroberung des himmlischen Reiches und die Installirung russischer Generalgouverneure in Peking und Nanking gewähren würden. Aber anderseits ist die Cabinetspolitik in Petersburg auch unter Kaiser Nicolaus keineswegs so ganz friedliebend, so genügsam und uneigennützig, wie sie von Rußlands politischen Bewunderern gepriesen wird. Die Festungsbauten von Eriwan und Gumri, die Werfte von Nicolajeff und die Flotte von Sebastopol stehen eben so wie die militairischen Demonstrationen Rußlands an der Donau den falschen Lobpreisungen russischer Genügsamkeit als beredte Widersprüche entgegen. Kaiser Nicolaus hat nicht den Ehrgeiz, Persien und die Türkei heute schon zu erobern,

aber er ist in aller Stille emsig bedacht, jedem seiner ehrgeizigen Nachfolger die Wege der Eroberung zu bahnen. Persien und das türkische Asien werden, wenn nicht inzwischen ein neuer Sturm von Westen losbraust oder, was sehr unwahrscheinlich ist, im Innern des Reiches selbst Bewegungen entstehen, dem russischen Koloß in den nächsten Jahrzehnten wie überreife Birnen von selber in den Schoos fallen, ohne daß er seine langen Beine dort viel wird bewegen müssen.

Nach der Ansicht der russischen Agenten im Orient war das Petersburger Cabinet beim Friedensschlusse mit Persien viel zu gemäßigt. Man begnügte sich mit der Araxesgrenze, mit Eriwan und Nachitschewan und mit dem Zuwachs eines schmalen Striches am heiligen Berge Ararat, so wie der Küste von Lenkoran und der Gebirge von Talysch. Etschmiadzin, der alte berühmte Patriarchensitz Armeniens lag freilich innerhalb der Grenzen dieser neuen Acquisition und damit waren sowohl ein verstärkter religiöser Einfluß auf die in Persien und der Türkei seßhaften und im ganzen übrigen Orient zerstreuten Armenier gewonnen als stillthätige Elemente einer russischen Propaganda weit über die gegenwärtigen Grenzen hinaus geweckt. Wer aber Rußlands Stärke und Persiens Schwäche kennt, mag sich immer noch über die Mäßigung des russischen Cabinets wundern, das den besiegten und gedemüthigten Schah auch zur Abtretung von Gilan und Masenderan wie jenes wichtigsten Theiles von Aserbeidschan, welchen das russische Heer bereits occupirt hielt, hätte zwingen können. Eine Fortsetzung des Krieges, ein Wiederaufflammen der verlorenen Energie Feth-Ali-Schahs und der Kampflust Abbas-Mirza's hätte nur das Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte und Persiens Ohnmacht noch nackter und schimpflicher geoffenbart. Einem Marsche der russischen Armee nach Teheran standen damals nur die entmuthigten Haufen

einer fast aufgelösten Armee entgegen. So wie der persische Staat bereits zu jener Zeit in einen Zustand der Schwäche und Zerrüttung, welcher seitdem noch ärger geworden, herabgesunken war, bedurfte der russische Riese kaum nur der Mühe des Bückens, um schöne Länder aufzuheben und mit den herrlichen Küstenprovinzen im Süden des kaspischen Meeres das Gewicht und den Werth seines asiatischen Reiches jenseits des Kaukasus zu vermehren. England würde wegen einiger persischer Provinzen schwerlich einen Krieg mit Rußland angefangen haben, und den übrigen Großmächten konnte an einer Ausdehnung Rußlands in jener Richtung wenig gelegen sein. Die eifrigen Agenten und Freunde Rußlands im Orient beklagen noch heute die damalige Mäßigung des Cabinets von St. Petersburg. Der Kaiser selbst, meinen sie, würdige nicht gehörig den Werth eines so schönen Länderzuwachses. Der Gedanke eines orientalischen Weltreiches unter seinem Scepter scheint den Kaiser Nicolaus nie erwärmt zu haben selbst nicht zur Zeit, wo er jünger war und seine morgenländischen Provinzen nicht aus persönlicher Anschauung kannte. Seit seinem dortigen Besuche im J. 1837 scheint Kriegslust und Vergrößerungssucht nach Westasien hin bei ihm nicht zugenommen zu haben. Der Anblick der transkaukasischen Provinzen, namentlich der Araxesländer entsprach nicht seiner Vorstellung, wie er sich damals selbst gegen den Generalgouverneur von Rosen geäußert haben soll. Für ein halbes Jahrhundert, meinte er, habe man noch hinreichend zu thun, um Transkaukasien ganz nach seinem Sinn d. h. im Geiste russischer Casernendisciplin zu organisiren. Ist es einmal so weit gekommen, daß man die russische Recrutirung bis an den Araxes ausdehnen und Georgier, Armenier und Tartaren ohne alle Inconvenienzen mitten unter Groß- und Kleinrussen in die graue Montur stecken kann, dann ist den

kaiserlichen Wünschen Genüge geschehen, die russische Aufgabe nach der noch gegenwärtig herrschenden Petersburger Hof- und Cabinetsansicht in jenen Provinzen gelöst und der Doppeladler mag dann seine Schwingen zum weitern Fluge schütteln, um auch die Völker jenseits dieses Grenzflusses an russisches Commando und russische Casernenzucht zu gewöhnen.

Herr von Osserow bemühte sich mir den Geist der Mäßigung zu rühmen, welche in allen Instructionen des Petersburger Cabinets für die russische Gesandtschaft in Teheran vorwalte. Alle Vorschläge und Wünsche Rußlands in Betreff des Grenzverkehrs und der Handelserleichterung seien stets mehr im bittenden als befehlenden Tone dem Schah und seinem Vezir mitgetheilt worden. Rußland habe nie die Sprache des Siegers geführt, selten oder nie den ohnmächtigen Schah an Rußlands Uebermacht, an Persiens Schwäche und Hülflosigkeit erinnert. Nur ein einziges mal sei dem Grafen Medem durch eine Depesche vorgeschrieben worden, in drohender Weise aufzutreten. Es betraf die Auslieferung russischer Deserteurs, deren Zahl etwa auf 800 gestiegen war. Die meisten dieser Ueberläufer waren dem regulairen Militair des Schahs einverleibt worden. Durch Annahme des Islam glaubten sie sich gegen die Auslieferung geschützt. Mohamed-Schah und Hadschi-Mirza-Agassi setzten anfangs dem russischen Begehren entschiedene Weigerung entgegen. Erst als Graf Medem mit einer Kriegserklärung drohte und der russische Generalgouverneur von Tiflis Truppen an den Araxes marschiren ließ, wankte der hartnäckige Widerstand und die russische Forderung ward endlich zugestanden. Jene Unglücklichen wurden truppweise gefesselt an die Grenze gebracht und den russischen Behörden überliefert. Doch gelang es einigen Hunderten theils in die Türkei zu entkommen, theils im Innern des Landes sich zu verbergen. Andere russische Forde-

rungen und Wünsche wurden nur theilweise erfüllt und Graf Medem sollte im Weigerungsfalle nicht darauf bestehen z. B. in Betreff der Regulirung der Küstenfahrten am Kaspiasee, der Ausbeute der Steinkohlenlager von Masenderan und der reichen Wälder von Gilan zum Behuf des Schiffbaues. Dagegen ward die Errichtung einer russischen Wachtpostenlinie zwischen dem Hafen Engeli und Teheran für die Sicherheit der einzelnen Reisenden und zur Erleichterung des russisch-persischen Handelsverkehrs zugestanden.

Die englische Diplomatie in Teheran genoß unter Mohamed-Schah lange nicht mehr des hohen Einflusses, welchen sie unter dem alten Feth-Ali-Schah besessen, besonders bei Lebzeiten des Kronprinzen Abbas-Mirza, welcher für die Engländer eine so ausgesprochene Vorliebe hatte. Auch die zunehmende Sparsamkeit der britischen Regierung, welche weder wie früher Subsidien zahlte, noch nach altem Brauche prächtige Geschenke an den Schah und die Großen Persiens von Zeit zu Zeit gelangen ließ, war wenig geeignet den britischen Einfluß zu erhöhen. Oberst Shiel spielte neben dem Grafen Medem, welcher mit reichen Geldmitteln ausgestattet war und dessen gewandte Manieren und liebenswürdiger Charakter zu dem glatten Wesen der Perser besser paßte, eine ziemlich unbedeutende Rolle, obwohl die Mitglieder der britischen Gesandtschaft den Russen an Kenntniß des Orients und Erfahrung ziemlich überlegen waren. Seitdem der Plan der Eroberung Herats am Hofe von Teheran aufgegeben war, trat hier keine Frage von erster Wichtigkeit in den Vordergrund. In der persisch-türkischen Streitfrage übernahm die englische Diplomatie in Gemeinschaft mit der russischen das Vermittleramt. Da aber die Unterhandlungen hierüber in Erzerum gepflogen wurden, wo Persien durch einen außerordentlichen Gesandten vertreten war, erregte diese Frage in Teheran weder

Interesse noch Besorgnisse. Die Differenzen waren an und für sich zu unbedeutend, um zu einem Kriege auch nur den Vorwand zu geben. Bei der Ohnmacht und der finanziellen Zerrüttung Persiens wie der Türkei war voraus zu sehen, daß es nicht zum Schlagen kommen werde, obwohl es zu Teheran bei Hofe an Drohungen und Prahlereien nicht fehlte. Bei der Hartnäckigkeit beider Höfe war Nachgiebigkeit besonders in Betreff der Grenzregulirung von keiner Seite zu erwarten und so sah man voraus, daß die Streitfrage nach jahrelangen Verhandlungen doch in der Schwebe bleiben werde.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Tabris hatte Frankreich als außerordentlichen Gesandten am Hofe von Teheran den Grafen von Sartiges beglaubigt. Verschiedene Umstände trafen zusammen, welche das französische Cabinet von der Nothwendigkeit einer politischen Verbindung und diplomatischen Vertretung in Persien überzeugten. Die entlassenen französischen Militairs hatten bittere Klagen in die Heimat geschrieben: daß man die „große Nation" im Orient zu wenig kenne und respectire, daß in Ermangelung eines officiellen Repräsentanten Frankreichs die Fürsprache des russischen Gesandten angerufen werden mußte, um ihre wohlbegründeten Ansprüche und Forderungen durchzusetzen, ein Umstand, welcher für Franzosen allerdings demüthigend genug war. Dazu kam dann die türkisch-persische Streitfrage, über deren Wesen die französische Botschaft in Konstantinopel so wenig Bestimmtes erfahren konnte. Endlich erfolgte auch ein Gewaltstreich gegen die französischen Lazzaristen in Urmia. Der frühere Statthalter von Urmia, ein Oheim des Schahs, welcher eine besondere Vorliebe für die Franzosen hatte, schenkte den Lazzaristen und ihrer Gemeinde eine Kirche, welche er widerrechtlich den Nestorianern abgenommen hatte. Nach seiner Absetzung petitionirten die Nestorianer um Rückgabe der

Kirche, deren Besitz ihnen durch den neuen Beg von Urmia zuerkannt wurde. Die französischen Missionaire nahmen sich der Katholiken an, während die amerikanischen Missionaire als Protestanten für den rechtmäßigen Anspruch der Nestorianer all' ihren Einfluß aufboten. Bei zunehmender Erbitterung in Urmia, wo die Katholiken nur ein sehr kleines Häuflein bilden, hatten die Lazzaristen einen schweren Stand. Der nestorianische Pöbel insultirte sie und drohte ihre Wohnungen zu stürmen. Die Endentscheidung in dieser Sache wurde der Weisheit des Schahs oder vielmehr des in seinem Namen herrschenden Vezirs überlassen. Da der Bericht des Beg von Urmia, welcher von dem nestorianischen Klerus durch Geldgeschenke gewonnen war, einen sehr feindseligen Geist gegen die katholischen Christen athmete, entschloß sich Mirza-Agassi kurzen Prozeß zu machen und die Lazzaristen von Persien auszuweisen. Er konnte dies um so sicherer wagen, als auch die russische wie die englische Diplomatie, welche die Versuche Frankreichs, in Persien politischen und religiösen Einfluß zu gewinnen, mit schelem Auge betrachteten, im Geheimen gegen die französischen Missionaire arbeiteten. Die Lazzaristen zogen sich nach Mosul zurück mit Ausnahme eines Missionairs, der sich in Tabris aufhielt und um den die persischen Behörden sich nicht weiter zu bekümmern schienen.

Heftige Beschwerden gingen von Seite der Lazzaristen an den französischen Botschafter nach Konstantinopel. Der gesammte französische Klerus im Orient unterstützte sie mit frommem Eifer, am meisten aber der bekannte französische Schriftsteller Eugen Bové, welcher noch jetzt in Konstantinopel lebt und im Solde der Lyoner Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens steht. Laut ertönten die Klagen über Verfolgung der Katholiken, über Beleidigung Frankreichs in der Person jener

Missionaire und die Intervention der französischen Regierung in Persien ward offen angerufen. Der Graf v. Bourquenеy machte selbst Herrn Guizot den Vorschlag einen jungen Attaché der Gesandtschaft, den Grafen von Sartiges nach Teheran zu schicken, sowie auch einen französischen Consulatposten in Erzerum vorläufig zur Beobachtung des Ganges der Unterhandlungen in der persisch-türkischen Streitfrage zu errichten. Herr Guizot, der es wie seine Vorgänger dem französischen Interesse angemessen fand, daß Frankreich als erste Schutzmacht der katholischen Christen im Orient gelte und der zugleich auch die Nothwendigkeit der Ausdehnung des politischen Einflusses Frankreichs im Osten erkannte, gab seine Zustimmung. Herr Goep ging als französischer Consul nach Erzerum und drei Monate später trat der Graf von Sartiges seine Reise nach Teheran an, wo er mit äußeren Ehrenbezeugungen um so lieber empfangen wurde, als er dem Schah und dem Hadschi reiche Geschenke mitbrachte. Ueber Stellung und Einfluß dieses Gesandten am persischen Hofe konnten wir nichts Bestimmtes erfahren, Graf Medem und Oberst Shiel empfingen den neuen diplomatischen Collegen, welcher den Einfluß Frankreichs als rivalisirende Macht neben Rußland und England geltend machen sollte, mit kühler Artigkeit und Zurückhaltung. Den Lazzaristen wurde die Rückkehr nach Urmia gestattet. Die Kirche aber blieb im Besitze der Nestorianer.

XI.

Ausflug nach dem Sahantgebirge. Geologisches. Die Thermalquelle von Liwan. Die Grotte Iskanderiah. Naturcharakter des Sahant. Maragha und seine Geschichte. Besuch in Herbi. Das Lustschloß Halat-Buschan. Rückkehr nach Tabris. Reise nach dem Südufer des Urmiasee's. Mirza Ali. Sirdari. Ilehitschi. Mamegan. Die Stadt Duchalchan. Ein Abenteuer und eine persische Gerichtsscene. Aufenthalt in Daschgesan. Die petreficirenden Quellen und die Marmorbrüche. Geognostische Beobachtungen. Weiterreise nach Binab.

An einem heißen Julimorgen, wo das Thermometer bald nach Sonnenaufgang 23° R. anzeigte, ritt ich in Begleitung des Dr. Cassolani und eines persischen Führers von Tabris in südlicher Richtung nach der Gebirgsgruppe des Sahant, welche sich nahe an 4000′ über dem Spiegel des Urmiasee's und 8400′ über dem schwarzen Meer erhebt, und deren quellenreiche Abhänge nach dem Urmiasee und seinen östlichen Ebenen das meiste Wasser aussenden. Die Hitze war in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Tabris unausstehlich geworden und ihre Qual durch den Staub, welchen die periodischen Tageswinde in Wolken durch die Gassen jagten, ohne die heiße Atmosphäre zu kühlen, vermehrt. Wer nicht durch seine Verhältnisse an die Stadt gebunden war floh nach den kühlern Terrassen

des Sahant und bezog in einem der grünen Thäler oder Schluchten dieser ziemlich malerischen Gebirgsgruppe am Ufer einer der Quellen oder rauschenden Bäche sein Sommerquartier. Auch die Consuln flüchten gewöhnlich Mitte Juli in die kühleren Höhen. Herr von Osserow, der russische Generalconsul, hatte in der Nähe des Dorfes Herbi am Ufer des Flüßchens Wasmisch-tschai mit sämmtlichen Attachés des Consulats seine Zelte aufgeschlagen und gedachte hier bis Mitte September zu verweilen. Unserer Verabredung gemäß sollten wir mit ihm in einem der höchsten Sahantthäler bei der Thermalquelle von Liwan zusammentreffen. Dr. Cassolani wünschte dringend diese Quelle, deren heilkräftige Wunder von den einheimischen Hekhims hoch gepriesen werden, näher zu untersuchen.

Die Hügel, welche die Vorstufen der Sahantgruppe bilden, bestehen aus Mergel, Conglomerat und Kalktuff, sämmtlich zur Molasseformation gehörig, die auch Petrefacten enthält. Die isolirte Gebirgsgruppe des Sahant selbst, welche der Hochebene Aserbeidschans als Gebirgsinsel aufgelagert ist und sich in gleicher Richtung mit dem Urmiasee von Süden nach Norden zieht, besteht aus Trachytporphyr, dem in der Richtung von Liwan ein Kalktuff aufgelagert ist, welcher große Puddinge von verschiedenen Felsarten, theils eckige, theils gerundete Fragmente von Trachyt, Porphyr und Kalk einschließt. Diese Puddingschichten wechsellagern mit Kalkmergel ohne eingeschlossene Geschiebe. Etwas tiefer im Gebirge bemerkten wir jene seltsam gestalteten Felsen voll Löcher und Höhlungen, deren bereits der britische Oberst Monteith erwähnt, welcher im Auftrage des Kronprinzen Abbas-Mirza das Sahantgebirge in verschiedenen Richtungen durchstreifte, um vornehmlich dessen Quellenreichthum kennen zu lernen, da die Stadt Tabris einzig von dorther gutes Trinkwasser erhält. Monteith will auf der niedern Kette am Ufer des

Flüßchens Wasmisch-tschai (er nennt ihn Bosmitsch-Fluß) Thonschieferformation mit Gyps und leichten Spuren von Kohlenlagern beobachtet haben, von welchen wir nichts bemerkten. Richtig ist seine Angabe über den merklichen Temperaturunterschied zwischen dem Plateau von Tabris und den ersten Sahantterrassen. Hier zeigte das Thermometer gegen 2 Uhr Nachmittags nur 24° R., während um dieselbe Tagesstunde in Tabris das Quecksilber bis auf 31° R. stieg. Noch bevor wir das Dorf Liwan erreichten, bemerkten wir an den Abhängen des Gebirgs viele durch Wildbäche erzeugte Erdpyramiden von ähnlicher Größe wie die berühmten Erdpyramiden von Botzen.

Liwan ist ein großes Dorf mit überaus fruchtbarer Umgebung. Gärten, Wiesen und Felder ziehen sich um den Ort. Das Getreide war bereits geschnitten, höchst üppig stand der Luzernerklee. Die Bevölkerung von Liwan sieht im Verhältniß zur persischen Landbevölkerung beinahe behäbig aus. Die Männer sind hochgewachsen, muskulös, von schönen Gesichtszügen und stark gebräuntem Teint. Die berühmte Eisenquelle, welche in ziemlicher Entfernung oberhalb des Dorfes aus einer Schlucht entspringt, hat eine Temperatur von 31° C. und scheint außer kohlensaurem Kalk besonders Eisenoxyd zu enthalten, welches dem Niederschlag die gelblichte Färbung gibt. Ueber dieser Quelle ist ein kleines Badhaus mit gewölbtem Dach, dessen Form den Grabcapellen der Marabuts in Algerien ähnelt, erbaut. Von nah und fern kommen zahlreiche Gäste herbei, die sich bald der Gesundheit, bald des Vergnügens wegen baden. Noch andere eisenhaltige Thermalquellen von gleicher Temperatur entspringen in der Nähe. Auf einer Insel, die der Wasmisch-tschai bildet, zeigte man mir noch eine schwefelwasserstoffhaltige Mineralquelle, die eine Temperatur von 14° C. hatte. Etwas höher im Gebirge entspringt ein sehr wohlschmeckender

Säuerling. Die Schluchten des Sahant scheinen überhaupt sehr reich an Mineralquellen. In der Nähe des Dorfes Wasmitsch befindet sich jene Grotte Iskanderiah, welche bereits Tavernier, Ouseley, Browne und zuletzt Oberst Monteith besucht und beschrieben haben. Sie liegt an der Mündung einer Thalspalte von Saad Abad, einem der westlichen Zuflüsse des Aigi und hat Aehnlichkeit mit der berühmten Hundsgrotte bei Neapel. Ihr Zugang ist sehr beschwerlich, ihre mephitischen Dünste werden erst in einer gewissen Tiefe bemerkt. Viele wilde Thiere scheinen hier den Tod gefunden zu haben, wie die vermoderten Knochen andeuten. Nach einer unter den Eingebornen herrschenden Sage soll in dem todbringenden Pfuhl dieser Höhle ein Schatz Iskanders (Alexanders) oder seines Vezirs des weisen Aristhatalis verborgen sein.

Wir verweilten einen Tag an der Quelle von Liwan. Die Herren v. Osserow, Daniskoff und Gussef waren bereits in Begleitung von Dienern und Kosaken einige Stunden vor uns eingetroffen und hatten ihre Zelte auf einer kleinen Bergwiese in der engen Thalkluft aufgeschlagen. Auch die nestorianischen Frauen waren diesen Herren gefolgt. Jeder derselben hatte neben seinem geräumigen Zelte noch ein kleineres für das Harem aufgeschlagen. Trotz der Einsamkeit dieser Gegend ließen sich die Damen nie außerhalb des Zeltes ohne Gesichtshülle sehen. Während sich meine Begleiter mit Baden belustigten, machte ich Ausflüge nach den Abhängen des Gebirges. Ueberall wo der massige Kern desselben zu Tage tritt, ist das Gestein porphyrartiger Trachyt mit den sogenannten glasigen Feldspathkrystallen (Ryakolith) ganz ähnlich dem kaukasischen Trachyt. Auch der Vegetationscharakter dieses persischen Gebirges ist dem kaukasischen ähnlich. Ich fand hier eine Menge Arten von subalpinen Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Hochthälern

des Kaukasus bei Kobi und Keschand gefunden. Doch zeigt die Flora hier lange nicht dieselbe Mannigfaltigkeit wie in der kaukasischen Centralkette. Auch die hier fliegenden Gebirgsschmetterlinge besonders von den Geschlechtern Argynnis und Hipparchia stimmen im Wesentlichen mit den kaukasischen oder armenischen Arten überein. Auf den höchsten kahlen Felshöhen des Sahant soll der Steinbock und das kaukasische Schaf (Ovis Gmelini) nicht selten, jedoch schwer zu schießen sein. Einer unserer Gefährten schoß einen Hasen, wahrscheinlich eine noch unbeschriebene Art, von dem gemeinen Lepus timidus durch Größe, Länge und Form der Ohren, hellere Färbung und feinere Haare merklich unterschieden.

Monteith hat alle Quellen und Gewässer des Sahantgebirges untersucht und durch Beobachtungen und Messungen die Kenntniß der physischen Beschaffenheit dieses Gebirges ansehnlich bereichert. Alle Gewässer des Sahant fließen nach Monteiths Beobachtung dem Urmiasee zu mit Ausnahme des Karangu-Flusses, welcher durch Haschterud in östlicher Richtung nach dem kaspischen See strömt. Keines dieser Sahantflüßchen hat bedeutenden Wasserreichthum, aber alle sind ein Segen für das Flachland, das durch ihre Ableitung in Canäle an vielen Punkten, wo ohne künstliche Bewässerung keine Cultur gedeihen und der Blick nur öder Wüste begegnen würde, zum blühenden Garten umgewandelt ist. Wenige Stunden von unserm Bivouak am Wasmisch-tschai entfernt lag das Städtchen Maragha am gleichnamigen Fluß, im Mittelalter besonders berühmt durch die Sternwarte des großen persischen Astronomen Nassyr-Eddyn, welcher dem wie ein Meteor auftauchenden mongolischen Herrscher Hulaku Khan, dem mächtigen Eroberer Vorderasiens, zu seinen kriegerischen Plänen das günstigste Horoskop gestellt hatte. Hulaku Khan, welcher mit seinen

wilden mongolischen Reiterschwärmen einem wandernden Heuschreckenheere vergleichbar, sich auf die damals blühenden Provinzen Westpersiens und Mesopotamiens stürzte, den morschen Thron der Kalifen in Bagdad niederwarf, die Festen der Assassinen eroberte und Armenien, Georgien, Kleinasien und den größten Theil von Persien seiner kurzen Herrschaft unterwarf, nachdem er plündernd und verheerend diese Länder durchzogen, schlug in Maragha seine Residenz auf. Hier ließ er auf einer Anhöhe eine sehr feste Burg erbauen, um darin seine unermeßlichen Schätze zu wahren. Alles Gold und Silber, das er auf seinen Eroberungszügen erbeutet, ließ er münzen und zu Balisch (eine mongolische Münze von Silber und Gold) schlagen. Aus Dankbarkeit für seinen Astronomen Nassyr-Eddyn, welcher die Siegeslaufbahn seines Gebieters in den Sternen gelesen, ließ Hulaku Khan jenes Observatorium erbauen, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen großen wissenschaftlichen Glanz auf diese früher wenig bekannte Stadt warf, die bald der Sitz einer ganzen Akademie von orientalischen Gelehrten wurde, deren Vorsitz der genannte Hofastrolog führte. Hulaku Khan genoß nicht lange seines Kriegsruhms und seiner Schätze. Er starb schon nach 10jähriger Herrschaft im J. 1264 zu Maragha und ihm folgte bald seine Gemahlin Daghus Khatun ins Grab, die eine Christin war und deren Andenken im Orient lange gesegnet wurde. Beider Grabstätten sollen noch existiren. Der britische Gesandtschaftssecretair Morier erwähnt zuerst der mit Sculptur versehenen Sarkophage, auf welchen die Figuren von Waffen, Büchern, Künstlerinstrumenten und ein Reiterbild eingemeiselt sind. Maragha bestand als Stadt schon vor Hulaku. Nach Abulfeda soll dieselbe von Merwan, dem letzten Kalifen der Ommajaden im J. 744 erbaut worden sein. Später war sie die Residenz seldschukischer Emire. Im J. 1221

wurde die Stadt durch den mongolischen Weltstürmer Dschingis Khan erobert und zerstört. Erst Hulaku, angezogen durch die Lieblichkeit der Lage in einem grünen Thal, richtete sie wieder aus ihren Ruinen auf. Kinneir und Morier waren die letzten Reisenden, welche Maragha besucht und uns dürftige Berichte über ihren gegenwärtigen Zustand hinterlassen hatten.

Mein Wunsch, diese durch Geschichte und Schicksale so berühmte Stadt, in welcher freilich nur wenig Spuren ihres mittelalterlichen Glanzes übrig geblieben, zu besuchen, scheiterte an dem Widerwillen meiner Reisegefährten, welche bei der drückenden Hitze nicht zu bewegen waren, den Ritt über die steilen Bergpfade fortzusetzen. Leider hatte ich meinen Dolmetsch und die Packpferde in Tabris zurückgelassen und so entschloß ich mich der Einladung des Herrn von Osserow folgend meine Reisegefährten nach Herbi zu begleiten, wohin die Harems der russischen Consulatsherren bereits aufgebrochen waren. Wir ritten dem Wismisch-tschai entlang abwärts durch das schmale Thal, welches von Fruchtbarkeit und üppigem Grün strotzte, während die Berghalden zu beiden Seiten, der Befeuchtung entbehrend, kahl und dürr in die grüne Mulde abfielen. Wir gelangten zuerst zur großen Ortschaft Bineh, welche reizende Gärten hat. In der Nähe von Herbi erweitert sich das Thal. Auf einer schönen von Bächen durchrauschten Thalwiese unter dem Schatten kolossaler Weiden und Pappeln erblickten wir die Zelte der russischen Consulatsherren mit ihren Harems und dem Dienertroß. Ein Dutzend Kosaken hielt in der Nähe Wache. Herr v. Osserow empfing uns hier mit seiner gewöhnlichen Hospitalität. Wir nahmen im offenen Zelte unser Abendmahl ein und erfreuten uns der milden Abendkühle und der lieblichen Gegend mit ihrer frischen Vegetation. Bei dem vorherrschenden trockenen Charakter der persischen Landschaften ist dem Reisenden ein

solcher Anblick besonders in der trockenen Zeit des Hochsommers, wo im Gebirge selten, in der Plaine fast nie Regen fällt, nicht häufig gegönnt. Wir saßen hier bis fast um Mitternacht und horchten mit Interesse den Schilderungen, die uns Herr v. Osserow von den politischen Zuständen Persiens, welche er in Teheran als Mitglied der Gesandtschaft durch eine Reihe von Jahren beobachtet hatte, entwarf. Als einer entomologischen Merkwürdigkeit macht mein Tagebuch von den graubeflügelten Schaben (Tineae) Erwähnung, welche angezogen durch die Lichthelle in nie gesehenen Schwärmen uns umschwirrten und durch ihre Masse mehr als einmal die Kerzenflammen erstickten.

Tags darauf kehrte ich in Begleitung des Dr. Cassolani über Halat-Buschan nach Tabris zurück, nachdem wir von den Herren Osserow, Daniskoff und Gussef, dankbar für ihre gastfreundliche Aufnahme, Abschied genommen. Bei Halat-Buschan liegt auf einer Insel in einem künstlichen See ein Lustschloß des Sardars von Tabris. Nach altem Brauche kommt jeder Sardar einmal des Jahres hieher, um mit feierlichem Pomp den Ehrenmantel anzuziehen. Das kleine Lustschloß ist aus Backsteinen erbaut und sein Inneres im persischen Geschmack eingerichtet. Die gewölbte Decke des untern Saales ist mit bunten Fresken bedeckt, welche kleine Landschaften, Bäume, Blumen, Vögel darstellend uns von der persischen Malerkunst eben keinen vortheilhaften Begriff geben. Durch bemalte Fensterscheiben bricht sich matt das Sonnenlicht. Solches Dämmerlicht liebt die wohlige Sinnenlust der Perser, und namentlich die Frauengemächer der meisten Großen haben solche gemalte Fenster. Halat-Buschan mit seinen vielen Pappeln und Weidenbäumen und der ziemlich üppigen niedern Pflanzendecke bildet in der sonst dürren, kahlen und sonnverbrannten Landschaft von Tabris gleich wie das Thal von Herbi eine liebliche Oase, welche

früher noch ungleich schöner und schattiger gewesen sein soll. Behmen Mirza, der gegenwärtige Sardar und Bruder des Schahs, ließ hier, aus Geldverlegenheit wie man sagt, kurz nach dem Antritt seines Amtes, 3000 der stärksten Bäume fällen, verkaufte sie zu einem Toman das Stück und beraubte damit die Gegend ihrer schönsten Zierde.

Während meiner kurzen Abwesenheit von Tabris hatte der englische Generalconsul Bonham von Behmen Mirza, dem Sardar von Aserbeidschan und Bruder Mohamed Schahs, einen Ferman für mich erlangt, worin sowohl den Behörden des Landes als sämmtlichen Unterthanen Seiner Hoheit in den bestimmtesten Ausdrücken der Befehl ertheilt war, meine wissenschaftlichen Reisezwecke nach Kräften zu fördern und mir überall gastfreundliche Aufnahme angedeihen zu lassen. Dieser offene Geleitsbrief, der mit dem Siegel und der Unterschrift des Sardars versehen war, sollte mir nicht nur in den kleinen persischen Ortschaften, wo es weder Karawansereien noch Chans gab und die Hospitalität der Bewohner in verdächtigem Rufe stand, sondern auch bei jenen wandernden Kurdenhorden im Süden des großen Urmiasee's und auf dem Grenzgebirge zwischen Persien und der Türkei gute Aufnahme und Obdach sichern.

Um dem geschriebenen Befehl des Sardars noch mehr Nachdruck zu verleihen hatte Behmen Mirza noch einen Kawassen seines Hofgefolges auf Herrn Bonhams Bitte zu meiner Verfügung gestellt. Obwohl die persischen Sardare, gedrängt und eingeschüchtert von den europäischen Consuln, mittelst der Nachhülfe ihrer kleinen regulairen Truppencorps weit mehr als früher für die Sicherheit der Reisenden und die Bewachung der verrufensten Gegenden sorgten und nach dem Beispiele der türkischen Paschas den Räubersinn der nomadisirenden Grenzkurden zu zügeln, ihnen mehr Respect vor dem Eigenthum einzuflößen such-

ten, so hat doch selten ein dauernder Erfolg ihren guten Willen belohnt und das unglückliche Ende der Reisenden Browne und Schulz ist bei den hiesigen Europäern noch in frischem, schauerlichem Andenken. Die Beraubung und Mißhandlung des britischen Consuls Abbot hatte später nicht nur die Europäer, sondern auch die einheimischen Behörden nicht wenig alarmirt. In Persien wie in der Türkei ist bei den Regierenden der Wunsch vorherrschend, ihre Völker der europäischen Civilisation zu nähern und in den Augen der Feringhis nicht für rohe Barbaren ohne Zucht und Gesetz zu gelten. Deshalb geschieht auch von den obersten Landesbehörden das möglichste, den reisenden Europäer gegen den Fanatismus oder Räubersinn der Landbevölkerung zu schützen, ihm selbst unter jenen nomadischen Kurdenhorden, welche kaum die Autorität der Schahs anerkennen und ihren Beg oder Lagerhäuptling mehr als den Sardar respectiren, kein Haar krümmen zu lassen.

Mirza Ali, der Kawaß des Sardars, war ein hagerer, gebräunter Perser, nicht über mittlere Größe und von nichts weniger als imposanter Figur. Sein bärtiges Gesicht trug nicht einmal jenen Stempel der Schlauheit und des verschmitzten Sinnes, welcher in persischen Physiognomien selten mangelt. Auch seine Kleidung hatte nichts ausgezeichnetes und als Waffe trug er nur einen schlechten Carabiner und den gewöhnlichen Krummsäbel. Dennoch sollte, wie Herr Bonham mich versicherte, die Begleitung dieses Mannes in den entlegenen Gegenden nicht wenig beitragen, die Wirkung des Fermans zu erhöhen, namentlich in Orten, wo niemand der Schriftsprache kundig ist und ein kräftiger Dolmetsch, welcher des Sardars Willen den Leuten mündlich kund gibt, immerhin ein nothwendiger Begleiter ist. Ich mußte mir daher diese Vermehrung meines Reisegefolges gefallen lassen und Herrn Bonham und dem Sardar noch dankbar

dafür sein, obwohl der Sold eines solchen Kawassen ungerechnet der vermehrten Verzehrungskosten für Pferd und Reiter täglich einen persischen Ducaten kostet.

Mein Reiseproject war zunächst nach den südlichen Gegenden des Urmiasee's gerichtet, die zu jenen Landschaften Vorderasiens gehören, welche geographisch noch am wenigsten bekannt sind, auch dem Ethnographen, dem Archäologen und Naturforscher die Lösung mancher Räthsel versprechen. Die Gebirge von Türkisch-Kurdistan stoßen südlich von Sauk-Bulak wie ein breiter Keil in das persische Territorium hinein. Es leben hier wandernde oder halb seßhafte Kurdenstämme, eben so jesidische und christlich-nestorianische Stämme, welche man kaum dem Namen nach kennt, über deren Ursprung, Geschichte, Sitten und Lebensweise höchst selten ein Augenzeuge berichtet hat. Ker Porter ist der erste europäische Reisende, welcher im Jahr 1818 einen flüchtigen Streifzug durch jene Gegenden und eine vollständige Rundfahrt um den Urmiasee gemacht hat, ohne jedoch den Contouren der Küstenumsäumung von Persiens todtem Meer immer genau zu folgen. Er scheint sich selbst bei den zugänglichen Uferstellen, deren es besonders an der Süd- und Ostseite nicht viele gibt, in der Regel vom Gestade ziemlich entfernt gehalten zu haben. Sein Reisejournal läßt viele Lücken, welche auch durch die späteren britischen Reisebeschreiber Kinneir, Fraser, Monteith nicht ausgefüllt worden sind. Von allen Gegenden Westasiens gehört jener Theil von Türkisch- und Persisch-Kurdistan, welchen die hohe Mauer der Zagros-Alpen als ein mächtiger Wasserscheider durchzieht die Wiege der Zabflüsse, der Wohnsitz des gefürchteten Häuptlings der Hakkari-Kurden und das ganze große Dreieck zwischen dem Wan- und Urmiasee, dem Zab Ala und dem Tigris, in dessen Centrum das noch immer so geheimnißvolle Land Dschulamerk mit den höchsten Eis-

bergen Kurdistans, die Alpenrepublik der chaldäischen Christen vom großen Stamme der Tijari liegt und von dessen äußerstem Südende die Gewässer nach verschiedenen Himmelsrichtungen dem Tigris und persischen Meerbusen, dem Urmiasee und dem kaspischen Meer zuströmen, zu den unbekanntesten und für Ethnographen und Alterthumsforscher jedenfalls interessantesten. Eine völlige terra incognita ist der nächste Gebirgsstrich im Süden des Wansee's vom Erdosch-Dagh bis zur Alpenwiege der Zabflüsse. Selbst die neuesten Reisen von Monteith, Shiel, Grant und die Nachrichten der amerikanischen Missionaire von Urmia haben dieses geographische Dunkel nicht gelichtet. Auch der ganze mittlere Lauf des Zab Ala und sein Durchbruchsgebiet im Südwesten gegen das geheimnißvolle Rewandoz, die Stadt der Hakkari-Kurden, welche noch keines Europäers Fuß betreten, ist eine wahre „unbekannte Erde.“ Dort in der Nähe wurde der um die Wissenschaft so hoch verdiente Professor Schulz von Giessen im Augenblick wo er im Begriffe stand in die Landschaft Dschulamerk einzudringen, von seiner kurdischen Escorte ermordet.

Mein Plan war mit einer genauen Rundreise um den Urmiasee zugleich einen Ausflug nach dem südlichen Kurdistan zu verbinden, über die Päſſe des Kendilan-Dagh nach Sulimanieh zu gehen, das Quellgebiet des Zab Asfal zu besuchen und von dort über Rewandoz durch die Päſſe des Dscharwur-Dagh nach der Stadt Urmia zu gehen, wo ich die Untersuchung der Ufer des Urmiasee's vervollständigen wollte. Die Unwirthbarkeit des Landes im Süden des Urmiasee's, der räuberische Charakter der Grenz-Kurdenstämme und die Schwierigkeit des Uebergangs über den Kendilan-Dagh*) bewogen mich später,

*) Die Nestorianer von Urmia nennen den ganzen Höhenzug zwischen dem türkischen und persischen Gebiet „Alburs.“

die Absicht eines tiefern Eindringens in Türkisch-Kurdistan wieder aufzugeben und nach einer fruchtlosen Recognoscirung jener hohen Gebirgskette, die man zu den östlichen Ausläufern der Zagrosalpen rechnet, nach dem südwestlichen Ufer des Urmiasee's zurückzukehren. Ich hatte für diese Reise sechs Packpferde von dem Armenier Pilosch, der mit der großen Karawane des Kara-Göös von Erzerum eingetroffen war, gemiethet. Südlich von Daschgesan schloß sich noch ein anderer persischer Reisender meiner kleinen Karawane an. So zogen wir, nachdem ich von Herrn Bonham und dem gastfreundlichen Dr. Cassolani dankbaren Abschied genommen, an einem schwülen Augustmorgen durch das Thor von Tabris. Der braune Kawaß Mirza Ali ritt an der Spitze und der bärtige Pole Johann Saremba, der sich auf dem Bazar von Tabris einen thurmförmigen persischen Kalpak gekauft hatte und heute damit zum erstenmal sein Haupt schmückte, bildete die Nachhut.

Nach vierstündigem Ritt erreichten wir das große Dorf Sirdari, wo ein belebter Bazar ist und sogar Gefrornes zu kaufen war. Behmen Mirza's Geleitsbrief that hier vortreffliche Wirkung. Der persische Ortsvorstand besuchte mich in eigner Person und quartierte mich bei dem reichsten Dorfbewohner ein. Letzterer wollte mich in das Innere seines Hauses geleiten, aber aus Furcht vor dem Ungeziefer, den nie fehlenden Insassen persischer Divans und brodirter Decken, zog ich eine Lagerstätte unter dem Schatten der Obstbäume des Gartens vor. Der artige Besitzer brachte uns in kleinen Körben außer Brod und Kaimak weiße Maulbeeren, halbreife Trauben, kleine Aepfel und vortreffliche Pflaumen. Die Dorfbewohner zeigten hier die zudringlichste Neugierde und umlagerten den Eingang des Gartens. Es meldeten sich auch bereits wieder verschiedene Kranke mit augenscheinlich unheilbaren Leiden behaftet, die ich mit eini-

gen Medicamenten meiner Reiseapotheke abfertigen mußte, um ihrer los zu werden. Als gegen Abend die Hitze sich mäßigte, ließ ich wieder satteln. Nach zweistündigem Ritt erreichten wir das Dorf Ilehitschi, wo ich ein Nachtquartier nahm und wie gewöhnlich in einem Weingarten auf meiner Burka bivouakirte.

Tags darauf kamen wir an der großen Ortschaft Mamegan vorüber, welche terrassenförmig auf einer sanft abfallenden Berghalde erbaut ist. Ich kaufte hier auf dem Bazar einen durch ungemein große Ohren ausgezeichneten persischen Gebirgshasen. Die Neugierde der Bevölkerung war höchst lästig. Ein reisender Feringhi ist in diesen Gegenden eine überaus seltene Erscheinung. Bis zum Städtchen Duchalchan*) war das Land, welches wir durchzogen, eine dürre traurige Ebene, die nicht der kleinste Bach bewässerte. Wegen fast gänzlichen Mangels an befruchtender Feuchtigkeit war der Feldbau hier sehr beschränkt. Magere Sand- und Salzpflanzen bedecken stellenweise diese trostlose Einöde. Auf dem Boden liefen ziemlich zahlreich dieselben Melasomengattungen, welche man auch auf den salzgeschwängerten Sanddünen des Mittelmeeres findet. In besonders vielen Individuen waren die Gattungen Erodius, Pimelia und Blaps vertreten. Nur in der nächsten Umgebung der Dörfer, wo die dürftigsten Wasseradern des Sahant von den Bewohnern in künstliche Canäle geleitet und zur Bewässerung des dürren Bodens aufgefangen werden, gibt es einige grüne Gärten.

In Duchalchan hatten wir ein unangenehmes Abenteuer. Als unsere kleine Karawane über den Marktplatz ritt, hatte sich persischer Pöbel in großer Zahl versammelt, der uns mit Lachen und Pfeifen begrüßte. Als er uns ruhig weiter ziehen sah, fielen höhnische Schimpfworte und zuletzt Kieselsteine. Der Pole,

---

*) Dekergan auf den englischen Karten.

durch einen Steinwurf an der linken Hand verwundet, sprang vom Pferde und stürzte mit geschwungenem Säbel mitten unter den Pöbelhaufen, den muthmaßlichen Thäter am Kragen festhaltend. Der Pöbel brüllte, wagte aber nicht, den Gefangenen zu befreien. Mirza Ali war mit mir voran um die Straßenecke geritten. Als wir den Tumult hörten, schwenkten wir die Pferde und eilten dem Polen zu Hülfe. Es war nicht eben nöthig, diesem feigen Volk mit gezogenen Pistolen zu drohen. Denn obwohl einige Hunderte auf dem Platze und in den annähernden Gassen zurückblieben und fortfuhren zu schreien und zu schimpfen, wagte doch keiner, den jungen Burschen der starken Faust des Polen zu entreißen. Der Kawaß band dem Gefangenen die Hände und wir führten ihn zum Kadi, vor dessen offener Gerichtshalle unsere kleine Karawane stille hielt, während die Masse im weiten Halbkreise, doch in respectvoller Entfernung, vor dem Hause in plaudernden Gruppen stand. Der Zorn und Muthwille schien verschwunden und einige Graubärte in der Menge suchten das Loos des Gefangenen durch Bitten zu mildern. Da ich es aber auf Zureden des Kawassen für nöthig fand ein Exempel zu statuiren, trat ich in die offene Gerichtshalle ein.

Der Kadi Mirza Tschebir, ein langbärtiger schöner Perser in ausgewählter Kleidung saß im vollen Bewußtsein seiner Würde auf dem Divan und verhandelte so eben den Proceß zwischen einem Städter und Bauern. Als er mich in meinem seltsamen Aufzuge mit hohen grusinischen Reiterstiefeln über seine brodirten Teppiche marschiren sah, schnitt er ein finsteres Gesicht, denn nach Landesbrauch darf der Boden des Gerichtshauses nur mit bloßen Füßen berührt werden. Kaum hatte der Kadi jedoch einen Blick auf meinen Ferman geworfen, als sich seine düstere Miene in ein höfliches Lächeln aufklärte. Er ließ die Streiten-

den bei Seite treten und verhandelte sogleich unseren Proceß. Als der Pole den Hergang erzählt und dem Kadi seine wunde Hand gezeigt hatte, sagte Letzterer zu mir: „es ist doch ein gar schlechtes Volk hier zu Land. Die Feringhi dürfen nicht glauben, daß wir es an Ohrenabschneiden und Prügeln fehlen lassen. Aber so viele Executionen wir auch vornehmen, gibt es doch immer neue Verbrechen.“

Mirza Tschebir wandte nach diesen Worten das Auge von mir und warf einen fürchterlichen Blick auf den Angeklagten, den ein Tschausch am Arme festhielt. Der junge Mensch war bleich, zitterte und weinte. Ich hatte Mitleid mit dem armen Schelm, dessen Schuld nicht einmal genau constatirt werden konnte, da doch einige Dutzend Kieselsteine von den Pöbelfäusten geworfen worden und man nicht wissen konnte, wer eigentlich meinen Dolmetsch verwundet hatte. Als auch der Kawaß zur Bekräftigung der Erzählung Saremba's seinen Bericht abgestattet, gab der Kadi dem nächsten Gerichtsdiener einen Wink und sprach halb laut einige mir unverständliche Worte. Der Angeklagte schien ihre Bedeutung besser verstanden zu haben, denn er lamentirte wehmüthig und bat um Gnade. Es handelte sich um nichts Geringeres als um den Verlust seines Ohrenpaares, die ein mit scharfem Messer bereitstehender Tschausch, welcher in derartigen Operationen eine geübte Hand zu haben schien, auf Mirza Tschebirs Befehl zu amputiren im Begriffe stand. Natürlich protestirte ich jetzt als Kläger feierlich und energisch gegen diese Sentenz und der Pole mußte dem Kadi meine Strafpredigt über die barbarische Justiz des Perserlandes wörtlich übersetzen. Mirza Tschebir hörte dieselbe mit großer Gemüthsruhe an und begnügte sich kühl zu erwiedern, daß eben jedes Land auch im Justizfach seine eigenthümlichen Bräuche habe und daß man ohne so abschreckende Strafmittel das Volk

gar nicht mehr in Furcht und Respect halten könne. Er schien übrigens nicht unzufrieden, daß ich selbst für eine Milderung der Strafe stimmte, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatte mehr der Respect vor meinem Ferman und die Befürchtung einer Reclamation in Tabris als die Gerechtigkeitsliebe den Kadi bestimmt, eine so exemplarische Strafe zu verhängen. Der junge Delinquent schien wohlhabend genug, durch das Opfer einiger Tomans sein Ohrenpaar zu retten. Wahrscheinlich hatte es dabei sein Bewenden. Ich verließ mit meinen Leuten das Richterhaus, nachdem ich dem Kadi eine genauere Untersuchung der Sache anempfohlen und von ihm das Versprechen erhalten hatte, wenigstens in dieser Sache kein Strafurtheil vollziehen zu lassen, welches unsere europäischen Humanitätsgefühle so tief verletzte.

Wir setzten unsere Reise fort und gelangten nach zweistündigem Ritt an den Fuß des Nedili-Dagh, der ein westlicher Ausläufer des Sahantgebirges ist. Am Fuße dieser Bergkette entspringt ein reicher Eisensäuerling, der viel kohlensaueren Kalk, Kieselerde und Eisenoxydul niederschlägt und eine Temperatur von 23° Celsius hat. Tadapan-su ist der Name dieser Quelle, die, wie der Führer uns versicherte, im Lande eines besonders heilkräftigen Rufes genießt. Neben dem Quellsprudel ist ein Badhäuschen erbaut. Die höheren Gipfel des Nedili-Dagh bestehen aus trachytischem Porphyr, auf den niedrigen Abhängen gegen das Seeufer lagert ein harter Kalktuff.

Von der Höhe dieser Berge überschaut man ein ausgedehntes schönes Panorama von wahrhaft malerischer Wirkung. Das große Salzwasserbecken des Urmiasee's, seine mitunter recht seltsam gestalteten Ufer und die hohen schneereichen Gebirge, welche die salzgeschwängerten Hochebenen des alten Feuerlandes mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten, mit ihren üppig

blühenden Gartenlandschaften und traurigen Wüsteneien in prachtvoller Majestät umgürten, ist fast in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Am schönsten nahm sich die Halbinsel Schahi mit ihren malerisch geschwungenen Felsgipfeln, welche in zackigen Kronen sich hoch über die blaugrüne Wasserfläche erheben, im landschaftlichen Proscenium aus. Von dieser Seite gesehen hatte dieselbe einige Aehnlichkeit mit der Insel Capri im Golf von Neapel, deren pitoreske Contouren bekanntlich alle Landschaftszeichner bewundern. An der Ostseite der Schahiinsel war die Ebene mit einer halbzolldicken Salzkruste bedeckt. Mit dem Fernrohr sah man einige Gruppen der Schahi-Bewohner nach Tabris auf den Markt reitend. Die Pferde schienen in dem salzigen Sumpfboden oft bis an die Knie einzubrechen. Das Niveau des Urmiasee's war während meines kurzen Aufenthaltes in Tabris und im Sahantgebirge um fast einen halben Fuß gefallen.

Am Abend desselben Tages erreichten wir das Dörfchen Daschgesan, eine kleine Viertelstunde vom Seeufer entfernt und den berühmten Marmorbrüchen, welche den schönsten alten und neueren Bauwerken Persiens und ganz Vorderasiens das prächtige Material lieferten, zunächst gelegen. Das Dorf steht erst seit wenigen Jahrzehnten und wird von Morier dem einzigen europäischen Reisenden, welcher vor mir diese Steinbrüche und die benachbarten petrefirirenden Quellen besucht und beschrieben hat, nicht genannt. Die von ihm erwähnte Ortschaft Scheramin-Köi liegt eine Viertelstunde weiter landeinwärts in der Nachbarschaft des Dorfes Chanajeh-Köi, dessen Bewohner sich außer den Steinmetzarbeiten auch mit Obstbau und Feldcultur beschäftigen und ziemlich hübsche Gärten besitzen. Die Ebene, in welcher diese drei Ortschaften liegen, hat etwa eine deutsche Meile im Umfang und ist in Halbmondform von mit-

telhohen Bergen eingefaßt. Am Fuße der östlichen und südlichen Berge breiten sich schöne Saatfelder aus mit Waizen, Reis, Baumwolle und Sesam (Ricinus) bepflanzt. Gegen das Seeufer ist der Boden steril und in der nächsten Umgebung der Quellen gedeiht keine Art von Cultur. Daschgesan, wo ich eine Woche verweilte, ist das ärmste von den genannten Dörfern, ohne Gärten, sogar ohne süßes Trinkwasser. Der ganze Ort zählt nur etwa zwanzig Häuschen, deren Mauern theils aus Tuff, theils aus den herrlichsten Marmortrümmern bestehen, welche mit Koth zusammengekittet sind. Elendere Wohnsitze aus prächtigerem Baumaterial kann man sich nicht denken.

Die Umgegend von Daschgesan gehört in geologischer Beziehung zu den merkwürdigsten und räthselvollsten, die ich je kennen gelernt habe. Nach der noch heute sowohl bei den Eingebornen als unter den europäischen Geographen vorherrschenden Ansicht ist der berühmte halbdurchsichtige alabasterartige Marmor am Urmiasee das fortdauernde Product von Quellbildungen. Als solches wird dieser Marmor nicht nur von den älteren und neueren britischen Reisenden in Persien, welche nicht selbst an Ort und Stelle gewesen, sondern selbst von Morier bezeichnet, der die Reise nach Scheramin ausdrücklich in der Absicht machte, die Marmorschichten und den Proceß ihrer Bildung zu beobachten. Seine Beschreibung der Quellen selbst ist zwar lückenhaft, aber nicht ungetreu. Grundfalsch dagegen ist seine Meinung, daß aus dem Absatze der Quellen noch heute das gleiche prachtvolle Steinproduct hervorgehe, mit welchem die persischen Großen seit Jahrhunderten vorzugsweise ihre Gotteshäuser, Paläste und Gräber schmückten.

Die meisten Quellen, welche in früheren Epochen wirklich periodisch durch ihren reinen Kalkniederschlag jene Marmorschichten bildeten, sprudeln heute nur an der Nordseite der Ebene.

Ich zählte deren im Ganzen 37, von welchen der kleinere Theil am Fuße der hohen Tuffkalkfelsen entspringt, von welchen zweifelsohne vor Zeiten das Wasser sämmtlicher Quellen in die Ebene sich ergoß und hier einen kleinen See bildete, in welchen die reinsten Quellen bei vollkommener Ruhe ihre Marmorschichten, die trüberen ihren schmutzigen Tuff absetzten. Nachdem durch den fortschreitenden Bau der Tufffelsen die Quellen sich selber ihren Canal verstopft hatten, brachen sie in größerer Entfernung davon, meist an tiefer liegenden Stellen der Ebene, wo der Boden geringere Widerstandsfähigkeit zeigte, wieder hervor. Ganz ähnliche Erscheinungen haben wir bei den berühmten Thermalquellen von Hammane-Meskhutin im Atlasgebirge, welche aber lange nicht so kalkreich sind und bei vielen Quellen Anatoliens, besonders an der Karawanenstraße zwischen Trapezunt und Erzerum beobachtet. In der Ebene von Daschgesan selbst sprudeln die meisten Quellen aus kleinen conischen Erhöhungen, welche sie durch ihren Niederschlag einige Fuß über der Bodenfläche gebaut haben und deren Ränder sehr sanft gegen die Ebene abfallen. Das Mundloch der Quelle befindet sich stets in der Mitte der conischen Erhöhung.

Durch einen schmalen Canal von der Breite und Tiefe weniger Zolle fließt das Wasser in südlicher Richtung der Ebene zu. Keiner dieser Canäle ist über einige hundert Schritte lang. Zerbröckelter Kalktuff und dieselbe schwarzgrüne, schlammartige höchst eigenthümliche Materie, welche sich rings um die Ufer des Urmiasee's angehäuft findet und an manchen Stellen sich meilenweit landeinwärts erstreckt, verstopfen diese Quellrinnen und das Wasser tritt dann über dessen Ränder in die niedrigen Theile der Ebene aus, seine verschiedenartigen Tuffschichten bildend. Die meisten dieser Quellen fließen nur schwach, andere im ziemlich ergiebigen Sprudel. Ihre Temperatur ist 18° nach der

Scala des hunderttheiligen Thermometers. Dem Geschmack nach scheint Bittersalz über den Eisengehalt vorzuherrschen. Der Niederschlag in der nächsten Nähe der Quellen ist bald grau, bald röthlich oder gelb gefärbt, je nach der Beimischung von Metalloxyden. Daß eine gewisse Tendenz zur Marmorbildung bei diesen Quellen noch immer vorherrschend ist, beweisen die vielen papierdünnen, schneeweißen und vollkommen reinen Kalkschichten, die sich noch jetzt in der nächsten Umgebung der Mundlöcher mancher Quellen bilden. Aber selbst dieses dünne Präparat, welches zweifelsohne in früheren Zeiten bei ganz ungestörter Bauarbeit der Quellen und wahrscheinlich unter verschiedenen Temperaturverhältnissen zur Bildung der eigentlichen Marmorschichten diente, gelingt jetzt nicht an allen Stellen. Die gröberen Bestandtheile des Wassers mischen sich mit den feineren und bilden den gewöhnlichen schmutzig grauen Tuff, der sich mit dem milchweißen Niederschlag anderer Quellen mischt, deren dünner Schichtenbau auch hier durch die Fußtritte vorüberwandelnder Menschen und Viehheerden alsbald wieder zerstört wird. Der Bau wirklicher Marmorschichten gelingt diesen Quellen nirgends mehr, wie ich mich durch genaue Besichtigung der Localität überzeugte. Offenbar ist der frühere Standort der Quellen auf den höher gelegenen Tuffkalkfelsen, wo sich zuerst die trüberen, unreinen Bestandtheile des Wassers absetzten und den schmutziggrau gefärbten Tuff bildeten, während das über die geneigten Schichten hinwegfließende Wasser an den tieferen Stellen der Ebene sich zu einem See sammelte und bei seiner Verdünstung in vollkommener Ungestörtheit die horizontal reinweißen Kalkschichten niederschlug, der Marmorbildung günstiger.

Auf den höheren Tuffkalkfelsen im Norden hat man bis jetzt keinen Marmor entdeckt, wahrscheinlich findet sich derselbe auch hier in den tieferen Schichten. Aber Bohrversuche scheint

man nicht angestellt zu haben, obwohl die schönsten und reichhaltigsten Schichten in den Steinbrüchen der Ebene nahebei erschöpft scheinen. Gegenwärtig wird das prachtvolle Gestein nur noch in der Plaine am Fuße der nördlichen Tuffkalkberge gebrochen, wo eine höchst instructive Reihenfolge von Schichten durch Menschenhände aufgeschlossen liegt. Ein Kalktuff von schmutzig grauer Farbe, von vielen Löchern und Höhlungen durchsetzt, bildet die oberste Schicht und enthält viele halbfossile Pflanzenreste und Abdrücke von Stengeln und Blättern. Eisenoxyd gibt ihm an vielen Stellen einen röthlichen Ton. In der Tiefe nehmen die Tuffkalkschichten an Mächtigkeit wie an Härte zu. Die obersten Schichten sind selten über 1½ Zoll mächtig, die dreizehnte Schicht von oben herab gezählt, hat bereits eine Mächtigkeit von 6 Zoll. Die Färbung dieser Schichten wird in der Tiefe immer lichter, bis allmählig der Tuff in wahren Marmor übergeht. Den obern Rand der Schichten, welche unmittelbar über dem alabasterartigen Gestein lagern, überkleidet eine Kruste des gewöhnlichen Tuffs, während gegen die Mitte das Gestein in milchweißer lichter Färbung und in einer der tieferen Marmorschicht bereits sehr ähnlichen Beschaffenheit mit einem dieser Felsart eigenthümlichen quarzartigen Fettglanz vorkommt. Die eigentlichen Marmorschichten, welche unmittelbar darunter folgen, sind von 6'' bis 1' mächtig. Dieser Marmor ist von sehr verschiedener Färbung, Zeichnung und Schönheit. In den meisten Schichten ist eine trübgelbe oder weißliche Färbung vorherrschend. Die schönsten Varietäten sind milchweiß, citronengelb oder rosenroth. Ich habe Handstücke mitgebracht, welche dem Rosenquarz unserer deutschen Alpen täuschend ähnlich sehen. Ein eigenthümlicher Fettglanz, ähnlich wie der des Quarzes, charakterisirt die meisten Varietäten dieses Gesteins. Sein Bruch ist splitterig, manchmal über-

gehend ins Flachmuschlige. Beigemengte Oxyde geben ihm oft eine überaus zierliche Zeichnung. Ich fand von diesem Marmor auch mitunter sehr große Stücke von kugeliger Form, um welche sich dünne Schichten concentrisch angesetzt hatten. Zerschlug man diese Kugeln, so sah man ganz ähnliche kreisförmige Linien, wie bei den Jahresringen der Bäume. In dieser kugeligen Form scheint der Marmor, jedoch nur als Tropfsteingebilde, aufzutreten. Zwischen den verschiedenen Tuffkalkschichten befinden sich nämlich öfters hohle Räume, wo der untere Rand der Tuffschicht mit prächtigen Marmor-Stalaktiten ausgekleidet ist. Diese Stalaktiten bildeten sich hier offenbar später als die oberhalb lagernden Tuffschichten, durch deren Poren das darüber hinströmende Quellwasser mit seinen feinsten Kalktheilen hindurchsickerte und zwischen der Schichtenabsonderung allenthalben verschiedenartige Tropfsteinbildungen vom reinsten kohlensaueren Kalk absetzte. An Stellen, wo das Gestein ein dichteres Gefüge hat, ist es weniger durch Löcher und kleine drusenförmige Höhlungen durchsetzt, wie in anderen Schichten, wo der Werth der ausgehämmerten Steintafeln durch diese hohlen Räume sehr geschmälert wird. Mit Ausnahme der ganz trüben Varietäten sind die Marmortafeln, wenn sie nicht die Dicke eines Zolls überschreiten, gewöhnlich mehr oder minder durchschimmernd und man kann, wenn man sie gegen die Sonne hält, die Umrisse der sie haltenden Hand durch das Gestein erkennen. Je durchsichtiger und reiner das Gestein ist, desto höher ist in der Regel sein Werth. Nach einer chemischen Analyse des amerikanischen Geologen Hitchcock enthält dieser prächtige Marmor:

Kohlensaueres Eisenoxydul	2.93	Theile.
Kohlensauere Bittererde	1.33	—
Kohlensaueren Kalk	95.74	—
	100.00	

Ein ähnlicher Quellmarmor von der Landschaft Salmas im Nordwesten des Urmiasee's, welchen derselbe amerikanische Geolog untersuchte, enthielt an kohlensauerem Eisenoxydul fast um die Hälfte weniger. Die schönste reinweiße Varietät dieses Gesteins fand ich an den räthselhaften Grabmonumenten des Felsschlosses Gertschin-Kaleh, im Westen des Urmiasee's.

Den hohlen Ton, welchen Morier beim Fußtritt über diesen Steinbrüchen beobachtet haben will, habe ich nicht wahrnehmen können, noch weniger die schwefeligen Dünste in der Luft. Der widerliche Geruch, den man hier spürt, ist der gewöhnliche, der an den meisten Uferstellen des Urmiasee's herrscht und von der bereits in meinen früheren Skizzen mehrhaft erwähnten schwarzgrünen, salzgeschwängerten, eigenthümlich stinkenden Materie herrührt, welche auf dem Grunde des See's wahrscheinlich aus faulenden Vegetabilien entsteht und in den umgrenzenden Ebenen sehr weit landeinwärts verbreitet ist, eine Erscheinung, welche in Verbindung mit anderen Beobachtungen auf eine früher viel bedeutendere Ausdehnung des Seebeckens unwiderleglich hindeutet. In Moriers kurzer Beschreibung dieser Localität ist überhaupt manches Ungereimte, wie auch der Geolog Hitchcock sehr scharfsinnig vermuthet hat, obwohl er nicht selber in diesen Gegenden gewesen. Wenn Morier den petreficirten Sumpf dieser Quellenumgebung mit dem Aussehen einer gefrorenen Wasserfläche vergleicht, so ist das ziemlich richtig, ebenso die Bemerkung, daß das Wasser hier allenthalben die Tendenz zeige, sich in Steinschichten zu erhärten. Grundfalsch dagegen ist die Behauptung Moriers, daß aus derselben Operation, wie wir sie gegenwärtig bei Daschgesan vor Augen sehen, aus jenen papierbogendünnen Schichten, welche die conischen Erhöhungen um die Mundlöcher der Quellen überdecken, das gleiche schöne reine Kalkproduct hervorgehe, welches man in

ganz Vorderasien unter dem Namen Tabris-Marmor bewundert. Ich habe bei einer sehr genauen Untersuchung dieses merkwürdigen Territoriums nicht eine einzige Stelle gefunden, wo wirkliche Marmorschichten nahe an der Oberfläche des Bodens zu Tag treten. Ueberall bildet der schmutziggraue oder bräunliche Tuff die höheren Schichten, und der schöne durchsichtige Marmor erscheint erst in ziemlicher Tiefe. Unter demselben folgt dann eine Reihe gewöhnlicher Tuffschichten, welche dann wieder mit schönen Marmorschichten wechsellagern. Wie räthselhaft auch der Hergang dieser Marmorbildung ist, so drängen sich doch hier bei genauer Beobachtung zwei sichere Thatsachen auf:

1) fand hier die Marmorbildung nur in periodisch abgeschlossenen Zeiten statt, nach welchen die Quellen die Fähigkeit, dieses reine Gestein hervorzubringen, wieder verloren haben;

2) seit einer langen Reihe von Jahren ist hier kein eigentlicher Marmor mehr aus dem Quellabsatz hervorgegangen.

Die geistreiche Hypothese Hitchcocks, dessen Scharfsinn wir um so mehr bewundern müssen, da er diese geologisch höchst wichtigen Localitäten nicht einmal selbst besucht hat: daß der Marmor bei einer früher weit höheren Temperatur des Wassers, wo diese Quellen gleich jenen berühmten Travertin bildenden heißen Quellen im Himmelaya als wirkliche Thermalquellen reicher an Wasser wie an kohlensauerem Kalk dem Boden entsprudelten, sich gebildet habe, hat viel Wahrscheinliches für sich. Die zahlreichen vulcanischen Bildungen rings um den Urmiasee, die erloschenen Feuerberge der Gegend von Tabris, deren wir bereits erwähnten, die in früheren Zeiträumen periodisch wiederkehrenden Feuererscheinungen und Eruptionen in diesem Lande, wo in der frühesten historischen Zeit dem Feuer eine allgemein göttliche Verehrung gewidmet war und Spuren des alten Feuercultus sich bis auf den heutigen Tag im Volke vorfinden, könn-

ten vielleicht den Schlüssel zur Lösung dieser geologischen Räthsel liefern und den periodischen Wechsel der Temperatur wie der chemischen Bestandtheile dieser Quellen so wie der petrographischen Beschaffenheit ihrer Steinbildungen erklären.

Von Daschgesan machte ich fast täglich Spaziergänge nach dem Seeufer. Man konnte sich auch hier wie an vielen Stellen des nördlichen Ufers nur auf etwa 50 Schritte nähern, da man in der schwarzgrünen Sumpfmaterie, die hier mit einer dünnen Salzkruste überdeckt war, bis an die Kniee einsank. Eine ungeheuere Herde von Wad- und Schwimmvögeln, welche sich in verschiedene Gruppen zertheilte, war sichtbar, doch leider außer Schußweite. Nie scheinen diese Thiere durch Jäger erschreckt worden zu sein. Selbst die stärksten Flintenschüsse, die ich abfeuerte, konnten sie nicht zum Auffliegen bringen. So karg und einförmig hier die Vegetation ist, so reich scheint dagegen die Insectenfauna zu sein. Das salzige Ufer war mit zahllosen Käfer-Cadavern bedeckt, worunter vorherrschend die Gattungen: Megacephala, Cicindela, Adesmia, Pimelia und eine noch unbeschriebene Art von Scarabaeus. Diese Koleopteren scheinen sich hier eines überaus kurzen Lebens zu erfreuen und nur im Frühling würde der entomoligische Sammler an diesen Ufern reiche Ausbeute machen. Obwohl es mir trotz aller Anstrengungen nirgends gelang, den salzigen Morast ganz zu überschreiten und bis an den Rand des Wassers zu kommen, so konnte ich doch von der Felshöhe im Norden der Ebene deutlich wahrnehmen, daß hier die Tuffkalkschichten bis unter das Niveau des See's fortsetzen. Als einer besonderen Merkwürdigkeit erwähnt mein Tagebuch noch der ziemlich geräumigen natürlichen Höhlen in diesen Tufffelsen, welche später durch künstliche Nachhülfe erweitert worden zu sein scheinen. Die Bewohner von Daschgesan bedienten sich ihrer zur Aufbewahrung des Seesal-

zes. In diese Höhlen ziehen sich bei einbrechender Dämmerung viele interessante Tagschmetterlinge zurück. Ich erbeutete hier eine neue wunderschöne Art von Satyrus, welche Herrig-Schäffer beschrieben hat.

Nachdem ich eine volle Woche in Daschgesan zugebracht, setzte ich meine Reise nach der Südseite des Urmiasee's fort. Ueberall suchte ich dem Gestade so viel wie möglich nahe zu kommen, da eine neue Untersuchung der Ufer von Persiens todtem Meere, welches vor mir nur der britische Reisende Ker-Porter (i. J. 1818) ziemlich flüchtig und in einem allzu weiten Kreise umwanderte, das nächste geographische Problem war, dessen Lösung mir besonders am Herzen lag. Eine vollkommene Rundreise um den Urmiasee war jedenfalls ausführbar, während der projectirte Ausflug über die Zagros-Alpen nach Türkisch-Kurdistan, der beabsichtigte Besuch in Rewandoz und Dschulamerk nach den Ansichten des Sardars Behmen Mirza und des Consuls Bonham ein unter den zerrütteten Verhältnissen der Gegenwart kaum ausführbares Unternehmen war.

Die Gebirgskette, welche als westlicher Ausläufer des Sahant die Südseite der Ebene von Daschgesan umgrenzt, besteht aus Schiefer-Conglomeraten und einem dichten hellfarbigen Kalk. Wasser und Vegetation sind auf den Abhängen desselben sehr sparsam. Von Mineralquellen und Tuff oder Marmorbildung bemerkte ich keine Spur. Nach dreistündigem Ritt hatten wir dieses öde, kahle Steingebirge hinter uns und traten n eine große freundliche Ebene ein, welche mit vielen Dörfern und Anbau bedeckt ist. Das Städtchen Binab, welches einen ziemlich belebten Bazar hat, und von Obst- und Weingärten umgeben ist, erreichten wir gegen Abend nach achtstündiger Tagesreise. Auf dem ganzen Wege von Daschgesan bis Binab war nicht ein einziger Bach zu überschreiten. Alle Wasser, welche der

Sahant in dieser Richtung herabsendet, werden von Gärtnern und Feldbauern abgezapft und zur Befeuchtung des Bodens völlig verbraucht. Bis zum kleinen Maraghafluß im Süden von Binab, dessen Bett im Hochsommer überaus wasserarm ist, erreicht in den trockenen Monaten kein einziges Sahantflüßchen dieser Gegend das Wasserbecken des Urmiasee's, da vor dem Ende seines natürlichen Laufes durch künstliche Canäle der durstige Boden hier alle Gebirgswasser aufsaugt. Auch hier gelang es mir nirgends, den äußersten Rand des Seebeckens zu erreichen. Der salzige Uferschlamm machte alle Annäherungsversuche fruchtlos. Die große Ebene war belebt durch zahlreiche Vögelschwärme. Staaren und prächtig gefiederte Beerenfresser (Merops Apiaster) schwärmten um die Dörfer. Wilde Tauben und Steppenhühner (Pterocles arenarius) suchten nach den Körnerresten auf den geschnittenen Feldern. Letztere waren ziemlich scheu und ließen sich nicht leicht auf Schußweite beschleichen, während man von den wilden Tauben hier mit wenigen Schüssen mehr erlegte, als man für seine Reiseküche brauchte.

In Binab fanden wir recht freundliche Aufnahme nebst schmackhaftem Lammbraten, vortrefflichem Pilav und ziemlich genießbaren Früchten. Der persische Wirth, der uns am Kochfeuer Gesellschaft leistete, rieth uns für die folgenden Tage, wo wir nach Ueberschreitung des Dschagatuflusses in das eigentliche Kurdenland eintreten und die Hospitalität wilder und fast unabhängiger Nomadenstämme in Anspruch nehmen sollten, zur äußersten Vorsicht und Wachsamkeit. Die Sage von dem jüngsten Trauerspiel im christlichen Alpenlande Dschulamerk, von den Waffentriumphen und Gräueln, welche die Häuptlinge Nurullah Beg und Beder Chan gegen die unglücklichen Nestorianer verübt hatten, war auch bis in diese Gegenden gedrungen. Der

tumultuarische und räuberische Sinn der kurdischen Grenznomaden war durch diese Vorgänge allenthalben geweckt und genährt. Die persischen Steuereinnehmer konnten selbst unter den nächsten Kurdenstämmen jenseits des Dschagatu nur mit größter Mühe die Abgaben eintreiben. Die Clans und Stämme oberhalb Sauk-Bulak verweigerten jede Zahlung und drohten dem Sardar, sich an die Hakkari anzuschließen, mit welchen sie bisher in häufiger Fehde gelebt.

XII.

Von Binab nach Persisch-Kurdistan — Der Dschagatufluß — Landschaftscharakter — Eine Nacht unter kurdischen Nomaden — Charakterzüge der Kurden. Die südlichen Uferlandschaften des Urmiasee's. Eine Vogeljagd. Sauk Bulak. Zustände von Kurdistan. Ritt nach Serdascht und Rückkehr nach Sauk Bulak. Balista. Babari. Der ungastliche Nestorianer. Turkman. Ein Abenteuer unter persischen Frauen.

Unter dem niederschlagenden Eindruck der Erzählung unsers persischen Hauswirths in Binab von den bedrohlichen Zuständen Kurdistans und der fanatischen Aufregung, welche die Siege der Hakkari- und der Buhdan-Kurden über die chaldäischen Christen auf alle nomadisirenden und seßhaften kurdischen Stämme diesseits wie jenseits der Zagroskette hervorgerufen, traten wir am 19. August die Reise nach dem eigentlichen Kurdenlande an. Ich ordnete unsere kleine Karawane so, daß Mirza Ali, in dessen Händen der Ferman des Sardars war, an der Seite unsers Wegführers stets eine Strecke voran reiten mußte, um mit den Kurden, auf welche wir jenseits des Dschagatu stoßen sollten, zu parlamentiren, ihnen den friedlichen und harmlosen Zweck unserer Reise auseinander zu setzen und sie mit der Autorität seines Amtes und Namens, wie mit den Befehlen des Statthalters von Tabris bekannt zu machen. Der Pole

Saremba und der Armenier Pilosch sollten bei den Pferden verweilen und das Gepäcke nie aus den Augen verlieren, während der persische Reisende, der sich in Binab uns angeschlossen, bei der Nachhut ritt. Ich selbst hielt es für nothwendig, mich öfters von der Karawane zu entfernen, um die Gegend zu beiden Seiten des Weges zu recognosciren. Da ich das beste Pferd ritt und seinen flinken Beinen vertraute, konnte ich manchmal auch auf größere Entfernungen hinter der Karawane zurückbleiben, wenn es schöne Pflanzen oder seltene Insecten zu sammeln gab. Nie aber trennte ich mich von meiner Doppelflinte. Bevor wir von Binab aufbrachen, wurden alle Gewehre und Pistolen meiner Begleitung sorgfältig untersucht, ob sie im schußfertigen Zustande seien. Bekanntlich imponirt den räuberischen Kurden nichts mehr als europäische Feuerwaffen, deren Wirkung sie im letzten russisch-persischen Kriege kennen gelernt und denen der gemeine Kurde nur seine Bambuslanze, der Häuptling seine elende Luntenflinte entgegen zu stellen hat. Die Kurden sind scharfe Beobachter und gute Rechner und wissen eben so sehr die Stärke des Widerstandes wie den Werth der Beute abzuschätzen. Neigt sich die Wagschaale nicht bedeutend zu Gunsten der Letztern, so hat der Reisende unter jenen Stämmen, welche noch einigermaßen die Autorität des persischen oder türkischen Statthalters respectiren, keine allzu großen Gefahren zu erwarten, wenn auch das Gefühl vollkommener Sicherheit im Kurdenlande nirgends existirt.

Ueber den Maraghafluß führt südlich von Binab eine solide Brücke mit fünf Spitzbögen. Im Frühling soll der Fluß sein weites und tiefes Bett ganz ausfüllen und sehr reißend sein, im Spätsommer ist er seicht und so wasserarm, daß man hier kaum eine Strömung nach dem See bemerkt. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir die Ufer des Dschagatu, welcher nicht

wie die nordöstlichen Gewässer des Urmiasee's auf den Sahantgipfeln, sondern auf den höheren Bergen im Süden, die als Fortsetzung der Zagroskette südöstlich in die Landschaft Ardelan abfallen, entspringt und nach einem Laufe von nahebei $1\frac{1}{2}$ Breitegraden in die südlichen Sumpfebenen des Urmiasee's ausmündet. Der Dschagatu bildet noch heute wie zur Zeit der Wanderung Ker-Porters die Grenze zwischen den kurdisch redenden Nomadenstämmen, welche meist Sunniten sind und den türkisch sprechenden Persern Aserbeidschans, welche sich zur Secte Ali's bekennen. Selten mischen sich die Dorfbevölkerungen der beiden moslemischen Secten, obwohl sie Nachbarn sind und unter der gleichen Herrschaft stehen, während man chaldäische Christen und selbst jesidische Teufelsanbeter mit den seßhaften Kurden nicht selten gemengt findet. Ich ließ die Karawane am rechten Ufer des Dschagatu Halt machen und während meine Leute den Rest der gestrigen Küche und die Pferde ihre gewöhnliche Gerstenration verzehrten, badete ich im Fluß, welcher selbst in der trockenen Jahreszeit ziemlich viel Wasser und eine ansehnliche Breite hat, aber an den meisten Stellen gefahrlos durchwadet werden kann. Nach kurzer Rast überschritten wir gegen Mittag den persisch-kurdischen Grenzfluß. Der Landschaftscharakter änderte sich hier. Noch von Daschgesan aus gesehen ist das Bild des alpenumgürteten See's trotz der wilden Einsamkeit, welche an der Ostseite den vorherrschenden Charakter bildet, sehr malerisch. Jenseits des Dschagatu wird der Anblick der Gegend immer öder und trauriger und gegen das Ufer des Takauflüßchens, das weiter südöstlich die Landschaft durchströmt, hat das Gemälde dieser öden Sumpfflächen eine schauerliche Monotomie.

Nachdem wir nahebei drei Stunden geritten, ohne einem Menschen zu begegnen, erblickten wir endlich in der Ferne schwarze Zelte, welche ein altes ruinenhaftes Gebäude umgaben und einen

Trupp kurdischer Reiter, welche eben mit der Heerde von der Weide kamen. Die schwarzen persischen Lammfellmützen waren verschwunden und wir hatten es wieder mit hellfarbigen kurdischen Filzmützen und feuerfarbigen Turbans zu thun.

Die Luchsaugen der Kurden schienen uns bereits bemerkt zu haben, bevor wir noch ihre Zelte erblickt hatten. Ein prächtiger Häuptling von edlem Gesichtsprofil mit dichtem rabenschwarzem Barte und einem ungeheuern Wulst von buntfarbigen Shawls um den Rand der Filzmütze gewunden kam mit einigen Reitern dem Kawassen entgegen. Während Mirza Ali mit ihnen parlamentirte, ließ ich die Packpferde Halt machen und betrachtete in der Entfernung von einigen hundert Schritten mit meinem Fernrohre die Gruppe. Zu meiner unangenehmen Verwunderung bemerkte ich, daß die Haltung des persischen Kawassen eben so demüthig, als die Miene des kurdischen Häuptlings stolz und übermüthig war. Mirza Ali hielt den Ferman in der Hand, welchen der Kurde nicht lesen konnte, dessen Siegel und Unterschrift er gleichwohl aufmerksam musterte. Nach einer Unterredung, welche beinahe eine Viertelstunde dauerte, kam Mirza Ali zu uns zurückgeritten und versicherte uns, daß Kamir-Aga, der Neffe des eigentlichen Clanoberhauptes uns in dessen Namen willkommen heiße. Wir durften uns jetzt, wie der Kawaß feierlich betheuerte, der kurdischen Hospitalität ohne Besorgniß anvertrauen. Denn dieses räuberische Hirtenvolk ehrt bekanntlich die Gastfreundschaft unter seinem Zelte, wie alle orientalischen Nomaden. Wenn man von Mord, Plünderungen und Raubthaten im Kurdenlande hört, so darf man hier ganz so, wie bei den Beduinen Arabiens und Nordafrika's versichert sein, daß solche Thaten nie in den Dörfern und Lagern, nicht einmal in deren Nähe vorfallen, sondern stets draußen in der Wildniß oder an

den Wegen und Straßen, wo das religiöse Gesetz der Gastfreundschaft nicht mehr gilt.

Der greise Häuptling Schader-Aga, ein hochbejahrter Mann mit welkem, dürrem Gesicht, das mehr Verdacht als Ehrfurcht einflößte, empfing uns in der Mitte der um ihn versammelten Bevölkerung mit dem gewöhnlichen würdevollen Anstand, welcher keinem morgenländischen Großen fehlt, auch wenn er ein Barbar und Räuber ist. Man hatte so eben zu unserm Empfange Teppiche auf dem Boden ausgebreitet und mit Polstern belegt. Mit höflicher Geberde bedeutete mir der Häuptling, auf dem Polster Platz zu nehmen, ersuchte mich aber zuvor, dem Landesbrauche gemäß die Stiefel auszuziehen. So ungerne ich aus Furcht vor den Ungeziefern, welche bei den Kurden noch mehr als bei den Persern zu den primitiven und seßhaften Ansiedlern von jedem Hausgeräthe gehören, welches Haar und Wolle trägt, der Einladung folgte, glaubte ich hier doch mich einmal dem Brauche fügen zu müssen, um bei diesen Wilden nicht gleich Anstoß zu erregen. Der harte Blick und der rauhe Kehlton des graubärtigen Häuptlings, der zwar noch körperlich rüstig, aber beinahe taub war, hatte nichts sehr Beruhigendes noch Erfreuliches. Dem Polen wurde es anfangs schwer, sich mit dem Häuptling türkisch zu verständigen. Der Kawaß, welcher das kurdische Idiom einigermaßen verstand, mußte ihm öfters zu Hülfe kommen und selbst den Dolmetsch machen. Bald erfuhren wir, daß wir es mit einem Lager der Mukri-Kurden zu thun hatten, welche zu den alten Bekannten des Reisenden Ker-Porter gehören, der vor 30 Jahren als der erste Europäer diese Gegend flüchtig durchstreifte und bei den Kurden eine ziemlich gastfreundliche Aufnahme fand. Ich mußte wie er zu meiner persönlichen Sicherheit die Rolle des Hekhim spielen, um bei diesem argwöhnischen Volke keinen Verdacht hinsichtlich der Reisezwecke zu erre-

gen. Ein Arzt, der heilkräftige Pflanzen oder Quellen zu entdecken sucht und bereitwillig ist, seine Medicamente gratis auszutheilen, ist bei den Kurden nie ein ganz unwillkommener Gast. So gesund und muskulös die Kurden im Allgemeinen aussehen, so fehlen doch Krankheiten und Gebrechen bei diesem Volke so wenig wie bei den Arabern der Wüste oder bei den Bewohnern unserer deutschen Alpen.

Kaum hatte ich das Kästchen meiner Reiseapotheke geöffnet, als sich Patienten in Menge meldeten. Manche waren mit ganz unheilbaren Leiden behaftet. Aber selbst eine Kurdin, welche seit zehn Jahren völlig gelähmt war und von den rüstigen Armen ihrer Söhne herbeigetragen wurde, hoffte noch durch irgend eine Wundermixtur des fremden Feringhidoctors wieder frische Beine zu bekommen. Ich mußte ihr irgend eine stärkende Flüssigkeit geben, um nur ihre zudringlichen Klagen los zu werden. Jeder wirkliche oder eingebildete Kranke war zufrieden, sobald er einige Pillen oder Pulver aus dem Arzneikasten in Empfang genommen hatte. Auch die an Altersschwäche leidenden Greise drückten mir dankend die Hand und riefen einen kurdischen Segengruß wenn sie ein paar Tropfen von Pfeffermünzessenz auf Zucker hinuntergeschluckt hatten und dessen angenehme Wirkung auf den Magen spürten.

Während der Vertheilung der verschiedenen Medicamente hatte mich der alte Schader-Aga mit dem harten Blick seiner grauen Augen aufmerksam beobachtet. Als Alle abgefertigt waren, sagte er zu dem Polen: „Ich glaube, Gott hat deinen Herrn, den weisen Hekhim, zu mir geschickt, um mir wieder zum Gehör zu verhelfen. Möge er seine Kunst erproben. Wir wollen euch gerne bei uns behalten, solange es euch gefällt. Deinem Herrn wollen wir täglich Kaimak bereiten und jeden Freitag ein Lamm braten. Euch anderen soll es keinen Tag an Pi-

lav und Jauert und eueren Pferden nicht an gutem Futter fehlen."

Der Pole übersetzte mir das Ansinnen wie die Einladung des Häuptlings und ihm meine dankende Antwort nebst der Bemerkung: daß die europäische Medizin, wie hoch sie auch im Glauben der Orientalen (welche ihr mehr Wunderkraft zutrauen als wir Abendländer selbst) stehen möge, doch noch kein Mittel gefunden habe, die natürliche Harthörigkeit eines alterschwachen Mannes von achtzig Jahren zu curiren. Mit dieser Antwort war Schader-Aga keineswegs zufrieden und meinte, eine so wohl ausgestattete Reiseapotheke wie die meinige müsse unter den verschiedenartigen Büchsen und Flaschen doch auch irgend eine Mixtur gegen die Taubheit enthalten. Er wurde mit seiner Forderung immer dringender, versprach uns für den Abend ein frischgeschlachtetes Lamm und schmackhaften Kewab am Spieße gebraten und drohte am Ende, uns gar nicht weiter ziehen zu lassen, ohne ein Rettungsmittel für seine harten Ohren.

Wir hielten nun Rath zusammen und hofften der lästigen Zudringlichkeit des alten Kurden durch ein unschuldiges Mittel los zu werden. Auf mein Geheiß stopfte ihm der Dolmetsch Baumwolle mit Olivenöl getränkt in beide Ohren, nachdem er ihm zuvor mit sehr lauter Stimme gesagt, daß er bei Anwendung des Mittels, welches wir ihm geben würden, in der ersten Zeit gar nichts hören, aber bei fortgesetztem Gebrauche desselben eine sehr heilsame Wirkung spüren werde. Ein paar Löffel der besten Mageneſſenz, die ich mit mir führte, unter Zuckerwasser gemischt, machte den alten Mann ziemlich zufrieden. Er versicherte uns am Abend, daß er wieder kräftigern Appetit verspüre und hoffte damit zugleich den Anfang einer Linderung seiner Taubheit zu begrüßen. Wir hatten einige Mühe, unsern Ernst

zu behaupten. Mein Dolmetsch war mehr als einmal nahe daran, durch den Ausbruch seines mühsam zurückgehaltenen Lachens dem arzneigläubigen Häuptling die Täuschung zu verrathen.

Als wir einige Stunden beisammen gesessen und den Freundschaftstschibuk mit einander geraucht hatten, nahm die lästige Neugierde der Kurden etwas ab. Der Kawaß und der Pole erkundigten sich nach dem Weg durch die Päße des Serdascht-gebirges, welches südwestlich von Sauk-Bulak die Vorstufe eines südlichen Ausläufers der Zagroskette bildet und das wir in den nächsten Tagen überschreiten wollten, um in das Gebiet der Hakkari zu gelangen. Kamir-Aga, der Neffe des Häuptlings, welcher bei dessen Kinderlosigkeit zu seinem Nachfolger bestimmt war, schilderte den Weg als sehr gefährlich, entwarf ein höchst abschreckendes Bild von der Wildheit und dem Blutdurst der Hakkari- und Rewandozstämme und rieth uns dringend von dem Versuch, durch die Serdaschtpässe in die oberen Zabthäler zu gehen, ab.

Während der Pole mit dem jungen Kurdenhäuptling das Gespräch fortsetzte, gelang es mir der frechen Neugier der Kurden und Kurdinnen zu entwischen, indem ich unter dem Vorwande, medizinische Kräuter zu suchen, einen Spaziergang nach den Ufern des nahegelegenen Gardarflüßchens machte, wo ich viele Gramineen und seltene Sumpfpflanzen fand, auch auf den feuchten Uferstellen einige hübsche Cicindelen erbeutete. Die Ufer waren von Wasserschnepfen und Sumpfvögeln belebt, deren ich mehrere in großer Nähe schoß. Um die Blumen der sumpfigen Wiesen schwirrte Plusia Gamma und fast jeder Schritt durch das Gras brachte eine hier ungemein häufige Catocala-Art zum Auffliegen.

Als ich von dieser kleinen botanischen Excursion wieder zum Lager zurückkehrte, waren Kewab und Pilav bereitet und der

eßlüsterne Blick meiner Leute, welche die Mahlzeit nicht ohne meine Gegenwart beginnen wollten, hatte mich längst sehnsüchtig gesucht. Der alte Häuptling machte mir Vorwürfe, daß ich mich allein so weit vom Lager entfernt habe. Er sei, meinte er, nicht nur dem Sardar von Tabris, dessen Schreiben mich empfohlen, sondern Gott selber für die persönliche Sicherheit eines von ihm aufgenommenen und beherbergten Gastes verantwortlich. Es gebe in dieser Gegend nicht nur viele wilde Thiere, sondern auch böse Menschen, welche sich kein Gewissen daraus machten, einem einzelnen Wanderer ein Leid zuzufügen. Auf meine Erwiederung, daß ich nächst meinem guten Stern der Sicherheit meiner Feuerwaffen vertraue, wünschte der Alte eine Probe meiner Schießkunst zu sehen. Ich zeigte ihm die geschossenen Bekassinen, worüber er und die andern Kurden sehr verwundert waren, denn sie glaubten, da sie von Schroten nichts wissen, daß ich die schlanken Vögel in ihrem Zickzackfluge mit der Kugel geschossen. Als ich vor ihren Augen mit einer gezogenen Pistole auf 30 Schritt ein dünnes Bäumchen traf, war der Beifallsruf der Jungen und Alten allgemein. Kamir-Aga bat mich, ihm meine Pistolen zu schenken, und als ich ihm vorstellte, daß ich dieser Waffen bei meiner Wanderung durch so gefährliche Gegenden nicht entbehren könne, mußte ich ihm versprechen, nach meiner Rückkehr für ihn ein solches Pistolenpaar in Europa zu bestellen, für welches er jeden Preis zu bezahlen versprach.

Der Abend endigte mit einem allgemeinen Gebet. Der greise Schader-Aga stieg selbst auf den kleinen Thurm des verfallenen Hauses, welches in der Mitte des Lagers stand und nach seiner soliden Bauart zu schließen aus sehr alter Zeit stammte. Von Inscriptionen oder anderen Zeichen, welche auf die Spur seines Ursprungs oder seiner früheren Bestimmung leiten konnten, war nichts zu entdecken. Der alte Häuptling,

welcher zugleich die Stelle eines Muezzin und Mollah vertrat, mahnte seine Gemeinde mit der stärksten Anstrengung seiner brüllenden Baßstimme zur Andacht, stieg dann vom Thurme herab und verrichtete mit entblößten Füßen auf dem Teppich stehend, den Blick nach Süden gewendet, das Gebet. Die ganze männliche Bevölkerung des Kurdenlagers folgte seinem Beispiel und die gleichen Ceremonien wiederholten sich am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang. Hätten wir nach der ermüdenden Anstrengung des vergangenen Tages auch noch süßer und fester geschlummert, Schader-Aga's Stimme, deren heulender Baßton dem Dromedargeschrei ziemlich ähnlich war, würde uns doch aufgerüttelt haben.

Nach beendigtem Morgengebet herrschte große Bewegung im Lager. Die jungen Kurden trieben die Heerden zur Weide, nachdem das Melkgeschäft durch die Frauenhände abgethan war. Das Hornvieh sah klein und mager aus. Sechs kurdische Kühe liefern noch kaum dieselbe Quantität Milch, wie eine starke Kuh von Schwyz oder Unterwalden. Auch hat die Milch hier lange nicht den kräftigen Geschmack unserer Alpenkühe. Dagegen sind die Heerdenthiere dieses Landes genügsamer und abgehärteter und scharren sich, während des sehr harten Winters, ihr Futter selbst aus dem Schnee. Den Brauch des Heumachens kennen nur wenige Kurdenstämme und die Stallfütterung ist in diesem Lande gar nicht in Anwendung. Die Pferde in Persisch-Kurdistan sind stark, flink und dauerhaft, stehen aber doch der persischen Race an Leichtigkeit und Schönheit, den Turkomanenpferden an Größe, der armenischen Race von Karabagh an Stärke, der arabischen Race aber in allen Eigenschaften nach.

Schader-Aga war am Morgen von sehr guter Laune. Der Pole hatte ihm die ölgetränkte Baumwolle aus den Ohren gezogen und der alte Häuptling bildete sich ein, heute bereits

entschieden besser als gestern zu hören. Wir mußten ihm noch einen Vorrath von Baumwolle und Oel zurücklassen und schmunzelnd ersuchte mich der alte Häuptling noch um ein weiteres Fläschchen jenes Wunderelixirs, das seinem Magen gestern so wohl gethan und seinen altersteifen Gliedern frische Lebenswärme eingehaucht habe. Dafür ließ er uns die Reste der gestrigen Mahlzeit reichen und frischen Kaffe bereiten, zu dessen Würze er sich von mir noch den nöthigen Zucker erbat.

Die freche Zudringlichkeit der Kurden war diesen Morgen noch ärger als am Abend zuvor. Sie wollten nicht nur wieder Medicamente haben, sondern auch noch Flaschen und Büchsen dazu und zeigten keinen Dank für das Empfangene. Kamir-Aga, der uns bis jetzt noch mit seiner Zudringlichkeit verschont hatte, vertraute nun, als er das an seinem alten harthörigen Oheim vollbrachte Wunder sah, meinem Dolmetsch an, daß er bereits an starker Abnahme des Geschlechtstriebes leide und von mir ein Mittel zur Stärkung des Beischlafes wünsche. Betrachtete man die schöne athletische sechs Fuß hohe Gestalt dieses Kurden, der noch in der Blüthe des Lebens stand und dem Aussehen nach wohl kaum das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte (kein Kurde erinnert sich genau seines Alters), so konnte man sich des Erstaunens über dieses Bekenntniß nicht erwehren. Ich empfahl ihm den Gebrauch der Bäder im salz- und jodreichen Wasser des Urmiasee's. Ein so einfaches Mittel aber wollte dem Häuptlinge nicht gefallen. Er hatte mir am Abend zuvor von einer Mineralquelle gesprochen, welche das Erdreich, dem sie entquillt, roth färbe und allem Anscheine nach ein Eisensäuerling war. Er schlug mir vor, mich nach dieser Quelle zu geleiten, um vielleicht, wie ich ihm Hoffnung machte, durch den innern Gebrauch dieses Wassers die frühere Stärke wieder zu erlangen. Diese Quelle lag nach seiner Beschreibung seitwärts

von Tasch-Tebe und auf halbem Wege nach Sauk-Bulak. Ich nahm den Vorschlag an und ritt, nachdem Leute und Pferde gesättigt waren, mit ihm und einem anderen kurdischen Führer in südwestlicher Richtung weiter.

Sehr bezeichnend für den Charakter der Kurden war unser Abschied von den Mukri-Nomaden und dem alten Schader-Aga. Ich bot ihm (weniger aus Freigebigkeit als um den Grad von Zartgefühl und Hospitalität eines Kurdenhäuptlings zu erproben) vier Sahefgerans als Bezahlung der Bewirthung an. Komisch stand dem gefurchten Antlitz des Alten der sichtbare Widerstreit zwischen dem Gebote der Religion, dem Pflichtgefühl der Gastfreundschaft und der gemeinsten Habsucht und Geldgierde. Er und seine Leute hatten einen guten Theil meiner Reiseapotheke geplündert und glaubten von mir wahre Wundermittel zur Heilung unheilbarer Uebel empfangen zu haben. Daß nun auch noch ein klingender Ersatz fur die wenigen Speisen, die er uns gegeben, folgen würde, hatte der Kurde offenbar selbst nicht erwartet. Um so freudiger war nun seine Ueberraschung. Anfangs machte er Miene, keine Bezahlung nehmen zu wollen. Während er eine zurückweisende Bewegung mit der Hand machte und einige mir unverständliche Worte sprach, heftete er den Blick immer fester und gieriger auf die vier Silbermünzen. Ein Lächeln von ganz unbeschreiblicher Art zuckte dabei über sein verwittertes Gesicht. Zuletzt streckte er maschinenmäßig, wie durch unüberstehliche Zaubergewalt gezwungen, die welken Finger nach dem Silber aus, welches dann plötzlich unter seinen weiten Kaftan verschwand.

Die beiden Kurden führten uns einen abscheulichen Weg durch unabsehbare Moräste ohne eine Spur von gebahntem Pfad. Hohe Sumpfpflanzen, Schilf und Binsen ragten oft bis über Reiters Höhe hinaus und versperrten die Aussicht in die freie

Fläche. Während die Kurden ein uns unverständliches Gespräch in ihrem Idiom führten, warf Kamir-Aga seine hablüsternen Raubvogelaugen so oft auf unsere Packpferde, daß Furcht und Argwohn bei mir wie bei meinen Leuten erwachten. Der Gegend völlig unkundig waren wir ganz in der Gewalt dieser Barbaren und mußten jeden Augenblick fürchten, in einen Hinterhalt gelockt zu werden, wo gegen einen überlegenen Reiterhaufen uns keine Hoffnung erfolgreichen Widerstandes blieb. Bei unserer schwachen Zahl konnte trotz unseren guten Feuerwaffen eine berittene Bande von demselben Mukristamme, den wir verlassen, uns so leicht an irgend einer einsamen Stelle überwältigen. In dem nächsten Moraste konnten die Kurden unsere Leichname versenken, ohne eine Spur ihres Verbrechens zu hinterlassen und der Sardar Behmen Mirza hätte bei dem besten Willen vielleicht nicht einmal die Mittel gehabt, unseren Tod zu rächen. Als wir nach zweistündigem Ritt durch den sumpfigen Weiher geriethen, welcher auf der Karte zwischen Tasch-Tebe und Ferochsad im Süden von Sauk-Bulak ziemlich richtig angezeigt ist, wadeten unsere Pferde bis an die Brust im Wasser und wir bestürmten unsere kurdischen Führer mit bitteren Vorwürfen, daß sie uns in diese weglose scheußliche Wildniß gebracht hatten. Der Binsenwald war hier so dicht, daß er jede Aussicht verdeckte und ich gestehe, daß ich eine häßlichere Gegend wie diese schlammige Südebenen am Urmiasee auf allen meinen Reisen nicht gesehen habe.

Endlich arbeiteten sich unsere armen unermüdlichen Pferde aus dem nassen Schilfwalde heraus und wir kamen auf eine ziemlich trockene Wiese mit freiem Ueberblick der südwestlichen Gebirge Kurdistans und der weiten morastigen Plaine bis nahe dem Gestade des großen Salzsee's, dessen Anblick uns durch einen niedrigen Hügelzug, welcher den von Süden herströmen-

den Gewässern auf dieser Seite den freien Abfluß nach dem See sperrte, entzogen ward. Gegen Südosten dehnte sich der große Weiher aus, welchen wir so eben theilweise durchwadet hatten.

Bevor wir noch die Stelle erreichten, wo nach der Andeutung Kamir=Aga's die Mineralquelle entsprang, gesellten sich zwei andere berittene Kurden zu unseren Führern. Das unerwartete Begegnen dieser beiden lanzenbewaffneten Krieger in der pfadlosen Wildniß vermehrte unseren Argwohn. Als die Kurden ihre Pferde zu tummeln anfingen und unter wildem Geschrei in immer engerem Kreise um unser Gepäck jagten, wohl nur um ihre Reiterkünste und Kampfweise zu zeigen, warnte ich den Polen auf seiner Hut zu sein. Er hatte die wilden Völker des Orients im Laufe seiner transkaukasischen Schicksale hinreichend kennen gelernt, um ihnen zu mißtrauen und fürchtete wie ich, daß diese Kurden jeden Augenblick bereit sein möchten, aus der vorgeblichen Komödie Ernst zu machen. Plötzlich sprengte Kamir=Aga, seinen Silberschimmel in vollen Galopp werfend, mit eingelegter Bambuslanze auf den Polen zu, der unter dem Scheine, als wolle auch er auf den Spaß eingehen, sein Doppelgewehr auf den Kurden anschlug. Kamir=Aga brach in ein wildes Gelächter aus, warf sein Pferd herum und sprengte mit gefällter Lanze gegen mich. Ich streckte ihm eben so schnell meine beiden Pistolen entgegen mit einer Bewegung, die dem Kurden andeutete, daß ich wie der Pole auf meiner Hut und wie er bereit sei, Ernst aus dem Scherze zu machen, wenn es Noth thue. Unter jauchzendem Gelächter senkten die Kurden ihre Lanzen und jagten wieder im weiten Kreise um unsere Karawane her. Das Ganze glich ziemlich der F a n t a s i a der Beduinen in Nordafrika, welche bei größerer Zahl der wilden Reiter, in malerischerer Tracht und bei größerer Schönheit der Pferde=Race in der afrikanischen Meditscha und in den Ebenen der Provinz

Oran mich oft so entzückt hatten. Auch Kamir=Aga war sehr prächtig anzuschauen mit seinem schönen energischen Gesicht und Adlerprofil, das mich an die schönen Helden Tscherkessiens erinnerte. An Reitkunst, kriegerischer Haltung und pitoreskem Wurf des faltenreichen Mantels stand der Kurdenhäuptling den imposantesten Kriegergestalten, die ich in den Thälern des Atlas und des Kaukasus gesehen, nicht nach. Weniger vortheilhaft sahen seine Begleiter aus. Bei den kurdischen Physionomien fehlt ein allgemeiner bestimmter Typus und Alles deutet bei den Bewohnern der Karduchenberge wie bei den Atlas=Kabylen auf eine starke Mischung der Race.

Endlich hatten wir die Stelle erreicht, wo ein schöner Eisensäuerling in reichem Sprudel dem Boden entquoll. Der hundertheilige Thermometer zeigte in diesem Wasser 21°. Der Boden umher war mit einer dicken Tuffkalkkruste, durch Eisenoxyd gelbröthlich gefärbt, belegt. Der Eisengehalt dieser Quelle war so stark, daß er mir (wie die Quellen am Kreuzberge im Kaukasus) schon nach dem Genuß von zwei mäßigen Bechern Kopfweh verursachte. Ich ließ hier die Packpferde Halt machen und grasen, schärfte jedoch meinen Leuten die äußerste Wachsamkeit ein. Die ungeheuere Menge von Wasservögeln, die ich in so großer Zahl nicht einmal an den einsamen Ufern des afrikanischen See Fezzara der Provinz Konstantine wahrgenommen, lockte zur Jagd und ich schoß vor den Augen der Kurden einen braunen sichelschnäbligen Ibis (Ibis falcinellus) als er eben krächzend in ziemlicher Nähe unseres Bivouaks aus dem Schilfe aufflog. Der Schuß und noch mehr der Sturz des Vogels aus der Luft hatte eine eigenthümliche Wirkung, welche für das Studium der Vogelsitten nicht ohne Interesse ist. Hunderte und Tausende von Wadvögeln und Schwimmvögeln erhoben sich aus dem Schilfe, flogen in mannichfaltigster Weise schreiend und pfei=

fend, kreischend und krächzend herbei und schauten aus der Luft auf den gefallenen Ibis herab. Einige senkten sich zu ihm ins Wasser, als wollten sie ihm zu Hülfe kommen oder sehen was aus ihm geworden. Es waren darunter besonders viele weiße und graue Reiher, Wasserhühner, Ibise, Strandreiter u. s. w. Andere hochbeinige Wadvögelarten, wie Flamingos und schwarze Störche flogen in einer anderen Richtung. Als ich in den Schwarm über uns einen zweiten Schuß abfeuerte, der einen Strandreiter (Himantopus rufipes) zum Fall brachte, stäubte die ganze Masse der Vögel mit verstärktem Kreischen auseinander. Bekanntlich tödten die Kurden keinen Vogel. An den einsamen Ufern dieses Sumpfsee's war vielleicht noch nie ein Schuß gefallen. Erst als der zweite Knall wieder einem Vogel das Lebenslicht ausblies, schienen die befiederten Thiere dessen tödtliche Bedeutung zu merken und flogen entsetzt und krächzend nach allen Richtungen von dannen. Die Kurden, welche wieder glaubten, daß das Gewehr mit Kugeln geladen, machten mir unverdiente Complimente. Ich hatte gute Gründe, sie bei ihrem Glauben zu lassen.

Kamir-Aga, der in der Hoffnung erhöhter Zeugungskraft und fruchtbaren Beischlafes aus der Stahlquelle mit vollen Zügen getrunken, nahm jetzt Abschied von uns und kehrte mit seinen Gefährten in das Lager zurück. Er hatte, wie er dem Polen erzählte, den letzten russisch-persischen Feldzug mitgemacht, und das Cavalleriecontingent des Clans der Mukri-Kurden commandirt. Damals unter der strengen Regierung Feth-Ali Schahs, wo der ritterliche Kronprinz Abbas-Mirza die Kriegsrüstungen besonders in dieser Provinz mit Feuereifer betrieb und mittelst seiner regulairen Truppen auch die Kurdenstämme im Zaume hielt, zeigten sich letztere willfähriger und gehorsamer gegen den Herrscher von Teheran als gegenwärtig, wo Verfall

und Unordnung, namentlich in diesen kurdisch-persischen Grenzgegenden in arger Weise überhand genommen.

Von Kembir-Köi — so heißt diese Gegend nach einem verlassenen Kurdendorf in der Nähe — nach Sauk-Bulak wanderten wir fortwährend durch pfadlose Wildnisse. Erst in der Nähe dieser Capitale von Persisch-Kurdistan wird der Landschaftscharakter freundlicher. Die morastige Ebene geht allmählig in ein trockenes Hügelland über, die Bergwasser laufen im Süden wieder in einem geregelten Bett. Sauk-Bulak liegt am südlichen Ende eines grünen Thales, zählt etwa 600 ärmliche Steinhütten und eine Bevölkerung von beiläufig 2000 Seelen, deren überwiegende Anzahl kurdischen Ursprungs ist. Die Zahl der Nestorianer ist seit Ker-Porters Besuch hier zusammen geschmolzen und beträgt kaum 50 Familien. Der alte Bonda-Chan, welcher den britischen Reisenden damals gastfreundlich aufgenommen hatte, war längst zu den Vätern versammelt. Seit seinem Tode führte sein Sohn Abdullah-Chan den Oberbefehl. Derselbe war aber eben auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und während seiner Abwesenheit waren die Regierungsgeschäfte in den Händen eines alten Mollah, dessen Hospitalität wir nicht eben rühmen können. Er quartierte uns in dem elenden Häuschen eines Nestorianers ein und obwohl er meinen persischen Ferman lesen konnte, war er nicht sehr bereitwillig, meine Reisezwecke zu fördern. Unser Plan war zunächst von Sauk-Bulak nach Tokta und Jeltomar nach den Serdascht-Bergen vorzudringen, dort eine starke kurdische Escorte zu nehmen und über den Darupaß nach dem Gebirgsdorf Kunamassi zu gehen, welches in einem Hochthal des Quellgebietes von Zab-Asfal gelegen ist und wo der kühne Reisende Ker-Porter dreißig Jahre früher in entgegengesetzter Richtung mitten im Winter seine gefahrvolle Reise über das wilde Karduchengebirge an-

trat. Von Kunamassi wollte ich sodann durch die gebirgige terra incognita nach dem nördlichen Hakkari-Lande bis zum Zab-Ala vordringen und einem der nordöstlichen Zuflüsse dieses Stromes folgend über Rewandoz und die Pässe des Dschawur-Dagh nach den westlichen Ufern des Urmiasee's zurückkehren.

Der Häuptling von Sauk-Bulak, welchem ich diesen Plan mittheilte, erklärte dessen Ausführung für eine Unmöglichkeit. Die Drohungen des Pascha von Mossul wegen der anmaßenden Haltung Beder-Chans, des Häuptlings der Buhdan-Kurden, welcher damals auf dem Gipfel seiner Macht stand und seit der Unterwerfung der Nestorianer in Dschulamerk Lust zu tragen schien, sich zum unabhängigen Herrscher des ganzen Kurdenlandes von den Ufern des Vansee's bis zu den Hochthälern der Zabflüsse aufzuwerfen, hatten alle Stämme alarmirt. Der Häuptling der Hakkari Nurullah-Beg, welcher den Beder-Chan zu dem Einfall in Dschulamerk überredet hatte, fürchtete einen Besuch der türkischen Nizamtruppen, welche von Mossul aus in zwei Tagmärschen die Ufer des Zab-Ala erreichen und seinem Laufe folgend leicht bis Rewandoz vordringen konnten. Die Stimmung in diesen kurdischen Grenzgauen, deren Stämme sich von jeher durch unbändige Streitlust und Unabhängigkeitssinn unter allen Kurdentribus hervorgethan, war in Folge des Gerüchtes eines nahen Feldzuges der Türken schwieriger und ungünstiger als je. Jeder fremde Reisende, meinte der Mollah, auch wenn er vom persischen Gebiete nach Kurdistan komme, werde von den Grenzkurden als türkischer Kundschafter betrachtet werden und sein Leben äußerst gefährdet sein. Die Aufregung habe sich bis unter die Nomadenstämme des Serdascht-Gebirges verbreitet und die Reise über den Darupaß sei jetzt selbst mit einer starken Escorte ein mißliches Unternehmen.

Die Nestorianer und Armenier des Städtchens, bei welchen

ich, dem Bericht des Mollah mißtrauend, durch meinen Dragoman Erkundigung einziehen ließ, bestätigten genau diese Mittheilungen. In früheren Zeiten, sagten sie, habe man auf diesem Wege die Reise nach Suleimanieh ohne alle Gefahr machen können und das Geleite von wenigen kurdischen Reitern habe zur Sicherheit der kleinen Karawanen hingereicht. Dagegen sei ihnen auch aus früherer Zeit kein Beispiel bekannt, daß ein christlicher Eingeborner durch das Hakkari-Land über Rewandoz nach Dschulamerk gelangt sei. Nur durch die Pässe des Dschawur-Dagh im Norden sei der Verkehr zwischen den Nestorianern auf persischem Gebiete und ihren unabhängigen Stamm- und Glaubensgenossen im Hakkari-Lande und in Dschulamerk, dessen Patriarch auch über die Nestorianer auf persischem Gebiet die oberste geistliche Autorität übte, der Verkehr möglich gewesen. Auch Mirza Ali, der sich auf mein Geheiß mit den Männern der Kriegerkaste des Ortes in Verkehr setzte und ihnen für das Geleite durch den Darupaß in meinem Namen eine gute Belohnung versprach, brachte mir keine erfreuliche Kunde. Alle Kurden erklärten das Unternehmen als höchst gefährlich und riethen uns, von der Ausführung abzustehen.

Am folgenden Morgen entschloß ich mich in Begleitung eines Nestorianers mit einer Escorte von sechs kurdischen Lanzenreitern eine vorläufige Recognoscirung bis an den Fuß der Serdascht-Berge zu machen. Mirza Ali und der Armenier Pilosch blieben mit dem Gepäck in Sauk-Bulak zurück. Der wackere Pole Saremba begleitete mich und erklärte sich bereit, jede Gefahr zu theilen, mir überall zu folgen, wohin ich auch immer gehen werde. Ich kann die Hingebung dieses braven Menschen, welcher meines Wissens gegenwärtig in Konstantinopel unter ziemlich drückenden Verhältnissen lebt und dessen Dienste ich jedem künftigen Entdeckungsreisenden empfehle, der

Lust haben sollte, in dem Karduchenlande sein Glück zu versuchen und die Schleier jener kurdischen terra incognita*) zwischen den Wiegen der beiden Zabflüsse zu lüften, nicht genug rühmen.

Die Berge oberhalb Sauk-Bulak bestehen aus demselben groben Conglomerat von Puddingsteinen, welche ich später auf den Gebirgen östlich von Urmia genauer untersuchte. In den höheren Bergen gegen Serdascht treten plutonische Gebilde, vorherrschend ein schöner Granit, zu Tage, in welchem körniger Kalk eingelagert ist. Die Vegetation dieser Berge ist sparsam.

---

*) Seitdem der tapfere Renegat Omer Pascha die streitbaren Stämme des Buhdangebirges zu Paaren getrieben, jeden kurdischen Widerstand durch Taktik und Kanonen gebrochen und Beder-Chan, den mächtigsten Häuptling Kurdistans als Gefangenen nach Konstantinopel geschickt hat, hatte eine Entdeckungsreise in diese Gegenden unendlich mehr Aussicht glücklichen Erfolges. Die türkischen Truppen drangen damals östlich vom Tigris und im Süden des Vansee's, wo die besten Karten von Türkisch-Asien eine so große völlig unerforschte Lücke zeigen, in Gegenden ein, welche nie der Fuß eines Europäers betreten hat, in welche selbst die kühnsten britischen Reisenden nicht einzudringen wagten. Die Ausführung eines Unternehmens, welches zur Zeit meiner Reise durch Persisch-Kurdistan höchst schwierig, vielleicht unmöglich war, könnte jetzt, nach meiner Ueberzeugung, mit nicht sehr bedeutendem Aufwande an Geld und Kräften glücklich stattfinden. Abgesehen von dem geographischen und naturgeschichtlichen Interesse würde eine genaue Untersuchung der topographischen Verhältnisse dieses Landes auch manche historische Räthsel über den Rückzug der Zehntausend lösen und zu Xenophons classischer Beschreibung einen wichtigen Commentar liefern. Bekanntlich fand der Rückzug der Griechen durch das Quellland des Zab statt, wo sie bald die Angriffe der sie verfolgenden persischen Reiterei bald den Widerstand der wilden Eingebornen zurückzuschlagen hatten. Auch das Schlachtfeld von Gaugamela, wo Alexander den Darius schlug, war in der Nähe des großen Zab. Noch heute fehlt uns eine genaue topographische Beschreibung dieses Schlachtfeldes.

Nur die Ränder der Bäche zeigen üppiges Grün, nur wo genügende Feuchtigkeit im Hochsommer ist, hat die Bergflora mehr Mannigfaltigkeit der Formen. Eigentliche Wälder fehlen. Die Jagd scheint nur sehr mäßige Ausbeute zu liefern. Auch die niedere Thierwelt ist hier sehr dürftig repräsentirt. Wir übernachteten zwischen Beiran und Hassan-Agas unter den Zelten eines kleinen kurdischen Nomadenlagers vom Stamme der Bilbos. Es waren arme Leute, die uns außer Jauert nichts anzubieten hatten. Ihre Physionomien waren wild und häßlich, ihr Anzug sehr zerlumpt. Das Geleite unserer kurdischen Reiter gab uns hinreichendes Gefühl der Sicherheit. Auch gewöhnten wir uns allmählig an den Anblick wilder Räubergestalten, ohne gleich an das Schlimmste zu denken. Ueber den Zustand des Landes jenseits der Berge konnten die kurdischen Hirten uns keine Auskunft geben, meinten aber, daß der Häuptling von Serdascht uns sicher nach Suleimanieh geleiten könne. Tags darauf erreichten wir nach einem Ritt über eine steile Berghalde das verfallene Grenzfort Serdascht, dessen Commandant Abas-Chan, ein Kurde, gewöhnlich die Escorten für die Karawanen nach Suleimanieh liefert.

Serdascht liegt auf dem grünen Abhang des gleichnamigen Gebirges am linken Ufer des Baches Ak-su. Von hier übersteigt man gewöhnlich die eigentliche Wasserscheide durch den Darupaß, welchen die Eingebornen auch Hamal-Dagh (Lastträgerberg) nennen. Abas-Chan zeigte seine Bereitwilligkeit mir eine Escorte von zehn Reitern zu geben, welche mich sicher über das Gebirge nach Suleimanieh führen sollte. Aber ein Eindringen in die Thäler nördlich von Zab-Asfal und die Reise durch das Hakkari-Gebiet über Rewandoz nach Dschulamerk erklärte auch er für eine Unmöglichkeit. „Die Hakkari, äußerte er, plündern und morden selbst ihre eigenen Glaubensgenossen,

einen Franghi und Christen werden sie noch weniger schonen." Er weigerte sich auch geradezu, mir nach den nördlichen Gegenden eine Escorte mit zu geben. Als ich die Unmöglichkeit einsah, meinen Reiseplan in nordwestlicher Richtung zu verfolgen, beschloß ich auf den Besuch in Suleimanieh, welches als hinreichend bekannt und beschrieben wenig Interesse darbot, zu verzichten und direct nach Sauk-Bulak auf demselben Wege, den ich gekommen, zurückzukehren, von dort aber die Richtung nach den südwestlichen Ufern des Urmiasee's einzuschlagen.

Als wir am folgenden Tage die kurdische Capitale wieder erreichten, fanden wir den Perser und den Armenier bei der Mahlzeit im Hause unsers nestorianischen Wirths. Beide hatten während meiner Abwesenheit nicht versäumt, sich den Bauch zu pflegen, und der arme Nestorianer, der kaum für sich und seine Familie zu leben hatte, klagte über ihren entsetzlichen Appetit. Schon am Abend, noch vor meiner Abreise äußerte der Nestorianer mit ganz orientalischer Naivetät, daß er ein recht schönes Geschenk für seine gezwungene Hospitalität von mir zu erhalten hoffe. Mirza Ali zeigte oder heuchelte über meine Rückkehr lebhafte Freude. Er habe, äußerte er, sich gleich nach meiner Abreise Vorwürfe gemacht, daß er mich mit den Kurden in die Berge ziehen ließ. Wenn mir dort ein Unfall begegnet wäre, hätte die Verantwortlichkeit und die Strafe des Sardars zuvörderst ihn getroffen. „Und wer hätte mir die bedungenen Tomans für meine Begleitung bezahlt, wenn die Kurden dich ermordet hätten!" setzte der Kawaß mit einem Stoßseufzer hinzu.

Tags darauf zogen wir von Sauk-Bulak in nordwestlicher Richtung ab und erblickten nach vierstündigem Ritt wieder die Fläche des Urmiasee's, welche den Glanz der Mittagssonne in dem leichten Gekräusel seiner tausend Wogen prächtig reflectirte. Wir gelangten hier dicht an das Ufer, welches an der äußersten

Südwestspitze von Kalkfelsen umgürtet ist, welche ziemlich schroff in den See abfallen. Der Kalk ist dicht, hart und von lichter Färbung, petrographisch dem oberen Jurakalk sehr ähnlich. Ich fand bei kurzem Verweilen an dieser Stelle ziemlich viele versteinerte Muscheln besonders von den Gattungen: Pecten und Terebratula, welche nicht ohne einige Mühe von den harten Felsen loszuschlagen waren. Dieselbe Formation setzte auch unter dem See fort, der hier tiefer ist, als an den meisten zugänglichen Uferstellen im Norden und Osten. Auffallender Weise war auch hier der häßliche Geruch des Wassers noch sehr vorherrschend, obwohl kein Schlamm das Ufer bedeckte und kein Sumpf die nächste Umgebung berührt.

Wir übernachteten im Dorf Balista, welches eine kleine halbe Stunde vom See entfernt liegt. Ein Theil des Ortes ist auf dem Abhange eines Berges erbaut, mit Mauern umgeben und bildet eine Art Festung. Wir sahen hier zum erstenmale wieder einen schönen, stolzen Baumschlag. Dickstämmige Maulbeerbäume von mächtiger Höhe und Ausbreitung der Aeste zieren die nächste Landschaft, welche im Halbkessel von Bergen umschlossen ist. Nach der Seeseite war die Aussicht frei und lieblich. Die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Kurden. Von türkisch redenden Persern sollen hier nahe bei fünfzig Familien wohnen. Je näher man der Stadt Urmia rückt, desto mehr schwindet die kurdische Bevölkerung und wird durch Perser und Nestorianer ersetzt. Die Weide auf den Berghalden im Norden wird dürftiger, die Bodencultur in der Ebene nimmt dagegen zu. Jenseits des Flusses Burranduß verschwinden die wilden Physionomien und die malerische Tracht der Kurden in der Ebene wie am Fuße der Berge. Nur auf den höheren Halden und Kämmen des türkisch-persischen Grenzgebirges ziehen noch nomadisirende Kurdentribus umher. Der Burranduß im

Westen und der Dschagatu im Südosten bilden die Grenzen von Persisch-Kurdistan. Die Kurdenstämme dieses Landstrichs, welche die Oberhoheit des Schahs von Persien wirklich oder dem Namen nach anerkennen, sind hier in geographischem Zusammenhange mit ihren Stammes- und Glaubensbrüdern, welche in der asiatischen Türkei das weite Territorium zwischen dem Tigris, den Seen Van und Urmia und den Südebenen Mesopotamiens bewohnen. In diesem großen Berggebiet ist die kurdische Nationalität beinahe ausschließlich vorherrschend. In den östlichen Gebirgslandschaften Aserbeidschans tritt die kurdische Bevölkerung nicht mehr in großen zusammenhängenden Massen auf, sondern bewohnt nur inselartig einzelne Gebirgsgegenden, wo sie von türkischen und persischen Völkern umgeben ist.

Die große fruchtbare Ebene von Urmia kündigte sich jenseits des Burranduß-tschai in ihrer blühendsten Gestalt an. Alle Dörfer waren durch einen breiten grünen Kranz von Bäumen und Feldern umwunden. Wir hielten die Mittagsruhe im Dorf Babari, welches dicht am Ufer des genannten Flusses recht lieblich gelegen ist. Die Bevölkerung besteht zur größern Hälfte aus Nestorianern. Armenische und chaldäische Katholiken bilden die Minderzahl. Wir wurden von der Bevölkerung wenig freundlich aufgenommen und ein Nestorianer, in dessen schattenreichem Garten wir die heißen Tagesstunden zubringen wollten, weigerte sich gradezu uns aufzunehmen. Zum erstenmale seit meiner Abreise von Tabris hatte ich mich über einen wirklich ungastlichen Empfang zu beklagen. Selbst die wilden sunnitischen Kurden hatten uns bereitwillig unter ihren Zelten ein Obdach gestattet und hier wollten uns Christen nicht einmal die Ruhe unter ihren Bäumen gönnen.

Mirza Ali machte summarischen Proceß, indem er mit aller Gemüthsruhe den ungastlichen Nestorianer mit der Peitsche

prügelte und ihm dann erst den Ferman des Sardars zeigte. Von hier an zeigte der Kawaß überhaupt eine gewisse Tendenz zur Brutalität, die mehr als einmal meine ernstliche Intervention nöthig machte. Gegen die Perser am östlichen Ufer hatte er sich in der Regel sehr artig, gegen die halbfreien Kurden im Süden sogar demüthig benommen. An den gedrückten Christen der Urmiaebene schien er sich nun für die frühere Selbstbeherrschung schadlos halten und seiner persischen Prügelsucht, welche der Dienst bei einem Sardar selten zu mindern pflegt, freiesten Lauf gönnen zu wollen.

Bei dem Nestorianer hatte übrigens die grobe Lection gut angeschlagen. Er wurde plötzlich von kriechender Demuth und gestattete uns nicht nur die Mittagruhe in seinem Garten, sondern setzte uns auch noch von dessen besten Früchten vor. Sein wenig zuvorkommendes Benehmen bei der ersten Begrüßung suchte er dadurch zu entschuldigen, daß er und die übrigen Dorfbewohner durch gewaltsame Einquartierung von persischen Gensd'armen, Beamten und Offizieren oft und viel zu leiden hätten. An eine Vergütung für die Bewirthung sei nie zu denken gewesen. Man sei gewöhnlich froh, wenn die Einquartierten nach Befriedigung ihres Magens weiter ziehen, ohne den Garten zu beschädigen oder den Hauswirth zu mißhandeln. Ohnehin sei die Bevölkerung des Ortes durch Abgaben schwer gedrückt, arm und unglücklich. Für die Miethe seines Obstgartens habe er an den persischen Großen, welchem die Gunst des Schahs zum Besitze dieses Ortes verholfen, alljährlich die schwere Summe von vierzig Tomans zu zahlen.

Als nachmittags die brennende Sonnenhitze sich etwas gemäßigt hatte, ließ ich satteln und wir ritten weiter nach der großen persischen Ortschaft Turkman, welche drei Stunden südlich von der Stadt Urmia zwischen lieblichen Wein- und Obst-

gärten gelegen ist. Hier hielten wir Nachtquartier und lagerten in dem Garten eines wohlhabenden Persers. Die Bäume beugten sich unter der Last köstlicher Aepfel, welche von geringer Größe, aber äußerst lieblichem Geschmack waren. Hier begegnete mir ein artiges Abenteuer, das eine heitere Episode unsers ziemlich einförmigen Reiselebens bildete.

Nach verzehrtem Pilav lag ich in meine Burka eingehüllt in halbem Schlummer, als mich das Schluchzen und Seufzen eines Menschen störte, dessen Gestalt ich in der Dunkelheit nicht recht erkennen konnte. Anfangs kümmerte ich mich nicht um ihn und hoffte, die Störung werde von selber aufhören. Als die weinerlichen Töne in verstärktem Grade fortdauerten, rief ich meinen Dolmetsch, um des Mannes Kummer zu erforschen. Es sei, sagte mir der Pole, der Sohn meines persischen Hauswirths, dessen Frau eben im Sterben liege. Man habe von der Ankunft eines fränkischen Hekhim gehört und nur der schüchterne Respect habe den Perser abgehalten, mich in der Ruhe zu stören und die Bitte zu formuliren, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten. Ich folgte dem Manne mit größter Bereitwilligkeit, da ich durch diesen Zufall zum erstenmal das Innere eines persischen Harems beschauen zu können hoffte. Der Pole mußte unser Arzneikästchen mitnehmen und so verfügten wir uns mit dem weinenden und klagenden jungen Perser nach dem inneren Hofraume eines Hauses, wo unter der offenen Gallerie eine Gruppe weiblicher Gestalten verschiedenen Alters in hübscher persischer Haustracht um eine scheinbar ohnmächtige Frau stand, die auf den Teppichen und Polstern des Bodens ausgestreckt mit geschlossenen Augen lag. Es war ein recht hübsches junges Weib von höchstens zwanzig Jahren; um das in zierlichen Flechten lang herabwallende Haar war ein Tuch von bunter Seide geschlungen, das nur die Stirne verhüllte. Die Gesichtsfarbe war

seltsamerweise nicht blaß wie bei einer Ohnmächtigen und der Puls schlug ziemlich regelmäßig. Ich ließ Eiswasser bringen, welches selten in einem persischen Hause fehlt, spritzte damit der Ohnmächtigen ins hübsche Gesichtchen und hielt ihr zugleich ein Fläschchen mit Salmiakgeist unter das feine Näschen.

In demselben Augenblick schlug die Ohnmächtige ihre schwarzen Augen auf und sprang erschrocken in die Höhe, bedeckte aber allsogleich mit einem lauten Geschrei ihr Gesicht, als sie die beiden fremden Männergestalten in ihrem seltsamen Anzug erblickte. Eine alte Frau riß der jungen die Hände vom Gesicht und redete ihr eifrig zu: sie dürfe sich schon vor dem Fremden sehen lassen, der ja ein Hekhim sei. Die anderen Weiber schlugen mit der Hand auf die Brust und riefen: diesen Hekhim hat Allah zur Rettung gesandt! Alle, auch die versammelten Männer der Familie schienen an ein ärztliches Wunder, fast an eine Erweckung vom Tode zu glauben, obwohl sie selbst gewiß mit gleichem Erfolge das einfache Mittel hätten anwenden können, welches die Ohnmächtige so schnell zur Besinnung gebracht. Die hübsche Patientin sah noch immer sehr scheu auf uns mit ihren schüchternen Gazellenaugen, ließ es aber doch geschehen, daß ich ihr hübsches Händchen noch einmal faßte, um die Pulsschläge zu zählen.

Ich ließ ihr noch ein Glas Eiswasser bringen und entfernte mich dann mit dem Polen unter den leicht verdienten Segensrufen der Anwesenden, um auf der Rasendecke des Aepfelgartens die milde Augustnacht süß zu verschlafen. Pilosch und der Kawaß, welche von dem ärztlichen Wunder bereits gehört hatten, füllten ihre Reisesäcke mit den köstlichen Aepfeln, die sie an Zahlungsstatt für die glückliche Cur sich mit gutem Gewissen aneignen zu dürfen glaubten.

XIII.

Ankunft in Urmia. Die amerikanischen Missionaire. Aufenthalt in Seïr. Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdistans. Geognostische Verhältnisse. Besuch am westlichen Seeufer und im Dorf Gödize. Grabhügel der Feueranbeter. Die Nestorianer am Urmiasee und in Kurdistan. Der Untergang der nestorianischen Alpenrepublik in Dschulamerk — eine Episode aus der neuesten Geschichte des Orients.

Die Stadt Urmia, welche dem großen See ihren Namen gibt, erreichten wir Tags darauf in früher Stunde. Der Beg ließ uns in das Haus einer Nestorianerin einquartieren, deren Mann zu Handelszwecken nach Tabris gegangen war. Urmia ist eine hübschgelegene, ansehnliche Stadt von nahebei 30,000 Einwohnern, größtentheils Persern. Sie ist von Mauern und schönen Obstgärten umgeben, welche sich bis in das Innere der Stadt fortziehen und die einzelnen Häuser von einander trennen. Der Bazar ist belebt, steht aber an Größe, an Mannigfaltigkeit der Waaren und der eigenthümlichen Erscheinungen dem Bazar von Tabris weit nach. Eigentliche Alterthümer scheint die Stadt nicht zu besitzen. Es ist ungewiß, ob die heutige Stadt Urmia identisch mit jener Thebarmai der Alten ist, welche Kaiser Heraklius zu Anfang des siebenten Jahrhunderts mit einem Heerhaufen besuchte, um dort einen

Feuertempel zu zerstören. Die ältesten griechischen Geographen Strabo und Ptolemäus machen von ihr keine Erwähnung. Auch in der alten armenischen Geographie findet man keine Nachricht von Urmia, das erst dem arabischen Geographen Ebn Haukal im zehnten Jahrhundert bekannt wurde. Abulfeda nennt sie später „eine ausgezeichnete Stadt," die mit Mauern umgeben von ziemlichem Umfange sei und an der Grenze der Ebene und der Berge auf der Westseite des See's liege, welchen dieser arabische Geograph Tala oder Tela nennt nach dem Namen des Schlosses auf einer Insel, welches Halaku zur Aufbewahrung seiner Schätze erbaut habe. Ker-Porter war der erste Europäer, welcher sie im Jahre 1819 besucht und als Augenzeuge beschrieben hat.

Seit 1831 haben sich nordamerikanische Missionaire in Urmia niedergelassen, nicht um die Mahomedaner zu bekehren (— ein solcher Versuch wäre eben so ungereimt als unausführbar, wie jeder Kenner der Menschen und Dinge im Orient weiß —) sondern um durch Lehre und Beispiel auf die empfänglicheren sogenannten chaldäischen Christen, unter denen wir sowohl die Anhänger der Lehre des Nestorius als die unirten Chaldäer verstehen, zu wirken. Den amerikanischen Missionairen folgten die französischen Lazzaristen, welche bemerkten, daß diese Gegend am Westufer des Urmiasee's auch für römische Propaganda kein undankbarer Boden sei. Die Thätigkeit des Pater Garzoni für Ausbreitung des katholischen Glaubens hatte sich schon früher über einen großen Theil von Vorderasien bis über Amadia hinaus erstreckt und war in vielen Gegenden von einem merkwürdigen Erfolge begleitet. Wo nicht das religiöse Bedürfniß die orientalischen Christen ihm entgegen führte, wirkte die materielle Noth. Ein Mann, welcher der Gunst oder mindestens des Schutzes der moslemischen Herrscher genoß, konnte nach der

Meinung der Eingebornen auch ihr Protector gegen die Willkür der Satrapen, gegen den Druck und die Habsucht der Großen sein Auch die Basler evangelische Mission hatte früher in Persien einige Versuche gemacht, den mahomedanischen wie den christlichen Eingebornen das Evangelium in ihrer Weise zu predigen, schienen aber früher als die beharrlichen Nordamerikaner an der glücklichen Lösung ihrer Aufgabe zu verzweifeln. Seitdem die Missionaire Haas, Hörle und Schneider im Jahre 1837 Persien verlassen, ist von der Basler Mission kein Versuch mehr in den Gegenden am Urmiasee wiederholt worden.

Die amerikanischen Missionaire hatten kaum von meiner Ankunft Kunde erhalten, als sie mich einluden, sie in ihrem Sommersitze zu besuchen. Der Ueberbringer ihrer Einladung war ein geborner Deutscher, der aber seit seinem vieljährigen Aufenthalte im Orient, wo er außer dem Englischen auch das türkische, kurdische und syrisch-chaldäische Idiom erlernte, seine Muttersprache fast vergessen hatte. Er war früher Israelite und hatte sich zur presbyterianischen Kirche bekehrt. Jetzt stand er in Diensten der Mission, von deren Andachtswärme, Frömmigkeit und Bekehrungseifer bis jetzt erst ein sehr bescheidenes Maß auf ihn übergegangen schien. Mit der Einladung der gastfreundlichen Missionaire hatte der junge Mann zugleich ein wohlgesatteltes prachtvolles Reitpferd für mich mitgebracht, das mich an der Seite des Führers in munterem Galopp nach dem malerischen Missionssitze hinauf brachte.

Seïr — so heißt die Sommerresidenz der Amerikaner — ist eine kleine Stunde von der Stadt Urmia entfernt recht malerisch und lieblich gelegen. Ein einstöckiges und einförmiges Gebäude, etwa 50 Schritte in der Länge und einer Caserne nicht unähnlich, ist von einer mit vier Thürmen flankirten Mauer umschlossen und krönt die oberste Terrasse eines Hügels, von deren

Höhe herab man einen wunderbaren Ueberblick der großen blühenden Ebene von Urmia mit ihren 360 Ortschaften, ihren Flüssen, Gärten und Pflanzungen, sowie des großen Salzsee's, der hier nach Norden und Süden sich über einen vollen Breitegrad ausdehnt und der verschiedenen Bergketten genießt, welche die Seeufer in einem bald enger, bald weiter gezogenen Eirund umgürten und von welchen die östlichen und westlichen Ketten alpine Höhe erreichen, auch den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Die Mauer schließt nebst dem Hause auch einen kleinen Hof und Gemüsegarten mit Fruchtbäumen und Weinstöcken ein und ist solid genug gebaut, um dem Anlauf einiger tausend Kurden, selbst bei sehr mittelmäßiger Vertheidigung Trotz zu bieten. Dicht an der Grenze des Gebietes wilder und unbändiger Raubhorden hat eine so massive Bauart für eine Missionsanstalt allerdings dringend Noth gethan und wie klug auch die Missionaire für mögliche Fälle der Gefahr und der Bedrängniß Sorge getragen, so genießen die geistlichen Herren doch keineswegs das frohe Gefühl der leiblichen Sicherheit. Denn sollte ein ähnlicher Sturm, wie er im Jahr 1843 die christliche Alpenveste von Dschulamerk, welche man für eine durch die Natur selbst uneinnehmbare Völkerburg zwischen den beiden islamitischen Reichen gehalten, getroffen hat, sich über die Alburskette*) wälzen und die Nestorianerwohnsitze der persischen Ebene heimsuchen, so dürfte der Beg von Urmia mit seiner armseligen Mannschaft schwerlich im Stande sein, diesen kriegerischen Raubhorden den Eingang zu wehren. Die Nestorianer von Urmia aber wenn sie auch Zeit hätten, dem Missionssitze zu Hülfe zu eilen und hinter wohl bewehrten Mauern sich zu ver-

*) So ist der Name dieser Grenzkette, welche die englischen Karten Dschawur-Dagh oder Arghi-Dagh nennen.

theidigen, sind zu friedsam und zu energielos, zu entwöhnt des Waffenhandwerks und zu gewöhnt an Druck und Sclaverei, um von ihnen kräftigere Thaten zu erwarten, als von ihren freien und kriegerischen Glaubensgenossen, den Tijari's, die sich selbst hinter ihren Felsmauern der Ueberzahl und fanatischen Wuth der sunnitischen Kurden nicht erwehren konnten.

Von den geistlichen Bewohnern des Missionssitzes Seïr waren drei verheirathet und jeder derselben fühlte sich im Besitze einer sittigen, anmuthigen Hausfrau und blühender Kinder, denen das persische Klima die Rosen nicht von den frischen, runden Wangen geraubt, recht glücklich. Durch Verstand, Erfahrung und Gelehrsamkeit schien Mr. Perkins (der auch ein recht interessantes Werk über die Schicksale der Mission und über Charakter, Sitten und Lebensweise der Nestorianer veröffentlicht hat) der Hervorragendste unter seinen Collegen zu sein, den Herren Holtey, Stoddart und Stacking, welche ihm sonst an Frömmigkeit und Berufstreue nicht nachstanden. Drei andere Missionaire, die Herren Johns, Marrick, Prad und der Arzt der Mission Dr. Reith bewohnten die Stadt Urmia, waren aber eben in Seïr auf Besuch anwesend. Von den Tagen, die ich in diesem lieblichen Landsitz zugebracht, von den guten und frommen Menschen, die ich hier kennen gelernt, von den freundlichen Predigerfrauen und von Mr. Perkins holdem Töchterchen Judith, die im zarten Alter schon zweimal die Reise über den Ocean, das schwarze Meer und das wilde Karduchenland gemacht, von den nestorianischen Dorfschönen der Nachbarschaft mit ihren buntfarbigen malerischen Kleidern und den demantsprühenden Augen des Morgenlandes, von dem Gurren der Tauben und dem Zwitschern der Staaren und Bienenfresser, die um das Dach des behäbigen Hauses schwärmen und auf den Zweigen der Gartenbäume sich wiegen, in denen der frische Wind

vom Kurdengebirge melodisch säuselt und damals die heiße Augustatmosphäre kühlte — von dem idyllischen Gesammtbilde dieser Missionairresidenz, dessen Eindruck nach langen Kreuz- und Querzügen im Lande betrügerischer Perser und räuberischer Kurden doppelt wohlthuend war, könnte eine gewandte Touristenfeder wie die unsers Landsmanns Kohl eine noch anmuthigere Schilderung liefern, als von einem deutschen Colonistenhäuschen in der südrussischen Steppe. Meinem Vorsatze getreu, nur das Neue und Wichtige aus diesen wenig bekannten und noch von keinem deutschen Reisenden geschilderten Gegenden dem Leser vorzuführen, beschränke ich mich auf wenige Einzelheiten.

Die Ebene von Urmia ist nahebei 12 Stunden lang und 4½ Stunden breit. Man übersieht sie von Seïr herab fast in der ganzen Ausdehnung. Der Wasserreichthum, der von den schneereichen Kämmen und Abhängen der kurdischen Alpen nach dieser Ebene sich ergießt, sichert ihr die außerordentliche Fruchtbarkeit. Einen fleißigern Anbau des Bodens, eine zweckmäßigere Benutzung des Wassers durch künstliche Canäle und eine dichtere Bevölkerung als hier habe ich nirgends in der Welt gefunden, nicht einmal in den gesegneten Ebenen der Lombardei. Man erblickt hier Dorf an Dorf, Garten an Garten, Feld an Feld, soweit der Blick reicht, ziemlich ähnlich, wie an den reichcultivirten Ufern des Züricher See's, freilich ohne die palastähnlichen Landhäuser, ohne die Reinlichkeit, das Comfort und die Bildung der Schweizer und ohne den Segen ihrer bürgerlichen Freiheit bei dem Volke. Mitten in diesem paradiesisch fruchtbaren Lande Persiens herrscht Armuth, Elend, Hunger. Außer den 65,000 Toman, welche die Bevölkerung der Ebene von Urmia an Abgaben dem Staatsschatz von Teheran zu entrichten hat, verfallen die unglücklichen Bewohner der schändlichsten Raubsucht und Erpressung der persischen Beamten und der Adeligen, an welche

die Gunst und Laune des Schahs die Dörfer verschenkt. Gleichwie in dem fruchtstrotzenden Boden das Nildelta bleibt von dem Mehl des Getreides, das der Bauer hier mit seinem Schweiße gedüngt, kaum so viel übrig, um ihn und die Seinigen vom Hungertode zu retten und es gibt Leute, die aus Furcht vor dem tyrannischen Druck ihrer Herren das Ei nicht zu essen wagen, das ihnen die eigene Henne gelegt. Bei einem Ausflug, den ich später in nördlicher Richtung machte, verweigerten mir die Bauern trotz der angebotenen Bezahlung das Futter für die Pferde, obwohl ihre Scheunen mit vollen Garben angefüllt waren. Sie dürften, sagten sie, bei empfindlicher Körperstrafe kein Körnlein davon verkaufen, bevor ihr Herr die Ernte nicht genau besichtigt und seinen Antheil davon genommen habe.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Seïr machte ich mit den Missionairen einen Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdistans. Die Herren waren sämmtlich vortrefflich beritten. Ein schöneres Pferd, als der schneeweiße Schimmel, welchen Mr. Perkins ritt, habe ich nie im Morgenlande gesehen. Jede Bewegung dieses prächtigen Thieres, welches aus dem Marstalle Mohamed-Schahs um einen bedeutenden Preis erkauft war, hatte unbeschreibliche Grazie. Am schönsten nahm es sich aus wenn es trank und auf den Knien der beiden Vorderbeine sich niederließ. Auf den Felskanten und dem rauhen Steingerölle der Berghalden Kurdistans bewährte sich das Thier als ein eben so sicherer Bergsteiger wie die Pferde kurdischer Race und auf dem flachen Boden der Ebene unterhalb Seïr ließ es letztere im Rennen weit hinter sich. Die Missionaire, welche bedeutende Summen von den nordamerikanischen Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums beziehen, leben nicht nur sehr comfortabel, sondern selbst mit einigem Luxus, wovon besonders ihr Marstall,

der mit Pferden von fast allen orientalischen Racen gefüllt ist, gültiges Zeugniß gibt.

Das Gebirge im Westen von Urmia, welches die hohe Wasserscheide zwischen dem Flußsystem des Zab, der in mannigfachen Windungen durch größtentheils unbekannte Thäler dem Tigris zuströmt und den vielen Flüßchen, welche die östlichen Ufer des Urmiasee's im kurzen Laufe durchschreitend in dessen großem Salzwasserbecken sich begraben, behält hier die allgemeine Hauptrichtung von Südost nach Nordwest bei, welche den meisten Gebirgen Asiens eigenthümlich ist. Von den Nestorianern diesseits wie jenseits der Kette wird dieselbe Alburs genannt mit demselben Namen, den auch das Gebirge nordwärts von Teheran führt. Den höchsten Gipfel nannten mir die Eingebornen Scheidan-Dagh (Teufelsberg). Nächst ihm scheint der Aju-Dagh (Bärenberg) sich aus der Kette zur höchsten selbstständigen Gipfelform zu erheben. Ein anderer hoher Berg, welcher den ganzen Sommer hindurch Schneelasten trägt, wurde mir als Hertschin-Dagh bezeichnet. Diese Berge übertreffen die Gipfel des Sahant, welche jenseits der Wasserfläche des Urmiasee's mit ihren mächtigen Felshörnern in die reine Himmelsbläue hineinstießen, an Höhe, wie die größeren Schneelasten beweisen. Nach der freilich unsicheren relativen Schätzung des Augenmaßes dürfte die Höhe dieser Berge zwischen 10- und 11,000' betragen. Die Nähe der mächtigen Gebirgswand verdeckte uns die Gipfel der höchsten Berge Kurdistans, welche am Dschidda- und Dschawur-Dagh, dicht an der Grenze zwischen den Stämmen der kurdischen Hakkari und der chaldäischen Tijari eine Höhe von 13- bis 14,000' (15,000 nach Monteith) mit ewigen Firnen und Gletschern nach der Schätzung der britischen Reisenden, welche sie in einiger Entfernung gesehen, erreichen sollen. Dem Namen nach bildet dieses Gebirge

die staatliche Grenze zwischen Persien und der Türkei. In Wirklichkeit aber sind nicht nur die höchsten Kämme und Grahte, sondern auch die höher gelegenen Terrassen, die mit Alpenkräutern bedeckten grünen Halden und die oberen Flußthäler des Baranduß, des Schaher-tschai, Nasslu-tschai, welche die Ebene von Urmia durchströmen und der anderen Gewässer, welche weiter nordwärts durch die Landschaft Salmas fließen, sowie der Thäler und Schluchten, durch welche der Zab-Ala westlich von Rewandoz seine verschiedenen Zuflüsse erhält, weder türkisch noch persisch, sondern von freien und streitbaren Kurden bewohnt, welche bald seßhaft in Dörfern wohnen, bald als Nomaden umherziehen und zu denen sich die Steuerbeamten der Paschas und Sardare seit undenklichen Zeiten nicht gewagt haben. In den tieferen Stellen der Berghalden, welche man gefahrlos durchstreifen kann, liegen ärmliche Dörfer, deren Bewohner meist affscharischen Ursprungs sind. Die Affscharen, welche vielleicht den zahlreichsten Stamm Westasiens bilden, sprechen einen verdorbenen türkischen Dialekt und sind wohl der Masse nach türkischen Blutes, obwohl aller Wahrscheinlichkeit nach auch kurdische Elemente und selbst persische Bestandtheile dem Volke beigemischt sind. Aus diesem Stamme, der heute zur äußersten Machtlosigkeit herabgesunken, war Nadir-Schah entsprungen, vielleicht der gewaltigste Kriegsheld, welchen die persische Geschichte kennt.

Der Kamm und die höchsten Gipfel dieses Kurdengebirges, welche wir nicht besteigen konnten, scheinen aus trachytischem Porphyr zu bestehen gleich wie die gegenüberliegenden Gipfel des Sahant. Die obersten Bäche, deren Zusammenfluß den Nasslu-tschai bildet, führen fast nur diese Felsart als Gerölle in ihrem Bett. Die Formation der Voralpen, wie wir die niedrigeren Berge, welche dem Alburs als Stufen dienen, nennen

wollen, besteht aus wechsellagernden Schichten von Sandstein, Kalkstein und grobem Conglomerat. Die Mächtigkeit ihrer Schichten, deren Absonderung hier sehr deutlich ist, variirt zwischen ½ bis 20 Fuß. Die obersten Schichten sind die mächtigsten und schließen in einem kalkigen Bindemittel, das in Salzsäuere stark aufbraust, sowohl eckige Felsstücke als abgerundete Geschiebe der verschiedensten Größe ein, welche sehr verschiedenen krystallinischen Felsarten angehören. Rother Granit, Syenit, Gabbro, Quarzfels, Porphyr, Trachyt, dichte und körnige Kalksteine sind zu einer sehr festen Masse zusammengebacken. Diese Conglomerate gehören allem Anschein nach, wie die Nagelfluh des Rigi, der sie petrographisch sehr nahe kommen, zu den Gliedern des Molasse. Nach dem Hervortreten der älteren plutonischen und vulcanischen Bildungen war diese Gegend noch von einem Binnenmeer bedeckt, aus welchem die höchsten Berge inselartig emporragten und durch ihre herabströmenden Gewässer das Gerölle dem Meeresboden zuführten. Nach deren Ablagerung erfolgte die eigentliche Hebung des Landes, wahrscheinlich zur Zeit wo die Granit- und Gabbroberge an den nordwestlichen Ufern des Urmiasee's aus Spalten hervortraten. Die Zeit wo die Feuerberge Westpersiens und Armeniens thätig waren und ihre dunklen basaltischen und doleritischen Laven in der Umgebung ihrer Krater anhäuften, gehört wohl einer spätern geologischen Epoche an. Die Schichten dieses Conglomerats fallen meist unter einem Winkel von nahebei 20° gegen die See ab. Zerborstene oder gewundene Schichten wie an der Nagelfluh des Rigi habe ich auf den Abhängen des kurdischen Alburs nirgends beobachtet.

Die amerikanischen Missionaire, welche für meine naturgeschichtlichen Arbeiten ein reges Interesse zeigten und mir besonders bei dem Felsartensammeln hülfreiche Hand boten, begleite-

ten mich auch nach den merkwürdigsten Punkten der Ebene und bis zu den Ufern des See's. Die große Ebene von Urmia ist im Norden und Süden durch Querjoche, welche von den kurdischen Voralpen bis an die Ufer des See's auslaufen, ziemlich scharf abgegrenzt. Aus dem im Ganzen sehr flachen Boden der Plaine ragen einzelne nackte Hügel, mitunter selbst höhere Felsen und in der Nähe des Seeufers die ziemlich ansehnliche Berggruppe des Besau-Dagh mit drei Hauptgipfeln inselartig empor. Außer diesen natürlichen Erhöhungen sieht man aber auch künstliche Hügel von regelmäßiger Form, mit ebenem Gipfel, ähnlich den berühmten Mohillen oder Kurganen in den südrussischen Steppen und den alten Grabhügeln bei Kertsch am schwarzen Meer, aber größer, umfangreicher und nicht conisch geformt wie letzterer. Diese Hügel am Urmiasee sind mit Dammerde, Wiesen oder Feldern überdeckt. Unter dieser Dammerde findet man sehr viel Holzasche, menschliche Skelette und Thierknochen, zertrümmerte Thongeschirre, Kupfer- und Silbermünzen, welche der großen Mehrzahl nach ganz abgeschliffen und unkenntlich sind. Diejenigen Münzen, deren Gepräge man noch erkennen konnte, stammten größtentheils aus der Zeit der römischen Herrschaft, die geringere Zahl aus der älteren persischen Zeit. Wir besuchten zwei dieser Hügel bei dem Dorf Degalu. Man erkannte hier die Spuren großartiger Ausgrabungen, Höhlen von über hundert Schritt Länge, durch die man zweifelsohne vermeintlichen Schätzen nachgespürt hat. Silbermünzen, wenn auch in geringer Zahl, werden bei solchen Ausgrabungen gewöhnlich erbeutet. Im schlimmsten Falle liefert die nie fehlende Holzasche, welche zur Düngung der Felder verwendet wird, den Schatzgräbern einigen Ersatz für die Mühe. Die Eingebornen geben diesen künstlichen Erhöhungen, deren Ursprung und Bedeutung man nicht kennt, keine andere Benennung als Tepe,

Hügel, und schreiben nach der herrschenden Sage ihre Entstehung dem Zoroaster, den Magiern und den alten Feueranbetern zu.

Am 30. August wurde eine Seefahrt verabredet, wozu der gefällige Mr. Perkins eines der Schiffe gemiethet hatte, welche an gewissen Wochentagen die Fahrt vom westlichen Urmiagestade nach den östlichen Ufern machen. Der frühere Statthalter von Urmia Malek Kassim Mirza, ein jüngerer Bruder Abbas-Mirza's und Oheims des damaligen Königs von Persien Mohamed-Schah, hatte diese Schiffe auf seine Kosten erbauen lassen. Dieser persische Prinz, welcher theilweise in den Fußstapfen seines seligen Bruders wandelt und an den europäischen Einrichtungen und Moden Geschmack gewonnen hat, auch fertig französisch und englisch spricht und die Unterhaltung mit gebildeten Europäern liebt, ist ein wunderlicher Kautz, über welchen mir von den in Aserbeidschan lebenden Europäern eben so viel Schlimmes als Gutes erzählt wurde. Malek Kassim hatte, indem er seinen gestickten persischen Hängärmel-Kaftan mit einem Rock nach europäischem Schnitt vertauschte und andere äußerliche Neuerungen auf europäischen Fuß einführte, den Lastern des Orients nicht entsagt. Unsere Erfindungen, die augenfälligen Wunder unserer Industrie, selbst unsere wissenschaftlichen Forschungen und Speculationen von uns zu borgen, ihnen auf islamischer Erde das Bürgerrecht zu gewähren, dazu finden sich aufgeklärte Große im mohamedanischen Orient nicht selten willfährig und zuvorkommend. Nur die christlich-europäische Moral, die Grundsätze der Humanität, des Patriotismus und der Ehre, die im Grunde mehr die fortschreitende Bildung und Freiheit in den europäischen Landen, als das Evangelium zur rechten Anerkennung und theilweise zu praktischer Geltung gebracht hat, wollen im Morgenlande nirgends em-

pfänglichen Boden finden, am allerwenigsten bei den grundverdorbenen Großen des Perserlandes.

Durch Intriguen, welche die Feinde Malek Kassims am Hofe von Teheran angezettelt hatten, war dieser Prinz schon einige Jahre vor meinem Aufenthalt in Urmia von der dortigen Statthalterstelle vertrieben worden. Ein reiches Geschenk für den Großvezir Hadschi-Mirza Agassi hätte ihn allein retten können. Aber der Prinz hatte theils mit schlechten industriellen Experimenten, zu welchen ihn die kenntnißlosen Charlatane seiner Umgebung gerathen, theils mit Luxus und Excessen, Vermögen und Einkommen verpraßt. Das arme Volk war unter diesem civilisirten Statthalter nicht weniger gedrückt, mißhandelt und ausgesaugt worden als unter seinen barbarischen Vorgängern und Nachfolgern, die nicht wie er Lamartine's philanthropische Poesien lasen, nicht das Französische mit Eleganz parlirten. Fast alle technischen Verbesserungen, die er eingeführt, waren bereits wieder ins Stocken gerathen, sogar die Schifffahrt auf dem See, die immer unregelmäßiger und schlechter wurde. Als wir das Gestade erreichten, fand sich das bestellte Schiff nicht vor. Es lag an der „Pferdeinsel," fast in der Mitte des See's und sollte leck und schadhaft sein. Die Fahrzeuge wurden mir überhaupt als sehr schwerfällig geschildert, auch trotz ihrer Größe weder sicher noch segelgewandt. Der Urmiasee könnte mit leichten Booten sicher befahren werden, da nur die stärksten Orkane sein schweres Salzwasser in heftige Bewegung setzen können. Selten soll hier die Brandung eine ähnliche Stärke, nie die Wogen eine so bedeutende Höhe wie am Wansee erreichen. Die amerikanische Mission besaß ein eigenes Boot, welches in einer kleinen Bucht nahe den Felsen des Besau-Dagh lag. Als wir nach der Uferstelle kamen, fanden wir nur noch einen Haufen Asche. Die Eingebornen hatten es in Brand gesteckt, wohl

nur, um sich der Nägel und des eisernen Beschläges desto leichter zu bemächtigen. Damit war unsere letzte Hoffnung einer Fahrt nach den Inseln in Rauch aufgegangen. Wir mußten uns mit dem frischen Bad begnügen, das bei einer Lufttemperatur von 29° R. allerdings eine Wohlthat war. —

Wäre der Urmiasee im Mittelpunkt Europa's gelegen, unsere Heilkünstler würden wahrscheinlich Tausende ihrer Patienten und Convalescenten, welchen die ganze pharmaceutische Vorrathskammer nicht wieder zur verlornen Kraft und Gesundheit verhelfen konnte, an seine Ufer schicken und wer weiß, ob es an irgend einem Badort der Welt erfolgreichere Kuren gäbe. Wenigstens kann ich aus persönlicher Erfahrung versichern, daß zehn Nordseebäder von Dieppe oder Helgoland noch lange keine ähnlicherregende Wirkung, keinen gleichkräftigen Reiz auf die Haut üben als das Wasser dieses See's, dessen Salz- und Jodgehalt selbst den des todten Meeres so weit noch übertrifft. Man kommt aus diesem Wasser krebsroth und dabei überaus gestärkt und erfrischt an die Luft. Der Urmiasee hätte als Kurort vor der Nordsee auch den Vortheil, daß die Bäder hier selbst bei Sturm völlig gefahrlos sind. Denn abgesehen von seiner Seichtigkeit — bis eine halbe Stunde vom Ufer hat der See noch nicht die Tiefe von 6' — reicht bei der Schwere des Wassers die geringste Bewegung mit Hand oder Fuß hin sich an der Oberfläche zu erhalten. Beleibte Menschen, die sich der Länge nach ausstrecken, schwimmen selbst ohne Bewegung und werden durch das schwere Solwasser getragen. Eingeborne soll man hier selten oder nie baden sehen.

Der Naturcharakter ist hier ziemlich der gleiche wie an den nördlichen Ufern. Nur an wenigen felsigen Stellen kann man bis an den äußersten Uferrand gelangen ohne den eigenthümlichen, dunkelgrünen, mit Salz und Vegetabilien geschwängerten

Schlamm zu durchwaten, welchen der See fast allenthalben um seine Ufer anhäuft. Auch die fortdauernde Bildung von Thonschichten, in welche die von den Flüssen zugeführten und von der Brandung nach dem Ufer gespülten Rollsteine eingebacken werden, ist hier ganz der gleiche wie an der Nordseite. Was man von der völligen Unbelebtheit des Urmiasee's gesagt und geschrieben, ist irrig. Allerdings leben weder Fische noch Mollusken in seinem salzreichen Wasser, dagegen kleine Crustaceen von höchst eigenthümlicher Bildung in ungeheuerer Zahl. Diese sehr kleinen und feinen geschwänzten Geschöpfe gingen mir leider trotz der sorgfältigsten Verpackung zwischen spiritusgetränkter Baumwolle zu Grunde. Sie bilden wahrscheinlich eine ganz neue Familie der Crustenthiere und dienen wahrscheinlich den Schaaren von Wasservögeln, die man auf diesem See erblickt, zur einzigen Nahrung. Auffallend ist, daß Keiner der englischen Reisenden, welche am Urmiasee gewesen, diesen Thierchen Erwähnung macht. Ritters Vermuthung, daß bei der Masse von Schwimmvögeln dem salzigen Wasser nicht jedes animalische Leben fehlen könne, war vollkommen richtig.

Der östliche Abfall der Felsgruppe des Besau-Dagh springt ziemlich weit in den See hinein und bildet ein wahres Cap. Die Basis dieses Vorgebirges, an welchem sich die dunklen und stinkenden Wogen des See's bei mäßiger Brandung brechen, besteht aus einem groben Conglomerat, ähnlich der Nagelfluth. In der bindenden Masse walten bald die thonigen bald die kalkigen Bestandtheile vor. Einige Handstücke, die ich losgeschlagen, brausten in Säuern stark, andere kaum sichtbar. Große und kleine, eckige und gerundete Stücke von trachytischem Porphyr sind in dieser Masse sehr fest eingeknetet. Dagegen fehlen die Geschiebe anderer Felsarten, welche in den Conglomeraten

oberhalb Seïr so häufig vorkommen, beinahe gänzlich. Die Gipfel des Besau-Dagh bestehen aus vulcanischem Porphyr.

Mr. Perkins schlug mir, um mich für die mißglückte Wasserexpedition schadlos zu halten, einen Besuch in dem großen nestorianischen Dorf Gödipe vor, welches eine halbe Stunde vom See entfernt liegt. Sein College Mr. Staking predigte eben in der Nachbarschaft. Wir begegneten unterwegs vielen Nestorianern, welche mit Kornschneiden oder Dreschen beschäftigt waren. Ihre Tracht ist die persische, ihre gebräunten Gesichter kamen mir aber viel mildern und freundlicheren Ausdrucks vor als die der moslemischen Bewohner dieses Landes. Der Missionair wurde von den Leuten überaus freundlich begrüßt. Die Männer ließen ihre Feldarbeiten im Stiche, näherten sich uns und erwiederten, nachdem sie ehrfurchtsvoll die Hand nach orientalischem Brauche auf die Brust gelegt, den cordialen amerikanischen Händedruck. Auch die Mädchen und Frauen grüßten freundlich und sittig. Unter den Jungfrauen, welche die Arbeit in heißer Sonne noch nicht um Gesundheit und rosige Farbe gebracht hat, sieht man viele frische Gestalten, deren kräftige Schönheit durch die bunten Farben der malerischen Tracht sehr gehoben wird.

In Gödipe kehrten wir im Hause eines Priesters ein, welcher mit Mr. Perkins auf sehr freundlichem Fuße zu stehen schien. Wir wurden auf das artigste empfangen und bekamen alle Gerichte zu essen, welche der nestorianische Speisezettel kennt. Die Frau Priesterin gehörte nicht zu den Reizendsten ihres Geschlechts, leistete aber als Köchin Vorzügliches. Mehr Augenweide als ihr Anblick gewährte des Missionsdieners Joannes junge, blühende, bildschöne Frau, die nicht nur sehr hübsch und geschmackvoll, sondern auch überaus reinlich gekleidet war. Sie hatte nur das Kinn bis an den Rand der Unterlippe mit einem

weißen Tuch verhüllt, der übrige Theil des Gesichtes war frei und wir konnten, da sie ganz unbefangen sich näherte und uns bei Tisch mit vieler Anmuth bediente, ihre feine Haut, den zarten Teint, die halb griechische Nase, die reichen schwarzen Zöpfe und die prächtigen Augen so lange bewundern, als wir Lust hatten. Gleich der Frau Priesterin trug sie eine Bernsteinkette um den Hals, an welcher viele russische Silbermünzen hingen. Der junge Ehemann, der uns begleitet hatte, wohnt von seiner jungen Frau getrennt im Missionshause, darf sie aber wöchentlich dreimal besuchen. Er schien ganz zufrieden, heute ausnahmsweise bei seinem hübschen Weibchen ein paar Stunden verweilen zu dürfen. Orientalische Eifersüchtelei scheint nicht zu den vorherrschenden Charakterzügen dieser Nestorianer zu gehören. Joannes redete seiner Frau zu, doch recht artig und freundlich gegen den fremden Gast zu sein. Sie zeigte mir auf sein Geheiß all ihren Putz und schenkte mir ein Stück davon, das sie mit eigenen Händen brodirt hatte, zum Angedenken.

Joannes war ein sehr gutmüthiger junger Mensch, der wirklich fromm und gemüthvoll und den Missionairen von Herzen, nicht blos aus selbstsüchtigem Interesse ergeben schien. Europa und Amerika waren ihm die gelobten Länder, die er so gerne auch einmal besucht hätte. Er klagte mir seine Sehnsucht dorthin und bat mich, doch das Mögliche für ihn zu thun, daß er diese Sehnsucht stillen könne. Sogar sein schönes junges Weib wollte er dann gerne auf ein paar Jahr im Stiche lassen. Der andere Missionsdiener, jener deutsche Exjude, der mich nach Seïr geleitet hatte, meinte freilich: es sei bei seinem Collegen Joannes nicht sowohl ein frommer Pilgerdrang, der ihm den Besuch in den Ländern der Civilisation und der Christenheit so wünschenswerth mache, sondern Egoismus und ehrgei-

zige Speculation. Letzterer bildete sich nemlich ein bei guter Kenntniß des Englischen und besserer Kenntniß der Landessprache eben so gut wie Mr. Perkins oder Mr. Staking den Missionair spielen und seinen Landsleuten und Glaubensgenossen „Etwas vorpredigen zu können." Amerika's Glaubenssendlinge werden so glänzend honorirt und die reichen Mitglieder der Missionsgesellschaften von New-Orleans und Philadelphia, welche gegen die Negersclaverei und die Verfolgung der armen Rothhäute durch Donnerbüchsen und Bluthunde noch nie eine christliche Stimme erhoben, aber gerne Hunderttausende von Dollars zur Unterhaltung ihrer nutzlosen Missionsanstalten im Orient bezahlen, könnten wohl auch einmal mit eingebornen Orientalen den Versuch wagen, das Evangelium nach ihrer Form und auf ihre Kosten predigen zu lassen. Als Missionsdiener war Joannes ein Individuum von sehr mäßiger Bedeutung im Lande. Als Missionair, der mit über die Geldcassa der Mission verfügen konnte, mußte ihm selbst der hohe Klerus des Landes den Hof machen, was Grund genug war, den Ehrzeiz eines nestorianischen Jünglings zu reizen.

Nach der Mahlzeit besuchte uns der ehrwürdige Bischof Mar-Ilia, der ungeachtet seines weißen Bartes noch ein Mann im besten Lebensalter, dabei wohl genährt und von frischer Röthe der runden Wangen war. Sein Anstand war sehr würdevoll, die Augen freundlich, das Benehmen fein und gegen den Missionair von ausnehmender Rücksicht und Artigkeit. Er trug eine feuerrothe nach hinten kapuzenartig herabfallende Bischofsmütze, um welche ein buntes Tuch turbanartig geschlungen war. Der übrige Theil seiner Kleidung hatte nichts Ausgezeichnetes, bestand aber aus feinern Stoffen. Seit der Flucht des Patriarchen von Dschulamerk nach Mossul übte Mar-Ilia unter den nestorianischen Gemeinden auf persischem Gebiet die oberste geist-

liche Autorität. Er hatte guten Grund, gegen Mr. Perkins höflich und rücksichtsvoll zu sein, ihn auch das Evangelium nach presbyterianischer Weise ungestört predigen zu lassen, denn er empfing aus den Händen der Mission einen ansehnlichen Monatgehalt, welcher die Einnahme, die ihm von den Gemeinden des Landes zufloß, um das Doppelte übertraf. Ganz die gleiche Bewandtniß hatte es auch mit den Priestern der niederen Grade, deren kriechende Artigkeit gegen die Missionaire sich durch ihre Armuth, ihre Geldsucht und den Monatssold, den sie von den Amerikanern erhielten, sattsam erklärte. Interessant waren mir die Mittheilungen, welche ich bei dieser Gelegenheit aus dem Munde des Bischofs über die Ereignisse im Hakkarigebiet und Dschulamerk und über die gesellschaftlichen Zustände des nestorianischen Volks erhielt.

Auf die sogenannten syrisch-chaldäischen Stämme in der Ebene von Urmia und im gebirgigen Kurdenlande, auf ihren Charakter, Sitten und Gebräuche kommen wir bei einer andern Gelegenheit zurück. Hier nur wenige Bemerkungen über dieses Volk und den seit dem Jahre 1843 untergegangenen christlichen Alpenstaat im Innern Kurdistans, der hinter den hohen Felsmauern der Zabthäler seine Freiheit und Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten zu behaupten wußte. Der Ursprung der Nestorianer als Volk ist ungewiß. Die Hypothese des amerikanischen Missionars Dr. Grant (des einzigen gebildeten Reisenden, dem es bis heute gelungen ist, von Mossul in westöstlicher Richtung über Amadia durch die Zabthäler und durch den zugänglichsten Theil des Hakkarigebietes bis zur Stadt Dschulamerk inmitten der Nestorianerrepublik vorzudringen) daß die heute sogenannten chaldäischen Christen die verloren gegangenen zehn Stämme Israels seien, entbehrt noch gar sehr des gültigen historischen Beweises. Sie selbst nennen sich Nassrani,

oft mit dem Beisatze Suriani, was so viel heißen will als „syrische Nazaräer." Nach der Untersuchung des Orientalisten Professor Rödiger ist die Sprache der Nestorianer eine aramäische Vulgärsprache. Rödiger hält dieses Neusyrische für eine entartete Tochter der altsyrischen Mutter. Die beiden christlichen Secten der Nestorianer und der Jakobiten in Westpersien und im türkischen Kurdistan sprechen dieses eigenthümliche Idiom, welches mit dem Kurdischen das durch neuere Forschungen in die zahlreiche Classe der indo-europäischen Sprachen verwiesen ist und in seinem Bau dem Persischen am nächsten kommt, in keiner grammatischen Verwandtschaft steht. Wie dieses Volk nach seinen heutigen Wohnsitzen, wo es gänzlich isolirt von sprach- und glaubensverwandten Völkern mitten unter türkisch- und kurdischredenden Stämmen in der Ethnographie Vorderasiens eine so eigenthümliche Stelle einnimmt, gekommen ist, darüber herrscht gänzliches Dunkel, das weder durch historische Quellen, noch durch Sagen aufgeklärt wird. An gewagten Hypothesen hat es darüber nicht gefehlt. Die früheften Mittheilungen über die Existenz des nestorianischen Gebirgsstaates verdanken wir den Nachrichten, welche der katholische Missionar Pater Garzoni während seines Aufenthalts in Amadia in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesammelt hat. Später haben Rich, Monteith, Walsh, Eli Smith und in neuester Zeit der unlängst verblichene kühne Missionar Dr. Grant nähere Bemerkungen über diese interessante Bevölkerung mitgetheilt. Die Chaldäer (wie sie nach der vom römischen Stuhl ausgegangenen Benennung mehr in kirchlicher als in ethnographischer Beziehung genannt werden) nahmen frühzeitig die Lehren des Bischofs Nestorius an, welcher im Jahre 439 nach Christus wegen Ketzerei seines Amtes entsetzt wurde. Die gesonderte Lage ihres Landes hatte sie auf der Grenze der Byzantiner- und Sas-

sanidenherrschaften, welche gegenseitig in fortdauernden Kriegen begriffen waren, frühzeitig dem directen Einflusse der griechischen Kirche entzogen; sie blieben nestorianische Häretiker in der ursprünglichen Form, die einzigen, bei denen sich diese vielleicht in solcher Ursprünglichkeit erhalten hat. Diese Secte ist in geographisch isolirten Gliedern über einen sehr großen Theil von Asien verbreitet und reicht selbst bis an die Grenzen China's. In Persien und Kurdistan gehören die Nestorianer zu zwölf verschiedenen Districten. Den zahlreichsten Stamm bilden die Tijari in dem von christlichen und kurdischen Stämmen gemischten Berglande Hakkari, in welchem auch die Hauptstadt der Nestorianer Dschulamerk nordwestlich vom Zab-Ala, die der ganzen christlichen Alpenrepublik ihren Namen gab, gelegen ist. Ihr geistliches Oberhaupt, welches zugleich auch das weltliche Regiment führt, ist der Patriarch Mar-Schimon, welcher vor dem Kurdeneinfall im Jahr 1843 eine Stunde von Dschulamerk zu Kotsch-Hanes, später in Diß, einem befestigten Dorf residirte. Ihn erkannten auch die persischen Nestorianer als Oberhaupt der Kirche an. Doch herrschte wegen der geographischen Schwierigkeiten zwischen den Nestorianern der persischen Ebene, welche das schwere Joch der Satrapen fühlten und ihren Glaubensbrüdern im türkisch-kurdischen Gebirgslande, welche unbehelligt von den türkischen Statthaltern an die Pforte nicht einmal Tribut zahlten, nur ein schwacher Verkehr, der sich auf gelegentliche Reisen einzelner Priester nach Kotsch-Hanes beschränkt zu haben scheint. Die Gesammtzahl der Nestorianer zwischen dem Tigris und dem Urmiasee wird verschieden angegeben, dürfte sich nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung der amerikanischen Missionaire auf höchstens 70,000 Individuen belaufen, von welchen die Tijari vor dem Jahre 1843 nahebei die Hälfte ausmachten.

Der Charakter dieser Nestorianer wird sehr verschieden geschildert. Im gebirgigen Kurdistan sind sie wild, tapfer und habsüchtig; sie gleichen ziemlich den Kurden, mit welchen sie in vielen Orten gemischt wohnen. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. In der Ebene von Urmia sind sie dagegen Landbauern und haben unter persischer Herrschaft im Allgemeinen sowohl den feigen, servilen, lügnerischen und trügerischen Sinn, als auch die höflichen, einschmeichelnden Manieren ihrer nächsten Nachbarn angenommen. Die amerikanischen Missionaire fanden bei den Nestorianern von Urmia schon deshalb eine freundliche Aufnahme, weil letztere einsahen, daß durch die Anwesenheit dieser Männer in europäischer Kleidung dem tyrannischen Wüthen der persischen Großen und Adeligen ein Damm gesetzt sei, daß die Berichte dieser Männer nach Tabris oder Teheran nicht ganz ohne Wirkung bleiben, daß sie an ihnen Beschützer oder wenigstens Vermittler finden würden, wenn durch einen Statthalterwechsel das Joch noch härter werden sollte als es bisher gewesen. Ueberdieß streuten die reichen Missionaire ihre klingenden Wohlthaten mit vollen Händen aus, unterrichteten die Jugend nicht nur unentgeltlich, sondern gaben den Schülern noch Wochengelder. In die Liturgie, in die äußern Glaubensformeln der Nestorianer mischten sie sich nicht, verlangten keine Aenderung ihrer kirchlichen Gebräuche, bezeugten dem historischen Charakter des Nestorius, des Stifters der Secte, von dessen Geschichte selbst die unwissenden eingebornen Priester nur wenig, das gemeine Volk gar nichts weiß, ihre Achtung und befreundeten sich durch Geldspenden mit dem hohen und dem niedern Klerus.

Glänzender Resultate in Bezug auf Besserung der Sittlichkeit, Anregung durch tugendhafte Beispiele und Beförderung der Bildung und Aufklärung kann sich die amerikanische Mission bis

heute nicht rühmen. Das hat mir selbst Herr Perkins gestanden, welcher meinte, daß man bei der älteren Generation fast jede Hoffnung aufgeben und alle Kraft der Lehre wie des Beispiels der Jugend zuwenden müsse. Diese Seite ihrer Bemühungen wird von den älteren Nestorianern am wenigsten nach Verdienst erkannt und gewürdigt. Jeder Bischof erhält von den Amerikanern einen Monatgehalt von 300 türkischen Piastern, der gewöhnliche Geistliche von 150 bis 200 Piastern. Unter der Bedingung, daß diese Gehalte regelmäßig fortbezahlt werden, läßt es sich der nestorianische Klerus gefallen, daß die Missionaire in den Dörfern predigen, Schulen halten und der Jugend die Grundsätze der christlichen Tugend verdolmetschen, welche von der eingebornen Priesterschaft nicht gelehrt und noch weniger geübt werden. Ohne diese Besoldung oder Bestechung der Priesterschaft zu einem guten Zwecke würden die Missionaire im Lande sich nicht behaupten können. Selbst den Bauer treibt nur Geldsucht wenn er sein Kind in die Missionsschule schickt. Jeder Schüler erhält wöchentlich einen Sahefgeran und so klein dieses Geschenk ist, würde ein Aufhören desselben doch die Schulen schnell entvölkern. Die Anstalt in Urmia kostet den Missionsgesellschaften Nordamerika's über 50,000 Dollars jährlich, die Unterhaltung der übrigen im ganzen türkischen Orient zerstreuten Missionaire fast das Dreifache dieser Summe. Außer einigen Israeliten, die wohl mehr die Noth oder Speculation als innerer Seelendrang zur Bekehrung getrieben, haben diese kostspieligen Missionen Amerika's der christlichen Kirche noch keinen Gläubigen gewonnen. Mit Recht meinte ein reisender englischer Geistlicher, mit dem ich einst im türkischen Orient zusammentraf: die Amerikaner könnten ihre Bekehrungsversuche mit besserm Erfolge und geringeren Kosten in ihrer nächsten Nachbarschaft,

unter den heidnischen Rothhäuten der westlichen Wildnisse der Vereinigten Staaten anstellen, statt ihre Missionaire mit ungeheuerem Geldaufwand nach dem fernen mahomedanischen Orient zu senden, wo das Christenthum gegen den Islam noch nie einen Fuß breit Boden gewonnen hat. Jeder Kenner des moslemischen Morgenlandes weiß, daß unter den Anhängern des Propheten heutigen Tages jeder Versuch christlicher Proselytenmacherei das unnützeste Geschäft ist, das man dort treiben kann. Unter den christlichen Secten des Orients mag es den abendländischen Missionairen wohl gelingen, mitunter empfängliche Gemüther für ihre Tugendlehren und dankbare Herzen für die Linderung materiellen Elends zu finden. Aber die errungenen Resultate stehen auch hier bis heute in keinem Verhältniß zu den gebrachten Opfern.

Die Amerikaner werden von den christlichen wie von den moslemischen Eingebornen für höchst achtbare und tugendreiche, aber auch für recht seltsame Männer oder richtiger gesagt für eine Art tugendhafter Narren gehalten, welche ein frommer Wahnsinn von ihrer Heimat hinweg über Länder und Meere getrieben. Es gehörte eine gewisse Zeit dazu, bis die Eingebornen zu dieser für die Zwecke der Mission nicht ungünstigen Ansicht ihres Charakters und ihrer Tendenzen kamen. Denn anfangs waren selbst die Christen, besonders die nestorianischen Priester etwas scheu und mißtrauisch und die Perser und Türken glaubten fest, daß die Fremden durch ihr religiöses Auftreten nur politische Zwecke verbergen wollten, daß sie geheime Agenten Englands seien. Bei näherer Kenntniß und längerem Umgang mußte dieser Verdacht schwinden, da die Missionaire sich nicht um Politik bekümmerten, und nächst ihren religiösen und humanen Zwecken, nur den Wissenschaften, der Sprachkunde und der Alterthumsforschung ihre Zeit widmeten. Nur bei den von Na-

tur sehr mißtrauischen Persern mag noch nicht jeder Funke von Argwohn erloschen sein.

Auch mit den Nestorianern im Hakkari-Gebiet und in Dschulamerk trat die amerikanische Mission von Mossul aus in Verkehr. Dem kühnen Dr. Grant, Arzt der Mission, gelang es im J. 1839, als der erste gebildete Reisende in das christliche Gebirgsland Dschulamerk einzudringen, wo er bei dem Patriarchen Mar-Schimon in Kotsch-Hanes eine gastfreundliche Aufnahme fand, auch die Hauptstadt Dschulamerk, welche eine Bevölkerung von 12,000 Seelen haben soll, selbst besuchte. Damals war dieses nach dem Ausspruche des Missionairs „wilde aber edelgesinnte Bergvolk" noch im vollen Genusse seiner Freiheit, noch im stolzesten Bewußtsein seiner Kraft. Nie, sagten sie dem Dr. Grant, habe ein Feind gewagt, ihr Gebirgsland zu betreten; selbst Mahomed und Omar der Eroberer hätten nicht eindringen können. Nur einen Wunsch fand er bei ihnen allgemein rege, nemlich sich an eine christliche Herrschaft anschließen zu können, mit einer fremden, nicht mahomedanischen sondern christlichen Macht in Gemeinschaft zu treten und durch ihre Heerschaaren ihr Beistand zu leisten, ein Zutritt, der nach der Meinung Dr. Grants bei der Stellung und der anerkannten Tapferkeit dieser nestorianischen Tijari von großer Entscheidung sein würde. Selbst unser scharfsinniger Ritter meinte, als er den wichtigen geographischen Bericht des Dr. Grant an den britischen Obersten Shiel in Teheran gelesen, „daß dieses so vergessene und von seiner Schwesterkirche selbst verachtete Volk bei der Versunkenheit und Zerspaltung ihrer moslemischen Umgebungen noch zu einer großen Bestimmung durch die Vorsehung aufbewahrt werde."

Diese Vermuthung hat sich bei späteren Ereignissen leider nicht bestätigt. Was Mahomed und Omar nie gewagt hatten,

vielleicht weil die Armuth und die wilde Lage eines Hirtenlandes für moslemische Eroberer wenig Reiz hatten, das führte der Häuptling der kurdischen Stämme im Buhdangebirge schon vier Jahre nach Dr. Grants Besuch aus. Nurullah-Beg, der Häuptling der Hakkari-Kurden und Nachfolger des einäugigen Mustapha-Chan von Rewandoz, welchen Reschid Pascha gefangen nahm, ist ein wilder, kriegerischer und raubsüchtiger Kurde, dem es längst nach einer guten Beute bei den Christen der oberen Zabthäler gelüstete. Waren letztere auch arm im Vergleiche mit den Bewohnern der großen Städte und der fruchtbaren Ebenen, so hatten ihre Habseligkeiten, ihre schönen Heerden doch noch Reiz genug für einen kurdischen Räuberfürsten. Nurullah-Beg*) hielt sich selbst nicht für stark genug, um ganz auf eigene Faust sein Waffenglück gegen diese christlichen Bewohner der höchsten Schneeberge zu versuchen, deren kriegerischer Ruf höher stand als er verdiente. Der Beg von Rewandoz lud daher zu diesem schwierigen Unternehmen den mächtigeren Häuptling Beder-Chan ein, dessen Macht sich über alle Gebirgsstämme des Buhdan zwischen dem Tigris und dem Zab-Alla erstreckte. Seine befestigte Residenz lag nur wenige Tagreisen von Dschesireh entfernt, in einem wilden, schwer zugänglichen

*) Nurullah-Beg gilt im Kurdenlande für den eigentlichen Mörder des deutschen Professors Schulz. Er war schon zur Zeit, wo Mustapha-Chan in Rewandoz residirte, ein angesehener Kurdenhäuptling. In dem Glauben, daß der deutsche Gelehrte in seinem Gepäcke viel Geld und Kostbarkeiten verborgen habe, gab Nurullah-Beg der Escorte, welche aus seinen Leuten bestand, den Befehl, den fremden Franghi vor dem Eintritt in das persische Gebiet zu ermorden. Im Augenblick als Schulz in einem der obersten Thäler des Zab mit seiner Escorte vor einem Felsen lagernd eine Keilinschrift copirte, wurde er von einem Kurden rückwärts durch den Kopf geschossen.

Theil des Gebirges und bestand aus zwei festen Castellen, aus welchen er ohne Artillerie nicht zu vertreiben war.

Die Macht dieses fanatischen, ehrlüsternen und unternehmenden Häuptlings war so gefürchtet in ganz Kurdistan, daß selbst der türkische Pascha in Mossul nichts gegen ihn zu unternehmen wagte, vielmehr sich eifrig um seine Freundschaft bewarb. Kurze Zeit vor dem Zuge Beder-Chans nach Dschulamerk hatte er eine Zusammenkunft mit dem Pascha an den Ufern des Tigris. Letzterer kam nach dem verabredeten Platze mit 600 regulairen Soldaten gezogen und war mehr erschrocken vielleicht noch als verwundert bei dem Anblick der Zelte des Buhdanhäuptlings, welcher statt des gewöhnlichen Reitergefolges, das er mitzubringen versprochen, mit nicht weniger als 6000 bewaffneten Kurden sich gelagert hatte. Der Pascha, der kein Zeichen von Furcht merken lassen wollte, gab heimlich den Befehl, in aller Eile noch eine weitere Nizamverstärkung mit sechs Kanonen aus Mossul kommen zu lassen. Erst als diese eingetroffen war, kamen ihm Muth und Vertrauen wieder. Der türkische Statthalter und der kurdische Räuberhauptmann blieben einen Tag beisammen, hatten eine lange Unterredung und schieden als die besten Freunde. Nach der Meinung der Nestorianer war damals der Zug Beder-Chans gegen Dschulamerk verabredet und vom Pascha gutgeheißen worden.

Dr. Grant, der von dem Plane des Kurdenhäuptlings wußte, suchte noch kurz vor dessen Aufbruch der Katastrophe vorzubeugen. Frieden stiften und Versöhnen ist eine so schöne, eines christlichen Missionairs vollkommen würdige Rolle und Dr. Grant hat sich durch eine Reise, welche er mitten durch das Gebiet der wildesten und unbändigsten Kurdenstämme nach der Residenz des Beder-Chan mit Gefahr seines Lebens unternahm, um ein furchtbares Blutvergießen zu hindern, gewiß

einen dauernderen Ruhm erworben als durch seine gelehrten Untersuchungen über die zehn verloren gegangenen Stämme Israels. Der Missionair wurde von Beder-Chan nach kurdischem Brauche gastfreundlich aufgenommen und ruhig hörte ihn der Häuptling an, der mit ihm den Tschibuk rauchte und aus derselben Schüssel aß. Die nestorianischen Freunde des amerikanischen Doctors äußerten damals: das Lamm habe mit dem Löwen gespeist.

Aber die Beredtsamkeit des Friedenspredigers vermochte nicht, den Fanatismus und den Ehrgeiz Beder-Chans, den persönlichen Haß und den Rachedurst Nurullah-Begs, welcher gegen den Patriarchen schon früher in kleinen Fehden gekämpft und den Kürzeren gezogen hatte, zu dämpfen so wenig wie ihre gemeinschaftliche Raublust, die auch Mohamed-Chan vom Wansee, der dritte Kurdenhäuptling im Bunde, welcher zum bevorstehenden Zuge gegen Dschulamerk sein Reitercontingent geschickt, redlich mit ihnen theilte.

Nach dem Urtheil der britischen Agenten im Orient waren freilich die nestorianischen Tijari des Interesses, welches europäische Diplomaten, namentlich Sir Stratford Canning und Oberst Shiel wohl auf Antrieb der Missionaire jenem christlichen Alpenstaat schenkten, wenig würdig und die Herren Brant und Stevens schilderten mir diese Bergbewohner in ganz anderem Lichte als Dr. Grant und meinten, die Tijari seien ebenso rauh, wild, räuberisch und beutelustig wie ihre Nachbaren, die Kurden, ja ihr Patriarch sei eigentlich um kein Haar besser als Nurullah-Beg selber. Seit Jahren seien Diebstähle und Räubereien zwischen den Nestorianern und Kurden an der Tagesordnung gewesen, daher der gegenseitige Groll. Aber wer eigentlich das Opfer des Andern und auf wessen Seite die

wägende Gerechtigkeit die Schaale der Schuld tiefer senke, das könne Niemand mit Bestimmtheit sagen.

Manche waren sogar der Meinung, daß die christlichen Bergbewohner unter der Leitung ihres geistlichen Oberhauptes in ihren Raubunternehmungen noch kecker und glücklicher gewesen als die Kurden unter der Anführung ihres weltlichen Häuptlings, was freilich sehr übertrieben scheint. Denn nach dem bösen Klang zu urtheilen, welchen der Name eines Nurullah-Beg selbst unter der Bevölkerung von Persisch-Kurdistan hatte, ließ sich doch kaum annehmen, daß er der Bestohlene, der Beraubte, das Opfer des christlichen Patriarchen sein könne. Wenn man auch die übertrieben günstige Meinung, welche Dr. Grant über den Charakter der Nestorianer in Kurdistan vielleicht mehr aus Berechnung als fester Ueberzeugung veröffentlicht hat, nicht so unbedingt zu theilen vermag und die christlichen Völker des Orients überhaupt für verdorbener hält als sie den geistlichen Lehrern aus dem Abendlande erscheinen, so braucht man doch nicht alles zu glauben, was gewisse Engländer den Nestorianern aus entgegengesetzten Gründen anzuhängen suchen. Nach Allem was ich über diese nestorianischen Tijari erfahren, erschienen sie mir noch immer etwas besser als die Räuberstämme ihrer Umgebung und wenn sie den Kurden Raub mit Raub und Blut mit Blut vergalten, so ließ sich dies auch als eine Art Nothwehr rechtfertigen. Die reine Wahrheit zu erfahren, hält in jenen Ländern überaus schwer. Alle Orientalen ohne Unterschied der Religion sind in Lüge und Verstellung wohl bewandert und bei den abendländischen Augenzeugen, welche dort leben, findet sich selten ein ganz vorurtheilsfreier und unparteiischer Mann, welcher Menschen und Zustände in ihrer wahren Gestalt erblickt und alle persönlichen Neigungen und Antipathien unterdrückend nur der Wahrheit die Ehre gibt.

Wenn auch das Urtheil der Herren Brant, Stevens, Farrant über die Nestorianer allzu hart und irrig sein sollte (— sie schilderten mir die Tijari als Leute, welche an Gütern, die durch Raub und Diebstahl gewonnen, mehr Freude haben als an dem durch Fleiß und Arbeit erworbenen Besitz und den Patriarchen Mar-Schimon als einen ungebildeten, trotzigen und störrischen Mann, welcher in Charakter und Benehmen von einem gewöhnlichen Kurdenhäuptling nicht zu unterscheiden sei —), so haben die Berichte der amerikanischen Missionaire doch mindestens die kriegerische Kraft und die politische Bedeutsamkeit dieses christlichen Alpenvolks in Kurdistan übertrieben. Vermochten diese Bergbewohner, welche sich gegen Dr. Grant gerühmt, daß sie den Heerschaaren der größten Welteroberer Trotz geboten, doch nicht einmal den wilden Banden eines kurdischen Räuberhauptmanns zu widerstehen. Von dem Bildungsgrade und der Sinnesart des Patriarchen geben die Briefe, welche er zu wiederholtenmalen an die Mission von Urmia geschrieben, kein sehr günstiges Zeugniß. Man erkennt darin die Schmeichelei und Heuchelei gepaart mit der gemeinsten Habsucht, indem er nach Erschöpfung aller möglichen Lobesphrasen die Missionaire sehr naiv ersucht, ihm doch eine Uhr und ein Teleskop zu schenken.

Die Banden Nurullah-Begs begannen die Feindseligkeiten in dem District Diß, wo damals der Patriarch residirte. Die Nestorianer ließen sich, obwohl sie längst von den Rüstungen und Plänen der Kurden wußten, überfallen und leisteten geringen Widerstand. Der Patriarch dachte nur an sich, indem er sich mit einigen Getreuen noch zu guter Zeit und so rasch wie möglich aus dem Staube machte. Dafür wurden seine Mutter und seine Brüder auf das grausamste erwürgt und Tausende seiner Gemeinde fielen unter dem Würgestahl der Kurden.

Nach der Meinung des Herrn Stevens hat die Rohheit, der hartnäckige und unversöhnliche Sinn des Patriarchen zum Theil das Ungewitter über das Haupt seines Volkes gebracht. Statt nun dem grollenden Sturm, den er wenigstens nicht auf gütlichem Wege abzuwenden suchte, mannhaft die Stirne zu bieten, die Heerde seiner Gläubigen um sich zu schaaren und sie mit dem Kreuze in der Hand zum Widerstand gegen die Kurden im Namen der Religion zu entflammen, fand es der heilige Mann für rathsamer, sein Volk im Stiche lassend auf raschem Pferde nach Mossul zu galoppiren. Die zahlreichen Kriegsschaaren Beder-Chans und Mohamed-Chans folgten den Hakkari-Kurden auf dem Fuße und von allen Seiten drangen nun die nach Blut und Beute lechzenden Horden in das Gebirge der Nestorianer ein.

Der Rauch der brennenden Dörfer wirbelte über die Schneehäupter des Dawur-Dagh, das Todesröcheln der Männer und der Schrei mißhandelter Weiber mischte sich mit dem Triumphgeheule der Kurden. Die Wehrlosigkeit des Geschlechts und Alters fand so wenig Gnade wie die Unschuld der Kinder. Fast die Hälfte der nestorianischen Tijari soll bei dieser Katastrophe gefallen sein. Ein kleiner Theil flüchtete sich nach Persien; einige Tausende blieben als Gefangene und Sclaven in der Gewalt der kurdischen Häuptlinge. Selbst die Bibliothek des Patriarchen wurde verbrannt. Nur an einer einzigen Stelle leistete eine kleine Schaar einen heroischen Widerstand. Das Dorf Sespatoi, welches auf einem steilen Felsen lag, wurde auf das äußerste vertheidigt. Als die Uebermacht der Kurden unwiderstehlich vordrang, fielen sämmtliche Vertheidiger nach der verzweifeltsten Gegenwehr bis auf vier oder fünf, denen es gelang, sich an der steilsten Stelle des Felsens mit Stricken hinabzulassen und den Verfolgern zu entrinnen.

Als die Häuptlinge Beder-Chan und Nurullah-Beg im Lande der Tijari nichts mehr zu rauben, zu sengen und zu brennen fanden, kehrten sie in ihre Wohnsitze zurück. Beder-Chan schleppte eine große Zahl von Kindern besonders Mädchen mit sich nach den Buhdanbergen. Die Knaben ließ er beschneiden und machte sie mit Gewalt zu Islamiten. Der Häuptling der Hakkari-Kurden war in diesem Punkte gemäßigter, er hatte es mehr auf andere Beute abgesehen und begnügte sich mit dem geraubten Geld und Gut, mit den fortgetriebenen Ochsen und Schafen der Nestorianer. Die Hakkari-Kurden sind an die Nachbarschaft der Christen mehr gewöhnt und scheinen nicht den gleichen Höhegrad von Fanatismus und religiöser Unduldsamkeit zu haben wie die Buhdanstämme und ihr Häuptling, welchen sie jedoch an Raubsucht und Beutesucht nicht nachstehen.

Zaiual-Beg, ein wilder Buhdan-Kurde, wurde von Beder-Chan als Oberhaupt über das verheerte und entvölkerte Gebiet von Dschulamerk eingesetzt. Er hatte um sich eine kurdische Prätorianerschaar der auserlesensten Räuber und Bösewichter, welche ihm Beder-Chan und Nurullah-Beg zurückgelassen hatten, um die letzten Trümmer des Tijarivolks, welchen die Kurden das Leben gelassen, in Unterwürfigkeit zu halten. Die wenigen wehrhaften Männer, welche dem Blutbad entrannen, sammelten sich später unter türkischem Schutz am Tigris.

Der Pascha von Mossul hat während dieser Vorgänge eine zweideutige Rolle gespielt. Ob er den Raubzug Beder-Chans gutgeheißen, ist nie ermittelt worden. Mit Waffen oder Soldaten hat er den Kurdenhäuptling nicht unterstützt, wie man ihn fälschlich beschuldigt hat. Aber eben so wenig ist von seiner Seite irgend ein Schritt geschehen, das Blutbad zu verhindern. Wahrscheinlich hat der türkische Satrap im Bewußtsein seiner militairischen Schwäche gegen den Bund der mächtigsten Kurdenhäupt-

linge die Sache gehen lassen und sich heimlich der Demüthigung jenes christlichen Alpenstaates, der sich auf seine Unabhängigkeit und kriegerische Furchtbarkeit so viel einbildete, gefreut. Als auf die donnernden Noten Sir Stratford Cannings nach beendigtem Blutbade neue Verhaltungsbefehle von Seite der Pforte nach Mossul abgingen, suchte der Pascha den Vermittler zwischen Beder-Chan und dem Patriarchen zu machen, dessen störrischer Trotz merkwürdigerweise noch immer unerschüttert war. Herr Stevens, britischer Consul in Samsun, wurde von der britischen Gesandtschaft in einer besondern Mission nach Mossul geschickt, um durch seine persönliche Energie den Forderungen der Pforte gehörigen Nachdruck zu geben. Der Pascha mußte, gedrängt durch die Noten des Herrn Stevens, den Buhdanhäuptling auffordern, seinen Stellvertreter aus Dschulamerk zurückzurufen und den Patriarchen wieder einzusetzen, auch die Kinder, welche er in die Sclaverei geschleppt, zurückzugeben. Beder-Chan, welcher trotz seiner Macht kein Interesse hatte, in offener Rebellion gegen die Pforte aufzutreten, gestand die erste Forderung zu, verweigerte aber die Herausgabe der Kinder, welche Moslims geworden.

So standen die Dinge zur Zeit meines Aufenthaltes in Urmia. Wenige Monate nachher wurde dem Patriarchen Mar-Schimon und seinen geflohenen Anhängern wirklich von den Kurdenhäuptlingen gnädig gestattet, in ihr Land zurückzukehren. Von einer Wiederherstellung des alten Zustandes aber konnte nicht die Rede sein. Ein Beutelthier läßt eher die Jungen sich aus dem Leibe reißen, als daß ein Kurde von Buhdan oder Hakkari seinen Raub zurückgebe. Alle Fermane von Stambul und alle britischen Diplomatennoten konnten ein verheertes Land nicht wieder blühend, eine besiegte, verarmte, gebrochene Bevölkerung nicht wieder stark und glücklich machen. Die Ne-

storianer werden die Erinnerung ihrer Zaghaftigkeit und ihrer Niederlage, die Kurden das Angedenken ihrer Ueberlegenheit und ihres Triumphes nie verlieren. Wenn auch die Existenz der Nestorianer gerettet ist, und eine fruchtbare Generation die durch den kurdischen Mordstahl geschlagene Lücke wieder ausfüllen wird, so erscheint dies doch nur als ein Werk türkischer Gnade und mit der Freiheit und Unabhängigkeit des christlichen Alpenstaates, dessen langes Bestehen inmitten der wilden Karduchenberge eine so höchst merkwürdige Thatsache war, dürfte es für immer zu Ende sein.

Was den Ausgangsact des blutigen Trauerspiels in Kurdistan betrifft, so müssen wir den Leser auf den Schluß unserer späteren Mittheilungen verweisen. Den grauen Mörderhäuptling von Buhdan, der die Gunst seines Gottes durch jene Bartholomäusnacht in Dschulamerk und durch die Zwangsbekehrung nestorianischer Kinder gewonnen zu haben glaubte, erreichte bald darauf die Nemesis durch die Hand eines tapferen Renegaten, den nur persönlicher Ehrgeiz, kein Glaubensdrang in die Hürde des Islam geführt hatte.

Die Katholiken in der Ebene von Urmia und in den südlichen Zabthälern sprechen das gleiche neusyrische Idiom wie die Nestorianer, mit welchen sie auch die Abstammung, die Sinnesart und die Lebensweise gemein haben. Ihr Abfall von der Lehre des Nestorius hat in verschiedenen Zeiträumen stattgefunden. Der glücklichste Sectenbekehrer unter den römischen Missionairen war der Pater Garzoni im vergangenen Jahrhundert. Die Katholiken von Urmia, welche als die eigentlichen chaldäischen Christen in den römischen Missionsberichten bezeichnet werden, erkennen zwar den Papst an und haben den Gottesdienst nach lateinischem Ritus eingeführt, mischen aber doch in ihre Ceremonien noch Manches ein, was dem orientalischen

Kirchendienste entnommen ist; sie sind im übrigen weder andächtiger noch tugendhafter als ihre der alten Kirche treugebliebenen Stammgenossen. Ihre Priester heirathen gleichwie bei den katholischen Armeniern und den Maroniten. Dieses Zugeständniß mußte der römische Stuhl machen. Das Cölibat wäre im Orient noch ungleich schwerer praktisch durchzuführen wie im Abendlande und nicht der ärmste Hirte oder Taglöhner wäre zu bewegen in den Priesterstand zu treten, der ihm die Familie versagt. Bei den Nestorianern wird nur von den höchsten geistlichen Würdenträgern die Ehelosigkeit verlangt. Die Kinder werden für diese Würden schon in frühester Jugend ausersehen. Gewöhnlich ist es ein Geschwistersohn des Bischofs, der dessen Amt und Namen erbt.

Die Errichtung einer katholischen Mission in Urmia hat zunächst ein Bericht des Herrn Eugen Bové veranlaßt, welcher der Lyoner Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens einen günstigen Bericht über die religiöse Empfänglichkeit der Christen in Westpersien eingeschickt hatte. Die scheinbar glänzenden Resultate der nordamerikanischen Mission, ihr freundliches Verhältniß zu den Nestorianern, ihr weit verbreiteter Schulunterricht hatten den französischen Gelehrten bethört. Er sah nicht ein oder ignorirte geflissentlich, daß das Geheimniß des Einflusses der amerikanischen Mission lediglich in ihren Geldspenden lag, daß vom Tage an, wo die Besoldung oder Bestechung des nestorianischen Klerus aufhörte, auch die Wirksamkeit der Amerikaner ihr Ende erreicht hätte, daß ihre Predigten unbesucht, ihre Schulhäuser leer sein würden vom Augenblicke an, wo die Andächtigen und die Schulkinder nicht mehr ihr Wochenalmosen von der Mission zu erwarten hätten.

Die französischen Lazzaristen, welche im Vergleich mit ihren amerikanischen Rivalen nur sehr geringe Geldmittel beziehen,

besitzen auch nur sehr geringen Einfluß im Lande. Sie konnten ihrer Gemeinde nicht einmal zum Wiederbesitze der Kirche verhelfen, welche ihnen Malek Kassim Mirza zugesprochen und dessen Nachfolger zu Gunsten der Nestorianer wieder abgenommen hatte. Sie selbst gestanden mir, daß mit dem Baarmangel der Mission zugleich der Lebensnerv abgeschnitten sei. Das Geld ist überall ein Zaubermittel, übt aber nirgends ähnliche Wunder wie im Orient. Sogar die religiösen und nationalen Antipathien vermag hier das Geld zu besiegen und der reiche freigebige Fremde, welchem Lande und welcher Kirche er auch angehöre, findet nirgends in der Welt so viele Freunde, Anhänger und Verehrer als im Perserlande. Solches hat uns schon längst einmal der Barbier von Ispahan Hadschi-Baba in seiner Lebensgeschichte erzählt und wenn gleich eine englische Feder dieselbe ausgearbeitet hat, könnte sie doch noch heute als die wahrhaftige Beichte eines ächten Iransohnes gelten.

XIV.

Reiseprojecte. Abenteuerlicher Besuch in einem persischen Hause. Die nordwestlichen Uferlandschaften des Urmiasee's. Geognostische Beobachtungen. Die räthselhaften Ruinen des Felsschlosses Gertschin-Kaleh. Reise über Salmas und Choi nach Bajasid.

Einige Wochen hatte ich in dem idyllischen Landsitze der amerikanischen Missionaire gemüthlich und andächtig verlebt und diese noch mehr frommen und tugendreichen als unterhaltenden und kurzweiligen Männer mehr noch achten als lieben gelernt. Christliche Andacht und presbyterianische Frömmigkeit in Ehren! Aber vier volle Stunden täglich Gebete und fromme Litaneien anhören und sogar mit beten zu müssen, damit schien die amerikanische Hospitalität etwas theuer erkauft. Besonders einem wandernden Naturforscher schien das ein herber Zeitverlust und wie andächtig derselbe auch den frommen Vorlesungen dieser betseligen Theologie beigewohnt hat, glaubte er doch auf den Bergen und in der Wildniß draußen die edle Zeit praktischer verwenden zu können. Das Comfort, die gute Tafel, die langweilige Conversation mit den frommen Predigerfrauen, die nestorianischen Dorfschönen und selbst das liebe Köpfchen der kleinen Judith verlor für ihn die Anziehungskraft und er kehrte nach

der Stadt Urmia zurück, wo seine Leute noch immer im Hause der Nestorianerin weilten, deren Gatte von Tabris nicht zurückgekehrt war.

Ein neuer Reiseplan mußte berathen werden. Durch die Mittheilungen, welche ich sowohl von den Missionairen, als von dem Bischof Mar-Ilia und den geflüchteten Nestorianern aus Dschulamerk erhalten, war es unter den damaligen Umständen unmöglich von persischer Seite über den Kamm des Grenzgebirges nach dem Quelllande des Zab-Ala vorzudringen. Die Hindernisse der Natur wären in dieser Jahreszeit nicht unüberwindlich gewesen. Die Schneemassen, welche noch auf dem Wasserscheider des Gebirges zwischen den Quellen des Nasslu-tschai und des Zab-Ala lagen, sind im Hochsommer nicht so bedeutend, um den Uebergang der Saumthiere und der Fußgänger zu erschweren. Auch hat der Hauptgebirgsrücken an verschiedenen Stellen hinreichende Einsenkungen, um selbst ohne gebahnte Wege den Uebergang trotz der rauhen Felskanten und Zacken ohne große Gefahr ausführen zu können. Die Schwierigkeit des Unternehmens lag diesmal lediglich in der politischen Lage des Landes. Ein reisender Europäer hätte sich mit weniger Gefahr der Großmuth einer Hyäne anvertrauen können, als der gastfreundlichen Aufnahme des Kurdenhäuptlings Zaiual-Beg, der eben in dem Gebiete der oberen Zabthäler das Commando führte. Auch der Weg von Dilman nach Wan war unter den herrschenden Verhältnissen äußerst unsicher. Aus diesen Gründen riethen mir die Missionaire sowohl als die nestorianischen Geistlichen, über Dilman nach der großen Karawanenstraße zurückzukehren und die Reise nach Kurdistan auf türkischem Boden unter dem Geleite eines türkischen Kawassen und einer kurdischen Escorte zu versuchen.

Mirza Ali, der schon in den Kurdenlagern südlich vom

Urmiasee von seinem Respect vor den Kurden wie von seiner persönlichen Feigheit glänzende Proben abgelegt, stimmte eifrig dem Rath der Missionare bei. Er schien des Wanderns durch die Wildnisse bereits herzlich satt, hätte gerne seinen güldenen Lohn in der Tasche gehabt und daheim bei Weib und Kind sich von den Strapazen dieser Kreuz- und Querzüge am Urmiasee erholt. Auch meine andern Dienstleute fingen nachgerade an, der persischen Reise überdrüßig zu werden und hätten wenigstens nicht gerne die bevorstehenden ernsteren Abenteuer im Innern der Karduchenberge mit mir getheilt. In dieser Lage faßte ich den Entschluß, die Reise in nordwestlicher Richtung am Urmiasee fortzusetzen und über Salmas nach Bajasid zurückzukehren, wo ich die südlichen Abfälle der Araratgruppe zu besuchen und dann von Diadin dem Laufe des Murad-tschai folgend nach Musch zu gehen gedachte. Dort hoffte ich weitere Berichte über den Stand der Dinge in Kurdistan einziehen und entweder mit einer kurdischen Reiterescorte oder als Begleiter einer militairischen Expedition des Pascha's die unbekannten Gebirgsgegenden im Süden des Wansee's bereisen zu können.

Am Tage vor meiner Abreise von Urmia begegnete mir ein Abenteuer der seltsamsten Art, wie ich bei einem fünfjährigen Aufenthalte unter mahomedanischen Völkern kein ähnliches erlebt habe. Auch war dasselbe in so auffallendem Widerspruch mit den Erfahrungen anderer Europäer und mit den Gewohnheiten und Sitten der Orientalen, daß ich mich lange vergebens quälte, für dieses höchst abnorme morgenländische Erlebniß einen Erklärungsgrund zu finden, den wohl nur ein genauerer Kenner des Localcharakters der Bevölkerung Urmia's genügend zu geben vermöchte.

Das kleine Haus der Nestorianerin in welchem wir einquar-

tiert waren, hatte einen ummauerten Corridor von mäßigem Umfang, über welchen die ästigen Kronen einiger Platanen freundlichen Schatten warfen. Die Mauer, welche diesen Corridor vom Hofe des Nachbarhauses trennte, war von höchstens 10′ Höhe und drüben gleichfalls von breitästigen Bäumen verschiedener Größe überragt. Gleich am ersten Tage meines Aufenthalts hatte ich im Nachbarhofe verschiedene neugierige Weiberköpfe bemerkt, welche von den Stufen einer Leiter, die sie an die Mauer oder an die Bäume angelegt, in unseren Corridor schauten, die fremden Ankömmlinge mit fixen, schwarzen Augen begafften und unser Thun und Treiben den ganzen Tag belauschten. Da diese Frauenköpfe nicht eben zu den reizendsten gehörten, welche ich im Orient gesehen, würdigte ich sie anfangs geringer Aufmerksamkeit. Ich hielt sie für Nestorianerinnen, welche selten Scheu tragen, ihre Gesichter den fremden Christen ohne Hülle zu zeigen. Als ich von unserer Wirthin erfahren, daß es schiitische Perserinnen seien, wunderte ich mich über den geringen Grad ihrer Zurückhaltung, was so auffallend gegen den Landesbrauch verstieß.

Da ich sie immer wieder bald auf die Leiter bald auf die Aeste des Platanenbaumes steigen sah, um die Fremden zu begaffen, fragte ich sie auf türkisch: „ob sie auch mir gestatten würden zu ihnen auf den Baum zu steigen.“ Sie bejahten es lachend, blieben auch ganz ruhig sitzen, als ich wirklich die Leiter anlegte. Im Hofe erblickte ich andere jüngere und hübscher gekleidete Mädchen oder Frauen. Auf meine Frage: ob ich zu ihnen in den Hof kommen dürfe, wurde erwiedert: man wolle vom Garten eine Leiter an die Terrasse meines Hauses legen und da möge ich nur zu ihnen hinabsteigen. Der Pole wie der persische Kawaß und der Armenier Pilosch hatten das Gespräch gehört und wunderten sich gleich mir über die Zutrau=

lichkeit des fremden Weibervolks. Ich folgte der Einladung nicht ohne einige Vorsicht, verbarg meinen Kinschal unter dem Mantel und befahl dem Polen, auf der Terrasse mit ein paar geladenen Pistolen Wache zu halten und mir schnell zu Hülfe zu kommen, wenn das Abenteuer eine böse Wendung nehmen solle.

Die Häuschen in Urmia sind ohne Ausnahme einstockig und haben flache Dächer wie in den meisten südlichen Gegenden. Man hätte von der Terrasse in den Garten springen können, ohne eben einen Beinbruch zu wagen. Doch zog ich vor, ganz sachte die Stufen der angelegten Leiter hinabzusteigen in ein recht hübsches Blumengärtchen, wo ich mich zu meiner äußersten Ueberraschung bald von einem Dutzend weiblicher Gestalten umgeben sah, Alle noch in den besten Jahren, manche noch blutjung und ziemlich hübsch. Die weibliche persische Haustracht ist weniger kleidsam wie die türkische, doch in ihren bunten Farben immer noch angenehmer und dem Auge schmeichelnder als die gespensterhafte weiße Vermummung auf der Straße. Zwei der Frauen hatten kleine Kinder auf dem Arme, die sie mir freundlich darreichten. Sie richteten verschiedene Fragen an mich und wollten vor allem wissen: ob ich ein Geistlicher oder ein Arzt sei. Leider konnte ich nur das Wenigste verstehen und bei meiner äußerst geringen Kenntniß der Landessprache ging die Conversation sehr mangelhaft. „Ist denn kein Mann hier im Hause?“ fragte ich in steigender Verwunderung. „Ja doch. Der Herr ist dort im Hofe bei unserer Herrin“ — sagten die Mädchen, die, wie ich nun merkte, die Sclavinnen oder Dienerinnen des Hauses waren. Ich folgte der Richtung, welche die Mädchen mir zeigten und trat unter ein offenes Portal, wo ich den Blick nach einem zweiten mit Platanen bepflanzten Hof oder Garten hatte. Ein schöner Perser mit langem schwarzem Schnurrbarte saß hier rau-

11*

chend auf dem Divankissen und ein schönes junges Weib in reichem buntfarbigem Putze mit rothgefärbten Wangen kauerte neben ihm in orientalischer Manier auf dem Polster, halb sitzend, halb liegend. Das schöne Paar schaute recht träumerisch nach den Baumwipfeln oder dem blauen Himmel hinauf, ohne mich zu bemerken oder zu beachten. Aber gleich neben dem Thor an der Mauer lehnte ein anderer Perser, der einen Tschibuk in der Hand und sein schwarzes Auge fest auf mich gerichtet hielt, doch ohne ein Zeichen von Zorn oder Ueberraschung merken zu lassen. Er fragte mich im ruhigsten Tone: „ob es mir hier gefalle." Als ich es bejahte, sagte er: „Komm morgen wieder und sehe das Haus. Mirza Mehemed hält seinen Kef und läßt sich da nicht gerne stören!" Ich begrüßte den Perser und ging begleitet von den Dienerinnen durch den Garten nach meinem Quartier zurück. Die Mädchen erwiederten recht lustig meinen Händedruck wie mein Kußhandwerfen und sagten mir: ich möge morgen wiederkommen. Die Leiter stand unverrückt und der Pole saß Wache haltend mit den gespannten Pistolen unter der Burka aufmerksam lauschend auf der Terrasse. Er war gleich mir nicht wenig verwundert, als er den Verlauf des seltsamen Abenteuers hörte. —

Ich habe wie gesagt nie einen rechten Erklärungsgrund dieses sonderbaren Erlebnisses, welches mit meinen früheren Erfahrungen im Orient in so schroffem Contrast steht, finden können. So sehr selbst die türkischredenden Perser Aserbeidschans, die noch lange nicht so cultivirt sind wie die persischredenden Bewohner in den Centralgegenden Irans, ihre türkischen Nachbarn in Anatolien an zuvorkommender Höflichkeit gegen Europäer übertreffen, so haben sie doch gegen die Christen eine noch tiefere religiöse Antipathie, die sich am deutlichsten durch die Gewohnheit verräth, nie aus einem Gefäße

zu essen oder zu trinken, welches die Lippen eines Christen nach ihrer Meinung verunreinigt haben. Auch sind sie minder gastfrei, gönnen ihren Weibern noch weniger Freiheit und öffnen ihre Häuser nicht gerne dem Fremden. So wurde mir der Charakter der Bewohner Westpersiens im Allgemeinen von Männern geschildert, welche dort viele Jahre gelebt haben. Unter jenen Mahomedanern von der Secte Ali, welche in Städten und Dörfern wohnen, wo auch die christlichen Elemente einen zahlreichen Bestandtheil der Bevölkerung bilden wie an der Westseite des Urmiasee's, scheint der Fanatismus minder groß und der höhere Grad von Freiheit, dessen die nestorianischen Frauen genießen, hat auch hier auf die moslemischen Sitten mildernd eingewirkt und das Loos der Perserinnen erträglicher gemacht. In der Stadt Urmia, deren Bevölkerung besonders cultivirt und gegen Europäer freundlich gesinnt ist, mag diese Erscheinung in noch erfreulicherem Grade vorwalten. Die frommen Missionare Nordamerika's haben das ihrige gethan, durch strengen Tugendwandel, durch viele Almosen, die sie an die Armen spenden, durch Errichtung von Schulen, in welchen auch die kleinen Mahomedaner unentgeltlich Unterricht empfangen können, durch Austheilung von Medicamenten an unbemittelte Kranke u. s. w. den Eingebornen die vortheilhafteste Meinung von dem Charakter wie von dem Wissen der Europäer beizubringen. Jeder Ankömmling in fränkischer Kleidung wird in Urmia für einen geistlichen Missionar oder Arzt gehalten und von der Bevölkerung mit größter Achtung behandelt. Dieser Umstand könnte möglicherweise den Schlüssel zur Lösung jenes Geheimnisses enthalten. Derselbe Perser, der mich im Hofe angeredet, hatte wie man mir später sagte, mit Mirza Ali Bekanntschaft gemacht, ihn über meine Person und Reisezwecke ausgeforscht und von ihm die wundersame Kunde erhalten, „daß

ich im Dorfe Turkman eine todte Frau wieder zum Leben erweckt hätte.“ Vielleicht war dadurch eine so gute Meinung oder maßloser Respect für den fremden Hekhim entstanden, daß der Nachbar mir die neugierige Zudringlichkeit verzieh. Ueberdieß wußte letzterer, daß ich mit den amerikanischen Missionaren verkehrt hatte, welche er wie alle Bewohner Urmia's ehrte. Immerhin war das erlebte Abenteuer wunderlich genug und das freie Benehmen der dienenden Mädchen, die mich ohne Gesichtshülle mit so freundlicher Unbefangenheit im Garten empfangen hatten, gab mir über die häuslichen Gewohnheiten der Morgenländer, die von europäischen Beobachtern bis auf den heutigen Tag keineswegs erschöpfend geschildert sind, noch manches zu denken.

Am 13. September verließen wir die Stadt Urmia und nahmen mit der kleinen Karawane die Richtung nach dem Seeufer. Der Weg führt in nördlicher Richtung zu einer niedern Bergkette, die jenseits des Flüßchens Nasslu-tschai als ein Ausläufer der westlichen Höhenkette sich bis an das Gestade herabsenkt und die große Ebene von Urmia im Norden scharf abgrenzt. Dieses Querjoch scheidet die Ebene von einer andern Fläche, welche weniger ausgedehnt, auch nicht so fruchtbar und bevölkert ist. Ueber den Nasslu-tschai führt eine sehr schöne neue aus Backsteinen gebaute Brücke mit vier Spitzbögen. Sie verdankt ihre Entstehung dem Baueifer des früheren Statthalters von Urmia Malek Kassim Mirza. Am rechten Flußufer ist Tschunguraleh eine ansehnliche Ortschaft mit vielen Obstgärten. In der Nähe des Dörfchens Asterabad bemerkte ich den größten künstlichen Hügel oder Tepe von allen, die ich in Westpersien gesehen habe. Auch dieser sehr regelmäßige Hügel enthielt nach der Versicherung der Eingebornen menschliche Gebeine, alte Münzen, kupferne und irdene Ge-

schirre, verrostete Fragmente von Waffen und besonders sehr viel Holzasche. Auch hier schreibt die Sage den Ursprung dieser Hügel dem Zoroaster, den Magiern und dem Feuercultus zu.

Der nördliche Abfall der Berge, welche wir umgingen, bestand aus dichtem, dunkelgefärbtem bituminösem Kalk, dem Liaskalk der Krim auffallend ähnlich. Dieses Gestein ist durch Gabbro lagerartig durchsetzt, die Schichten sind gehoben und die petrographische Beschaffenheit des Gesteins ist mannigfach verändert, an einigen Stellen krystallinisch und marmorartig. Bei der geringsten Reibung entwickelt der dunkle Kalk einen starken bituminösen Geruch. Aus diesem Gestein entspringen südlich vom Dorfe Guschtschi zwei Quellen, welche einen auffallenden Gestank verbreiten. Ihre Temperatur ist 18° C. Sie scheinen sehr viel Schwefelwasserstoff und Bittersalz zu enthalten. Nur wenige Tropfen, die ich versuchte, bewirkten fast augenblicklichen Brechreiz. Eine Analyse dieser seltsamen Quellen und eine nähere Untersuchung des Stinkkalkes, aus dem sie entspringen, wäre nicht ohne Interesse.

Das erste Nachtquartier war im Dorfe Guschtschi, acht Stunden von der Stadt Urmia. Der Ort ist nur von Mahomedanern bewohnt, deren gastfreundlichen Sinn wir nicht rühmen könnten. Man empfing uns mürrisch und mißlaunisch, wollte nicht einmal den Ferman lesen und der Kawaß zeigte hier gegen seine ungastlichen Glaubensgenossen durchaus nicht die Energie, mit welcher er im nestorianischen Dorfe Babari dem unfreundlichen Bewohner Respect vor dem Geleitsbrief und den Befehlen seines Herrn und Meisters eingebläut hatte. Mirza Ali verlegte sich hier wie bei den Kurden mehr auf demüthiges Bitten, vielleicht weil diese affscharische Bevölkerung wirklich viel kurdisches Blut hat und in ihrem Wesen ziemlich finster und hochfahrend ist. Vielleicht mag das Bewußtsein, so nahe dem

Grenzgebirge und den freien Kurdenstämmen zu wohnen den Charakter dieser Leute minder geschmeidig machen, als man ihn sonst wohl unter Persern findet. Auch die persischen Großen und Beamten wagen hier so nahe der Grenze gegen ihre Glaubensgenossen nicht den gleichen Druck zu üben wie anderwärts im Innern des Landes.

Am folgenden Tage setzten wir die Reise dem nordwestlichen Seeufer entlang fort. Das Terrain ist ziemlich felsig und das Ufer höher als an der Nord- und Ostseite, gewöhnlich 3 bis 4' über den Wasserspiegel. Zwischen den Dörfern Guschtschi und Baradeli ließ ich meine Leute halt machen, die Pferde abpacken und weiden. Die geognostischen Verhältnisse dieser Gegend gehören zu den interessantesten, welche ich im Laufe dieser persischen Reise beobachtet habe. Die Granitfelsen, die sich bis zur Höhe von einigen hundert Fuß über dem Niveau des See's emporthürmen, scheinen in ziemlich weiter Ausdehnung bis an die westliche Hauptkette fort zu setzen. Sie sind grellroth gefärbt, zuweilen porphyrartig mit vorwaltendem Feldspath. Allenthalben durchsetzen und überlagern diese Granite die dunkle, dichte Kalkformation, die sie gehoben und mit Vernichtung aller regelmäßigen Schichtung als schroffe mauerartige Felsmassen aufgethürmt haben. Der Einfluß des Granits auf den Kalk ist höchst augenfällig. Da wo der Kalk am fernsten vom Granit zu Tag tritt, ist er dunkel und bituminös. Verfolgt man das Gestein in der Richtung zu den Granitbergen, so zeigt es sich immer heller, ausgebleicht, verbrannt, zuletzt eine Annäherung zur krystallinisch-körnigen Structur. Auch Reibungsconglomerate kommen nicht selten vor und bilden eine eigenthümliche Felsart, die ein mechanisches Gemenge von Kalk und Granit ist.

Das Dorf Gertschin-Kaleh hat seinen Namen von den

Ruinen eines alten Felsschlosses in der Nähe, das sich auf einem steilen Vorgebirge dicht über dem See erhebt. Ich erreichte den Ort noch bei ziemlich früher Tagesstunde und bestieg mit einem Führer den Felsen, auf dessen verschiedenen Terrassen die Reste von Bauwerken stehen, über deren Geschichte uns beglaubigte Kunde fehlt. Ker Porter ist der einzige Reisebeschreiber, welcher 26 Jahre vor mir diesen merkwürdigen Ort besucht und beschrieben hat. Spätere Reisende scheinen sich um diese räthselhaften Ueberreste nicht bekümmert zu haben.

Der steile Kalkfels, der sich in phantastischer Form über dem See aufthürmt und ziemlich weit hinein in seine dunkle Fluth ragt, hängt durch eine schmale Landzunge in dieser Jahreszeit mit dem flachen, sandigen Ufer zusammen und bildet eine Halbinsel, welche später in der nassen Jahreszeit, gleich dem gegenüberliegenden Eilande Schahi am östlichen Ufer, zur eigentlichen Insel wird. Am flachen Theile des Seeufers in der Nähe erblickt man ein weites Bassin, in welches die Eingebornen Seewasser leiten und verdunsten lassen. Das durch den Niederschlag gewonnene Salz dient zum Verbrauch in der Nähe. Als Handelsartikel wird das Seesalz selten exportirt, da man das reiche Steinsalzlager aus der Nähe von Tabris in den fernerliegenden salzbedürftigen Gegenden vorzieht.

Ein schmaler Reitweg führt bis an das Thor des Felsschlosses Gertschin-Kaleh. Die steinerne Wölbung aus Kalksteinen und Trachyt gemauert, welche über dem Eingang sich erhebt, ist noch ziemlich gut gehalten, nur die Thorflügel existiren nicht mehr. Bei der ersten Pforte erblickt man zur Rechten der Wölbung einen ausgemeiselten Kalkstein in Viereckform mit einer verschlungenen persischen Inschrift. Diese Inschrift steht verkehrt und der Stein ist offenbar das Fragment eines andern Gebäudes, wahrscheinlich eines alten Grab-

mals und ward hier später als Baustein eingefügt. Der sorgfältig ausgemeiselte steile Felsweg, welcher zu den Grotten und Cisternen auf den höheren Terrassen führt, scheint früher ziemlich breit und bequem gewesen zu sein. Durch Verwitterung des Gesteins, durch herabgestürzte Felsstücke und Bautrümmer ist er an manchen Stellen so geschmälert und schlecht geworden, daß man nicht ohne einige Schwierigkeit vorwärts dringt. An den schwierigsten Stellen ist der Weg durch später unterlegte Baumstämme verbessert. Nach etwa hundert Schritten an der Westseite gelangt man zu drei sehr schönen in den Kalkfelsen gehauenen Grotten. An den Seiten, wo die Steinwand des Felsens sie nicht völlig deckt, ist über dieselben eine solide gemauerte Decke aufgeführt, welche dem Zahne der Zeit und der Elemente noch lange zu trotzen vermag. Nach der Meinung der Eingebornen dienten diese Grotten lediglich zu Wasserbehältern. Noch jetzt erfüllt dieselben frisches, köstliches Trinkwasser. An den Bauwerken, welche diese Grotten umgeben, scheint zu verschiedenen Epochen gearbeitet worden zu sein. Die älteren Mauern und Decken bestehen aus guten Backsteinen mit trefflichem Mörtel sehr fest zusammen gekittet, während man dicht daneben nachlässig gemauerte Wände sieht. Die Kalksteine des Vorgebirgs selbst sind in formlosen Klumpen über einander geschichtet und mit kothigem Mörtel nach modern persischer Art schlecht zusammengefügt.

Außerhalb dieser Grotten am steilen Rande des Felsabhanges, welcher der Seeseite zugekehrt ist, steht eine schöne Gruppe von hohen Feigenbäumen, welche mit fast reifen Früchten behangen war. Die sie umgebenden Felswände schützen sie gegen die rauhen Nordwinde. Außer dieser Stelle habe ich am Urmiasee nirgends Feigenbäume bemerkt, welche an unbeschützten Orten der strengen Winterkälte schwerlich widerstehen würden.

In einer kleineren ausgemauerten Felsgrotte sieht man viele Leuchter von Blech und kleine Spiegel, welche andächtige Wallfahrer hier aufgehangen. Ein Derwisch, welcher im Geruche der Heiligkeit gestorben, soll im vergangenen Jahrhundert in dieser Felsklause sich aufgehalten haben. Die Bewohner der Gegend segnen noch sein frommes Andenken, obwohl selbst die ältesten Greise ihn nicht mehr gesehen zu haben versichern. Nahe dem Felsgipfel entdeckten wir noch eine vierte Grotte, etwa 30′ tief senkrecht ohne Treppe in den Fels gehauen. Noch etwas höher oben befindet sich eine Grotte in Viereckform von etwa 30′ im Umfang mit einer gewölbten Decke, welche theilweise eingestürzt ist. Auf der Gipfelterrasse, welche von Norden nach Osten sich senkt, sieht man die gänzlich zerfallene Trümmer von eilf kleineren Gebäuden, deren Wände aus schlecht behauenen Klumpen von Kalk, Granit und Syenit bestehen.

Die Aussicht von der Gipfelterrasse herab über den ganzen See und den Halbring der Berge ist ungemein schön. Vier sehr kleine Felseilande tauchen im Norden über dem Wasserspiegel empor. Nach der Aussage unsers Führers fällt in besonders trockenen Jahren das Niveau des See's so, daß auch diese Inseln mit dem festen Lande verbunden sind und zu Halbinseln werden.

Einer Sage zufolge, welche Ker Porter mittheilt, soll Gertschin-Kaleh die feste Schatzkammer des mongolischen Eroberers Hulaku-Chan gewesen sein. Die Dorfbewohner, die ich befragte, selbst der Mollah, wußten weder von einer historischen Quelle noch von einer Tradition.

Am 15. September erreichten wir nach zweistündigem Ritt das äußerste nordwestliche Ende des großen Urmiasee. Die Berge, die sich an verschiedenen Stellen nahe dem Seeufer erheben, bestehen aus Gabbro und Granit. Die Flora ist durch

zahlreiche Salzpflanzen charakterisirt. Auch die Fauna hat manches Eigenthümliche. Besonders Erwähnung verdienen die vielen zierlich gezeichneten Schmetterlinge, worunter die Geschlechter Argynnis und Satyrus in zahlreichen, zum Theil unbeschriebenen Arten repräsentirt sind. Im See schwammen zu Tausenden die kleinen höchst eigenthümlich gestalteten Crustaceen. Das Wetter war fortwährend prächtig, die Hitze aber noch sehr empfindlich. Wir zogen durch die fruchtbare Landschaft Salmas, hielten in Alsaret Mittagruhe und übernachteten im Dorfe Hamsa-Köi nahe dem Städtchen Dilman.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt Choi und nahmen unser Quartier in der Karawanserei. Ein Theil der Bekanntschaften, die wir dort bei unserem ersten Aufenthalte gemacht hatten, stellte sich wieder ein und bat mit der gewöhnlichen bettelhaften persischen Zudringlichkeit um Medicamente. Ich theilte fast den Rest meiner Reiseapotheke aus, in der Hoffnung, dieselbe bei Doctor Buxdorf in Bajasid wieder füllen zu können. Nach dem Preise der Medicamente haben die Perser nicht einmal gefragt. Mirza Ali nahm hier Abschied von uns. Sein täglicher Lohn betrug einen Toman oder persischen Ducaten. Er hatte ein ziemliches Häufchen Goldstücke in meinem Dienste gewonnen, war mit den Strapazen und Gefahren der Reise im Kurdenlande völlig ausgesöhnt und hielt zum Abschied eine lange Rede voll der blumigsten persischen Phrasen und Segenswünsche, vielleicht in der süßen Hoffnung, damit noch einen überzähligen Toman zu gewinnen. Wir beschleunigten unsere Reise von Choi nach der türkischen Grenze und erreichten schon nach dreitägigem Ritt das Dorf Killissa-Kent, wo der persische Grenzcommandant Chul-Chan gegen ein möglichst großes Geschenk sich bereit erkärte, uns sicher über das Gebirge nach Bajasid zu escortiren.

Unter dem Geleite von zwei bewaffneten kurdischen Reitern zogen wir am 17. September über einen der rauhesten Gebirgspfade, die ich je gesehen, nach Bajasid. Eine stärkere Escorte hielt Chul-Chan für unnöthig, ja für bedenklich, weil damit die Aufmerksamkeit und Habsucht der räuberischen Nomadenhorden noch mehr erregt würde. Unsere Führer, welche nicht nur die Gebirgswege sondern auch die nächsten Nomadenstämme auf dem türkischen Gebiet genau kannten, hatten von Chul-Chan geheime Instructionen erhalten, welche nach ihrer spätern Aussage dahin lauteten: daß sie den Kurden unsere schwache Karawane als die Vorläuferin einer größeren europäischen Reisegesellschaft, welche ihr auf dem Fuße folge ankündigen sollten. Die List war auf den Charakter der Kurden gut berechnet. Kleinere Banden sollte die Furcht vor der starken bewaffneten Mannschaft, deren Kommen ihnen angekündigt wurde, abschrecken. Größere Banden sollten damit auf eine bessere Beute vertröstet werden. Unsere wenigen Packpferde waren nicht lockend genug für die Raubsucht der Kurden.

Auf der äußersten Kammhöhe des Gebirges bemerkten wir viele in Trümmer zerfallene Steinhütten, welche nach der Aussage der Führer einst von Armeniern bewohnt gewesen, die sämmtlich auf russisches Gebiet jenseits des Araxes ausgewandert seien. Wir stießen einigemal auf kleine kurdische Lager, deren Heerden noch auf den höchsten Grahten weideten. Die Kurden kamen neugierig aus ihren schwarzen Zelten hervor, riefen unsere Führer an, stellten verschiedene Fragen und ließen uns unangefochten weiter ziehen.

Der große Ararat war auf der Höhe des Gebirges von der Sonne beschienen in der vollen Silberpracht seiner Firne und Gletscher sichtbar. Der gewaltige Berg füllte den ganzen Hintergrund gegen Norden aus. Zu beiden Seiten schlossen die

malerischen Marmorfelsen von Bajasid das Proscenium der wilden Gebirgslandschaft. Bald nach Mittag erreichten wir die Stadt, wo unser Landsmann Doctor Buxdorf uns freundlich bewillkommte.

Mein letzter Aufenthalt in Bajasid und mein Besuch an der unbekannten Südseite des Berges Ararat ist in meinem Werke über das russische Armenien ausführlich geschildert. Ein böses Abenteuer, welches ich bei einer der geognostischen Excursionen in der nächsten Umgebung dieser türkischen Grenzstadt bestand, änderte meinen Reiseplan. Mit knapper Noth entging ich hier dem Mordstahl kurdischer Räuber, indem ich von der anstrengenden Flucht über die steilsten Felsen erschöpft in einer Höhle mich verbarg. Anstrengung und Schrecken hatten mir eine Krankheit zugezogen, welche durch ein falsches Heilverfahren nur gesteigert wurde. In dieser trüben Lage gab ich den Plan auf, durch die Thäler des Murad vorzudringen und von dort aus die unbekannten Gebirgsgegenden im Süden des Wansee's zu bereisen und schlug die Richtung nach Erzerum ein, wo ich in einem so geschwächten Zustande ankam, daß an fernere Wanderungen im Innern Anatoliens bei vorgerückter Jahreszeit nicht zu denken war. Nur langsam erholte ich mich im gastfreundlichen Consulathause Frankreichs von einem hartnäckigen Fieberleiden, welches selbst in der milden Luft des kolchischen Strandes bei Trapezunt mit neuer Stärke mich befiel und noch jahrelang nach meiner Rückkehr in die Heimat aller ärztlichen Kunst spottete.

XV.

Schlußbetrachtungen.

Die neuesten Ereignisse in Persien. Herat, seine Vergangenheit und Gegenwart. Die politische Bedeutung von Khorasan und Herat. Rußlands und Englands Stellung in Centralasien. Ueber die wahrscheinlichen Folgen eines Zusammenstoßes der beiden Großmächte in Asien. Der „russische Ton" — ein Erbstück der Mongolen. Die britische Macht in Indien. Die Zukunft. Die Lage der Dinge im Kaukasus und in Kurdistan.

Seit der Beendigung meiner dreijährigen Reisen im Kaukasus, in Persien und im Kurdenlande haben sich dort Ereignisse zugetragen, welche die politische Lage im Wesentlichen nicht umgestaltet haben, aber auf einzelne Verhältnisse in jenen Ländern nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben sind. Am Schlusse dieser Wanderskizzen werfen wir noch einige Blicke auf die gegenwärtige Lage der Dinge.

Der gichtbrüchige Beherrscher Persiens Mohamed-Schah, der unwürdige Sprößling des hoffnungsreichen Abbas-Mirza, ist auf seinem Throne verfault. Seinem schwächlichen Sohne ist das Scepter in die Hand gefallen, ohne daß die zahlreichen Großoheime, Oheime und Vettern einen ernstlichen Versuch gewagt hätten, ihm diesen Herrscherstab zu entreißen. Die Feigheit der persischen Kronprätendenten ist noch größer als ihre

Ehrlust, wie schon die Ereignisse nach dem Tode Feth-Ali-Schahs gezeigt hatten.

Der junge und neue Schah, welcher im Jahr 1837 als siebenjähriger Kronprinz den Kaiser Nicolaus in Eriwan begrüßt hatte, war von diesem kolossalen Herrscher liebkosend auf dem mächtigen Bein geschaukelt und mit höchst Dero majestätischer Schnurrbartspitze huldreichst gekitzelt worden. Schon im zartesten Alter hatte der persische Thronfolger einen ungeheuern Eindruck von der Moskofmajestät nach seines Vaters Sommerresidenz am Demawent heimgebracht. Auch die Leibhusaren, die Gardekosaken, die eisernen Donnerröhren und der ganze militairische Pomp, der den Zaren bei seinem Besuch in den Ländern jenseits des Kaukasus umgab, sollen dem zarten Iransohn mächtig imponirt und ihn damals schon von ehrlüsternen Plänen in nordwestlicher Richtung für immer curirt haben.

Ehrgeiz und Ruhmsucht sind aber die gewöhnlichen Attribute der Jugend. Selbst auf einen orientalischen Herrscher, den jede Befriedigung der Sinnenlust, frühzeitig geboten, gewöhnlich vorzeitig erschöpft, wirkt die Tradition berühmter Vorgänger verlockend, wenn er im frischen Lebensalter der Zwanziger steht, den Krieg nur auf dem Exercierplatze gesehen, keine Strapatzen gekostet und keine Lorbeeren gepflückt hat. Zudem hat man am persischen Hofe nie vergessen, daß das paradiesische Grenzland am Herirud einstmals zu den kostbarsten Perlen der persischen Krone gehörte. Man haßt das Andenken Nadir-Schahs, weil sein Geschlecht nicht vom Stamme der Kadscharen entsprossen, möchte aber gerne in den Fußstapfen dieses großen Eroberers wandeln, der im verflossenen Jahrhundert Afghanistan erobert und Delhi geplündert hat.

Der Großvezir Hadschi-Mirza-Agassi, der alte wahnwitzige Kanonengießer und Tomansammler, fiel als das erste

Opfer des Thronwechsels. Er dankt es der milder gewordenen Zeit und vielleicht der russischen Fürsprache, daß er durch das Opfer seiner Schätze den grauen schuldbeladenen Kopf gerettet hat. Das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland scheint mit dem Falle des Vezirs, welcher im russischen Interesse das Reich so viele Jahre regiert und geplündert hatte, nicht gestört zu sein. Aber auch das arme Volk hat nichts gewonnen. Denn nach glaubwürdigen Mittheilungen aus Tabris dauern Druck und Raub in unvermindertem Grade fort. Die Statthalterschaften, die Beamtenstellen, der Besitz der Dörfer mit Grund und Habe der armen Bevölkerung werden nach wie vor an die Meistbietenden verkauft. In der Provinz Aserbeidschan namentlich scheinen Erpressung und Schinderei der unglücklichen Bewohner auf eine Weise zugenommen zu haben, welche selbst morgenländische Volksgeduld erschöpfen könnte.

Der Tod des Beherrschers von Herat Jar-Mohamed-Chan, welcher dem blödsinnigen Kamran-Schah noch bei dessen Lebzeiten die Krone vom Haupt gerissen, erneuerte die alten Ansprüche, welche die persischen Dynasten auf jenes Anhängsel von Khorasan zu allen Zeiten erhoben. Ein persisches Heer, dessen Kern jene regulairen Truppen bildeten, welche Oberst D'Arsy, Major Lindsay und Oberst Drouville im Jahre 1819 gebildet hatten, überschritt die Grenze des persischen Khorasan. Wie vielfach auch die Veränderungen, Reformen oder Verschlechterungen sein mögen, welche durch die später angestellten britischen Offiziere und Rathgeber Abbas-Mirza's und in neuester Zeit durch die französischen Exerciermeister Damas, Seminot, Delacroix, Pigeon in diese regulaire Mannschaft gebracht worden, ihre Cadres blieben auch nach der Verabschiedung der Franzosen nothdürftig beisammen. Trotz aller Mangelhaftigkeit der Organisation sind diese

persischen Truppen gegen die noch schlechter geordneten und undisciplinirten Heerhaufen der afghanischen Fürsten in offener Feldschlacht des Sieges sicher.

Finanzverfall, Staatszerrüttung und Lähmung aller Thatkraft scheinen in Kabul und Kandahar noch trostloser zu sein, als in Iran und so wäre der leichte Triumph der Perser erklärlich. Herat, welches gegen die persische Expedition im Jahr 1838 sich lange hartnäckig und siegreich vertheidigt hatte, scheint nach den neuesten Berichten dießmal der kleinen Expeditionsarmee, welche in Meschhed sich gesammelt hatte, fast ohne Widerstand die Thore geöffnet zu haben.

Verwirrung und Rathlosigkeit nach dem Tode des klugen und kräftigen Jar-Mohamed mögen zu diesem Resultat mitgewirkt haben. Nach Conolly's des jüngsten Beobachters Beschreibung ist die Stadt Herat ziemlich gut befestigt. Eine Erdumwallung, die in einem Umkreise von dreiviertel englischen Quadratmeilen um die Häusermasse läuft, ist mit einem Graben umgeben, welcher durch eigene Wasserzuflüsse gefüllt wird. Jedes der fünf Stadtthore ist durch ein Fort vertheidigt; an der Nordseite der Stadt liegt eine starke Citadelle mit einem tiefen Wassergraben umgeben. Nach der Beschreibung zu urtheilen, welche uns der sachverständige Delacroix von dem erbärmlichen Zustand der persischen Artillerie trotz der zahllosen Kanonen, die der alte Hadschi in Teheran gießen und bohren ließ, machte, ist nicht anzunehmen, daß bei einem halbwegs kräftigen Widerstand die in der neuen Belagerungskunst völlig unerfahrnen Perser dießmal glücklicher gewesen wären als im Jahre 1838. Bei der großen politischen Wichtigkeit Herats als eines der kleinen Zwischenstaaten welche dem Zusammenstoß der beiden größten Weltmächte der Gegenwart im Wege liegen, glauben wir dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir einige Einzelheiten zusam-

menstellen, welche uns die Reisebeschreiber dieses Jahrhunderts von Christie bis Conolly über Herat mitgetheilt haben.

Herat ist die Hauptstadt des Staates von gleichem Namen am Ostrande des Iranplateau, schon von Alters her als die „Königsstadt von Khorasan" (Artacoana) oder „der Segensort" berühmt. Alle orientalischen Autoren mit Ausnahme von Abulfeda und Ebn Batuta, zu deren Zeit sie aus dem Aschenhaufen, in welchen sie der Zerstörer Dschengis-Chan verwandelt hatte, noch nicht erstanden war, wetteifern im Ruhme ihrer Pracht und Herrlichkeit. „Khorasan ist die Muschel der Welt und Herat die Perle" sagt ein persisches Sprichwort, welches freilich nach den Begriffen, die wir Europäer von schönen Städten haben, eine arge Uebertreibung enthält. Wie die meisten orientalischen Städte zeigt das Innere ein Labyrinth von engen, schmutzigen, finsteren Gassen und Gäßchen, die oft überbaut nur dunkle Gänge bilden, kleine enge Häuser, die nur ein Morgenländer hübsch und wohnlich finden kann, vier große gedeckte Bazare mit 1200 Buden, in deren Hallen alles Volksleben concentrirt ist.

Auch die gewöhnlichen Accidentien morgenländischer Großstädte, z. B. Misthaufen, stehende Sümpfe, faulende Aeser u. s. w. in den Straßen fehlen nicht in dieser „Perle der Welt," ja nach Conolly's Beschreibung ist Herat noch schmutziger als selbst die schmutzigsten Stadttheile von Konstantinopel, Cairo und Tunis und im Ueberfluß des fünften Elements vielleicht nicht einmal von den polnischen Dörfern, allenfalls nur von den Kosakenstädten Neu-Tscherkask und Jekaderinodar übertroffen.

Aber wie bei den meisten großen Städten des Orients, welche weder einem absonderlichen Zufall noch politischen Gründen noch der Laune baulustiger Herrscher ihre Existenz und Lage

verdanken, wie Rom, Berlin oder Petersburg, sondern der Fruchtbarkeit der sie umgebenden Erde, der Frische des Oasenlandes, deren Mittelpunkte sie in den trockenen Plateaulandschaften einnehmen, so besteht die gepriesene Schönheit Herats gleich wie bei Damaskus, Brussa und Samarkand in der fruchtgesegneten Landschaft, die mit dem üppigsten Kranze einer überreichen, künstlichen Vegetation die große Schmutzstadt umschlingt. Von dieser blühenden Umgebung hat Herat bei den Persern auch den Namen der „Stadt mit hunderttausend Gärten" erhalten.

Das weite Thal, vom Fluß Herirud durchströmt, der sich im Sande der Turkomanenwüste verliert, ohne daß ein Tropfen von ihm das Meer erreicht, ist mit den herrlichsten Frucht- und Blumengärten, Weinbergen, Kornfeldern und Dorfschaften, einer grünen Erde voll von Buchen, Quellen und sprudelnden Fontainen bedeckt, deren Wasser nach der Meinung der Morgenländer an Frische, Kühle und stärkender Labung alle Wasser Asiens, mit Ausnahme der Quellen von Kaschmir übertrifft. Das Klima ist frühlingsartig; nur die Obstarten der kühleren Zonen kommen hier vor. Die Fruchtbäume der wärmeren Himmelsstriche: Orange, Citrone, Zuckerrohr, Palme, fehlen. Conolly erzählt von einem seltsamen Brauche der Bewohner, Obst zu genießen. Statt die Früchte auf dem Markt zu kaufen, werden sie frisch von den Bäumen gegessen. Zu diesem Zweck wird jeder Besucher eines Gartens beim Ein- und Austritt gewogen und muß die Differenz des Gewichts bezahlen.

Die herrlichen Bauwerke, welche nach der Beschreibung der alten orientalischen Schriftsteller einstmals die Königsstadt Herat schmückten, sind theils vom Erdboden verschwunden, theils in Ruinen zerfallen. Die historischen Katastrophen, die grausigen Verheerungen unter mongolischen und persischen Eroberern haben

die Stadt zu verschiedenen Zeiten in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus welchem sie am Ende immer wieder phönixartig erstanden ist, weil der nie versiegende Segen, welchen die Natur in die fruchtstrotzende Erde senkte, neue Bewohner, Pflanzer und Ackerleute und die Lage an dem großen Wege der Passage zwischen Persien und Indien Handelsleute herbeizog. Der Königsgarten von Herat — Bagh-Schahi wie ihn Hammer nennt — galt einst im Morgenlande als ein Wunder der Welt. Heute liegt er mit seinen Palästen in Ruinen, wie die neueren Reisenden Kinneir, Conolly und Fraser übereinstimmend berichten. Höchst großartig selbst in ihrem äußersten Verfall sind bei Herat die Ruinen von Mussalah „des Ortes der Andacht" von einem der Timuriden erbaut, zur Aufnahme der Reliquien des Iman Reza, deren Bau aber nicht vollendet wurde, weil in Folge von Disputationen und Streitigkeiten die Gebeine dieses Heiligen nach Mesched gebracht wurden. Conolly fand den Baustyl in Herat grandioser als in Mesched. Er schildert große Colonnaden mit Mosaiken in weißen Quarztafeln und bunten gebrannten Ziegeln ausgeführt, die beim Eintritt ein hohes Domgewölbe zieren, mit Resten von einer Menge von Bögen, Säulen und von zwanzig Minarets umgeben. Das höchste von diesen mit 140 Stufen bestieg er und genoß von dessen Höhe eines herrlichen Blicks über das weitumher liegende Garten- und Culturland, welches ihn an die blühendsten Gegenden Italiens erinnerte.

Von den Producten seines Bodens versendet Herat hauptsächlich Saffran, Asafoetida, Pistaziennüsse, Mastix, Manna, einen eigenthümlichen gelben Farbestoff Ispiruk und einen Gummi Birzund genannt, besonders viel getrocknetes Obst und Pferde nach Indien. Seide wird in der Nachbarschaft viel gewonnen doch nicht hinreichend zur Ausfuhr. Die Eisen- und

Bleigruben könnten reichlicher Ausbeute liefern, sind aber schlecht bewirthschaftet, wie Kamran-Schah dem Dr. Gérard selbst gestand. Nach Fraser sollen hier vortreffliche Schwertklingen gearbeitet werden. Timur hatte eine Colonie von Waffenschmieden aus Damaskus nach Herat versetzt. Conolly rühmt unter den Fabrikaten Herats die seidenen und wollenen Teppiche, welche zu den verschiedensten Preisen von 10 bis 1000 Rupien das Stück in allen Größen und mit den prachtvollsten Farben gefertigt werden. Die kostbarsten werden nur selten bestellt, da der Landtransport noch immer zu unsicher für solche Waaren ist.

Herat gilt für die eigentliche Capitale des hohen Tafellandes Khorasan, obwohl es eigentlich an der Vorderstufe dieser großen Bergfeste des „Schwertes von Persien" gelegen ist. Bestimmte politische Grenzen hat Khorasan nie gehabt. Durch seine Configuration und Weltstellung aber hat es seit alten Zeiten einen eigenthümlichen Einfluß auf die Geschichte Vorderasiens geübt.

Lange vor Dschengis-Chan hat der mongolische Fabelheld Oghus-Chan auf diese „Nordburg von Iran" (wie unser Carl Ritter dieses Land bezeichnend nennt) seine ersten Streiche gerichtet und sich der Hauptstadt bemächtigt. Später gab der fürchterliche Weltverwüster Dschengis-Chan seinen Söhnen als Probestück die Eroberung und Behauptung von Khorasan auf, ehe seine Reiterheere sich wie Heuschreckenheerden gefräßig und verwüstend auf das unglückliche Iran stürzten, dessen schwache Herrscher dem Andrang der begeisterten mongolischen Wüstensöhne nicht zu widerstehen vermochten. Solche geschichtliche Trauerspiele, die mit Schutthaufen und Schädelpyramiden endigten, haben sich in späteren Jahrhunderten wiederholt, am schauerlichsten unter Hulaku-Chan und Timur. Die Timuriden nannten Khorasan die „Brust von Iran," gegen die zuerst anzustürmen war.

Im letzten Jahrhundert ging Nadir-Schah, der größte persische Eroberer seit den Tagen des Cyrus und Xerxes aus Khorasan hervor, das seine eigentliche Heimat war, obwohl der affscharische Stamm, dem er entsprossen, am zahlreichsten die westpersische Provinz Aserbeidschan bewohnt. Mit den Kriegern Khorasans vornehmlich hat dieser „Sohn des Schwertes" — wie er sich selber nannte, Türken, Afghanen und Indier geschlagen, gegen die streitbaren Stämme des östlichen Kaukasus einen blutigen Würgekrieg geführt, die Throne am Indus und Ganges gestürzt und den Großmogul in dessen eigener Residenz aufgesucht. Am Ende erreichte auch diesen ehrsüchtigen Herrscher das tragische Ende so vieler persischer Könige vor ihm.

Feth-Ali-Schah hat das wichtige Grenzland durch wiederholte Expeditionen der Kadscharendynastie zu unterwerfen und gegen Afghanen, Usbeken und Turkomanen zu behaupten versucht, deren Raubzügen die Tafelländer südwestlich vom Paropamisus unablässig ausgesetzt sind. Als der kühne britische Reisende Alexander Burnes im Jahr 1832 von Bochara her durch Khorasan zog, fand er den persischen Kronprinzen Abbas-Mirza in Mesched als Statthalter dieser Provinz, die er mit Hülfe seiner auf europäischem Fuße organisirten und disciplinirten Truppen wieder erobert hatte und gegen die Ueberfälle seiner Nachbarn zu schützen suchte. Bis nach Herat hatte er sich nicht gewagt, vielleicht aus Furcht vor der Afghanenmacht in Kabul und Kandahar, die damals in Centralasien mehr gefürchtet war als der schwache Herrscher von Teheran. Zwei Jahrhunderte hatten die Perser Herat in unbestrittenem Besitz (von 1508 bis 1715). Mit dem Entstehen des neuen Afghanenreiches fiel es an dasselbe zurück. Die Besetzung Herats durch Nadir-Schah war von kurzer Dauer. Nach der Zerstückelung des Afghanenreiches bemächtigte sich Kamran,

einer der Kronprätendenten vom Duranistamm, der Stadt und ihres Gebietes. Gegen ihn wurde im Jahr 1838 von persischer Seite jene bekannte Expedition unternommen, welche England mißrathen und Rußland gebilligt zu haben scheint. Der russische Gesandte hatte damals das persische Heer bis unter die Mauern von Herat begleitet, während der Gesandte Englands und die britischen Heeresinstructoren Persien verließen.

Herat ist eine der wichtigsten Stationen der Etappenstraße zwischen Iran und Hindostan, wo eine friedlich wandernde Handelskarawane wie eine erobernde Armee in einer fruchtgesegneten Landschaft Proviant und Ruhe findet. Als ein Hauptglied jener Kette von Oasenstädten und Wüstenmärkten welche den Verkehr zwischen Vorder- und Hinterasien vermitteln zog die Stadt und Landschaft am Herirud seit einer Reihe von Jahrhunderten die gierigen Griffe mongolischer, persischer und afghanischer Eroberer an. Der directe Weg von Herat nach Kabul durch die Paropamisuspässe und das Land der wilden Eimak- und Hezarehstämme ist nur für kleinere Abtheilungen zugänglich und der als Heerführer wie als Schriftsteller bekannte Sultan-Baber, der diesen Weg einmal zurückgelegt, hat uns eine schauerliche Beschreibung von den überstandenen Mühen und Gefahren hinterlassen. Die große sogenannte Königsstraße von Persien über Herat, Kandahar, Ghasna nach Kabul in einer Längenausdehnung von 85 geographischen Meilen, bietet einer Armee nirgends Schwierigkeiten dar. Eine Karawane legt in gewöhnlichem Marsche die Reise von Herat nach Kabul in 30 bis 40 Tagen, eine Reitertruppe in eilftägigen Eilmärschen zurück.

Stationen und Wasserstellen finden sich hier überall; menschliche Wohnungen sind selten und jene großen Städte, die Residenzen kleiner Fürsten oder Statthalter, liegen in weiten Intervallen auseinander und gleichen mit dem blühenden Anbau ihrer

Umgebungen den Oasen der Sahara. Aller Handel, aller Verkehr haben sich hier von jeher concentrirt und wenn derselbe auch nicht mehr die Blüthe hat wie vor der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung und selbst noch zur Zeit Abbas des Großen, so ist er doch für den zahlreichen Stand der wandernden Handelsleute und Karawanenführer noch gewinnbringend genug, um allen Gefahren, denen man dort durch die Nachbarschaft der Raubhorden der verschiedensten Stämme ausgesetzt ist, zu trotzen.

Vor der Entdeckung der Wasserwege und der Weltschifffahrt galten Kabul und Kandahar bei den Orientalen als die Thore Indiens und die Königsstraße als der einzige Thorweg, in deren Besitz sich jeder Eroberer setzen mußte bevor er an den Weiterzug nach den productenreichen Ländern am Indus und Ganges denken konnte. Bei allen Wechseln der Monarchien ist doch der Karawanenhandel dieser Länder derselben Passage seit undenklichen Zeiten treu geblieben und so war die Königsstraße von jeher auch der Sammelplatz aller Raubvölker und ihrer Führer. Als hervorragender Häuptling unter denselben wurde in neuester Zeit der Beludschenfürst Schehan-Chan genannt, welcher der Schrecken des Landes wie der Karawanen war.

Wenn die Machtverhältnisse noch dieselben wie vor einem Jahrhundert wären, hätte Herats Schicksal für Europa geringe Wichtigkeit und selbst unseren Politikern von Profession dürfte es ganz gleichgültig sein, ob sich dieser Etappenstaat in der Planetenbahn von Teheran oder Kabul dreht, ob sein Fürst selbstständig oder nur ein Satrap des mächtigern Nachbarkönigs ist. Die politische Weltströmung im alten Continent, welche von den Heereszügen des Xerxes an bis auf die des Paskewitsch-Eriwanski die überfluthende Gewalt öfters in entgegengesetzter Richtung wechselte, ist jetzt an den beiden äußersten

Enden des asiatischen Continents durch die Riesendämme zweier Weltmächte aufgestaut. Die fluthende Kraft im Innern ist verloren gegangen und ihre verkürzten Wellenschläge kämpfen heute ohnmächtig gegen die Stagnation des Elements.

Wie kleinlich und wie langweilig sind gegenwärtig die kriegerischen Unternehmungen der asiatischen Fürsten, denen ohne Ausnahme das Brandmal der politischen Impotenz auf die Stirne gezeichnet ist. Dem Amir von Bochara ist heute ein Feldzug gegen den armen Chan von Khokant ein schwierigeres Unternehmen als seinem Vorfahren Tamerlan die Eroberung der halben Erde. Die Nachfolger der großen Weltstürmer aus der hohen Tartarei sind heute zu recht winzigen Proportionen zusammengeschrumpft und jene Kriegsorcane, die von den Tagen der hunnischen Gottesgeißel bis auf den eisernen Timur von der „Heimat der braunen Hirtenstämme" herab den Erdball erschütterten, sie haben vielleicht aus dem allerletzten Loch gepfiffen oder müssen sich gedulden bis es einem Aeolus an der Newa vielleicht gefallen wird die mongolischen Schläuche wieder einmal gegen die europäische Civilisation zu öffnen.

Tamerlans Prachtresidenz ist heute ein verfallener Ort und die mongolischen Stammerben eines Dschengis und Hulaku sind auf das elende Metier von Weglagerern und Roßdieben reducirt. Der ephemere Machtglanz des Afghanenreichs aus dem vergangenen Jahrhundert ist wie ein Mährchen zerstoben und das stolze Kabul kennt die Stärke und das Rachegericht der indisch-britischen Macht. Das morsche Persien krümmt demüthig den Nacken unter den Flügelschlägen seines Nachbarn am Araxes, der ihm auf dem Fleische sitzt wie der Riesenvampyr auf der verblutenden Antilope. Diese ergibt sich in ihr Schicksal im Bewußtsein ihrer Ohnmacht und wehrt sich nicht einmal gegen den un-

heimlichen Nachtvogel, der ihr so gemächlich das Blut aus der offenen Wunde saugt.

England hat seit der fatalen Erfahrung in Afghanistan auf den Versuch verzichtet, seine indische Herrschaft über die natürliche Doppelgrenze des Indus und der Solimankette auszudehnen. Mit dem Rückzug der Engländer von Kabul ist die mögliche Ausdehnung des britisch-indischen Reiches in der nordwestlichen Richtung bestimmt gezeichnet. Es war der größte Fehler der asiatischen Politik Englands, daß es jemals mit seinen Heeren die Keiberpässe überschritt. Die Unterwerfung der streitbaren mahomedanischen Völker Centralasiens bedürfte eines ganz anderen Machtaufwandes als die der sanften, friedlichen und träumerischen Brahmanenvölker am Ganges, welche das Joch der fremden Eroberer wie eine Schicksalsbürde tragen, während jene nie eine günstige Gelegenheit vorübergehen lassen würden, das Joch abzuschütteln. Die Vortheile einer Gebietsausdehnung bis jenseits des Hindu-Kusch oder der Solimankette konnten nimmer die schweren Opfer einer Behauptung jener Länder aufwiegen. Je weiter sich die Engländer in Indien von der Meeresküste entfernen, desto mehr schwindet nothwendig ihre Kraft. In der Capcolonie macht England in der neuesten Zeit die gleiche Erfahrung. Ein abenteuerliches Vordringen in die moslemischen Hochländer Innerasiens durfte am wenigsten ein Staat wagen, dessen Machtschwerpunkt nicht auf dem festen Lande ruht. England hat nicht Heere von Hunderttausenden halbwilder Gebirgs- und Steppenkrieger aufzubieten wie Rußland. Als die königlichen Rothröcke und die braunen Sipahis sich in den Solimanbergen unter harten Kämpfen zu todt schwitzten, hätten sie ein Hülfscorps von schlanken Abchasen und schnellfüßigen Suannten mehr gesegnet als Albions gesammte schwimmende Holzburgen, welche ihnen in jener Situation so

wenig nützen konnten als sämmtliche Haifische des Oceans dem Hunde in seinem Kampfe mit dem Steinbock.

Wer die Verhältnisse und die Hülfsquellen der beiden rivalisirenden Großmächte, die Stellung ihrer Reiche in Asien und die Lage der kleineren Staaten zwischen beiden richtig erkennt, dem kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß bei einem Zusammenstoß, der früher oder später unvermeidlich ist, die Chancen des Sieges entschieden mehr auf Seite Rußlands sich neigen. England ist in Indien durch die Natur der Dinge auf die Behauptung seines Besitzes, auf die Defensive angewiesen. Es hat in den Ländern von den Mündungen des Ganges bis zu den Thälern von Kaschmir den schönsten Theil des asiatischen Continents in seiner Gewalt. Was es jenseits der Solimanberge bei einer turbulenten und fanatischen Bevölkerung in gebirgigen productenarmen Ländern findet, kann seine Vergrößerungssucht nicht reizen. Ein Herrscher von Indien, welcher jenseits der Keiberpässe Eroberungen nachjagt, kann durch politische Gründe zur Deckung seiner Reichsgrenze dazu vermocht werden, nimmer aber wird ihn die Aussicht des Gewinnes und der Beute verlocken. Alle großen Eroberer vom macedonischen Alexander bis auf den persischen Nadir-Schah sind in südlicher Richtung gezogen.

Rußland hat mit ungeheueren Opfern, mit gewaltiger Anspannung seiner Kriegskraft und merkwürdiger Ausdauer den gebirgigen Isthmus, welcher das schwarze Meer vom Caspiasee trennt, zu erobern und zu behaupten versucht. Es hat in einer dreifachen Linie militairischer Posten seine Verbindung mit den Provinzen am Rion, Kur und Araxes gesichert, in beiden Binnenmeeren Werften und Kriegshäfen gebaut und seine Flagge zur alleinherrschenden gemacht. Für diesen Aufwand von Opfern, welchen der dauernde Kriegszustand im Innern des Kaukasus

auf einer unnatürlichen Höhe erhält, sind die bis jetzt dem russischen Scepter unterworfenen transkaukasischen Länder kein hinreichendes Aequivalent. Um die Vortheile des Besitzthumes mit der zur Behauptung desselben nothwendigen Anstrengung in ein richtiges Gleichgewicht zu bringen, ist Rußland durch den Drang des staatlichen Bedürfnisses auf neuen Länderzuwachs in Asien, auf die Eroberung besser rentirender Provinzen und reicher Colonien, welche ihre Südproducte gegen seine nordischen Erzeugnisse austauschen, angewiesen. Es hat sich mit empfindlichen Kosten in den Besitz der Durchgangspforten zwischen Europa und Asia gesetzt. Das ganze Unternehmen wäre sinnlos und für die Finanzen Rußlands verderblich, wenn es diese Opfer nur gebracht hätte, um an dem Eingange von Centralasien stille zu stehen, wenn es sich hier mit der bloßen Perspective der reichen und gesegneten Länder im Süden begnügen würde, zu welchen es sich seit einem halben Jahrhundert mit unermeßlichem Aufwand seiner Kräfte den Weg gebahnt.

Die schwache zerrüttete Persermacht kann zur Abtretung von Gilan, Masenderan und Aserbeidschan gezwungen werden, sobald es einem ehrgeizigen russischen Herrscher gelüstet, sein Reich bis an den Kizil-Ozen und bis an die Alburskette nordwärts von Teheran auszudehnen. Peter der Große hatte einen Theil dieser Länder bereits besessen. Der russische und grusinische Adel in Tiflis schmollt noch heute dem Kaiser Nicolaus wegen der unzeitigen Mäßigung, die er bei seinem Friedensschluß mit dem Hofe von Teheran gezeigt. Man konnte in Tiflis, wo ein Generalstatthalter mit unbeschränkter Gewalt die Person des Kaisers vertrat, die Räumung von Tabris und der fruchtbaren Gegenden am Urmiasee, welche Paskewitschs siegreicher Degen erobert hatte, die Zurückgabe einer Provinz, welche dem Handel und der Industrie Rußlands den

gewinnreichsten Markt öffnete, das Preisgeben der Interessen Transkaukasiens, das Zurückstoßen der flehenden Hände jener Christenvölker am Urmiasee, die Verzichtleistung auf den schönen Küstenstrich im Süden des kaspischen Meeres, dessen Besitz der russischen Schifffahrt vom höchsten Nutzen wäre — man konnte diese höchst uneigennützige Politik, welche nach einem so glücklich geführten Krieg mit geringem Länderzuwachs und sehr mäßiger Geldentschädigung sich begnügte, nicht begreifen. Jene Politiker, welche in allen Handlungen der Petersburger Cabinetspolitik stets das Resultat der weisesten Entschlüsse, der feinsten Berechnung und des schärfsten Zukunftsblickes bewundern zu müssen glauben, wollten diese auffallende uneigennützige Mäßigung nicht durch den Mangel an Ehrgeiz und Ruhmesdurst auf dem Newathrone, nicht durch eine dort vorwaltende bornirte Ansicht von der russischen Weltmachtstellung und der nothwendig activen Rolle Rußlands in Asien, sondern durch die tiefsten staatsmännischen Motive erklären.

Rußland hat zur Ausbreitung seiner Herrschaft in Asien die Wahl zweier Wege. Es kann die südlichen Grenzländer erobern, sie seinem ungeheueren Gebietskörper direct einverleiben, die neuen Provinzen in russische Formen zwängen, die Völker in russischer Manier beherrschen, discipliniren, an regelmäßige Steuern und Recrutirung gewöhnen und nach jedem Jahrzehent die Süd- und Ostgrenzmarken bis zum nächsten Flußgebiet oder Gebirgssystem vorwärts rücken. Auf diese Weise kann es die Tartaren, Kurden, Iranbewohner, Afghanen und alle seßhaften oder nomadisirenden Mischlingsvölker zu beiden Seiten der großen Karawanenstraße zwischen Tabris und Kabul zu unterwürfigen, stabilwohnenden und steuerzahlenden Ackerleuten verwandeln oder sie in besoldete und dienstthuende Kriegerhorden einregimentriren, sie in mahomedanische Kosa-

ken verwandeln, welche zur Bändigung und Disciplinirung ihrer Nachbarstämme die Rolle der zahmen Elephanten gegen die wilden spielen würden.

In dieser Art und mit solchen Mitteln hat Rußland die einst so gefürchteten Kosaken der Ukraine, des Don und des Ural sich dienstbar gemacht, auch auf die Nogaier, Baskiren, Kalmücken, Kirgisen und die meisten ehedem wandernden Steppenvölker Sibiriens seine militairische Dressur ausgedehnt, sie ihrer vagabundirenden Lebensweise gewaltsam entwöhnt. Es gibt jetzt nicht weniger als 32 orenburgsche und sibirische Kosakenregimenter, welche großentheils aus Völkern zusammengesetzt sind, die von der russischen Sprache nur die militairischen Commandowörter verstehen. Mit Inbegriff seiner Militaircolonien kann Rußland eine Cavalleriemasse von 435,000 Reitern aufbieten, welche ziemlich gut disciplinirt und dressirt, auch in hohem Grade mobil sind und jeden Augenblick bereit wären, auf den Commandoruf des Herrschers an der Newa sich in jede Weltrichtung kämpfend und erobernd zu stürzen. In einer geordneten Feldschlacht Europa's würden diese Reitermassen sicherlich nicht die Thaten König Joachims des „schönen Einhauers" wiederholen, aber in den Steppenländern Hochasiens wären sie trefflich geeignet über die wilden nicht unterworfenen Völker die Schlinge zu werfen, sie zusammenzutreiben und zu bändigen wie der Tabunschick seine wilden Pferde. Von der Lena bis zum Araxes starren heute die Phalangen dieser lanzenbewaffneten Centauren, deren Stärke die militairische Disciplin verzehnfacht hat und die unter einem Führer welcher ihren Geist erkennt, die mongolischen Wundergeschichten aus dem Mittelalter wenigstens in Asien jeden Augenblick erneuern könnten.

Bei einem System der mähligen Ausdehnung gegen Centralasien würde ein Jahrhundert und bei einem entschiedenen Er-

oberungssysteme, bei einer Anspannung aller gewaltigen militairischen und finanziellen Ressourcen, welche Rußland heute mehr für westliche Pläne vergeudet, ein halbes Jahrhundert genügen, die Grenzmarken des großen Reiches bis an die Thore des Pendschab vorzuschieben und die russische Adlerfahne auf die Höhen des Hindu-Kusch zu pflanzen. Jenes System mag einem Herrscher besser gefallen, welcher mehr für die Machtvergrößerung seiner Thronfolger als für seine eigene baut, den in den Nebellüften des Ladogasee's, in den Granitsälen seines Winterpalastes nicht der Hauch südlicher Lüfte reizt, der seinen aufmerksamen Blick und seine Herrschersorgen mehr dem Westen zukehrt, dem mehr daran zu liegen scheint, die Freiheitsideen des Abendlandes von seinen Grenzen zu verjagen und die Demokraten am Rhein niederzuwerfen, als den Helden und Herrn im Morgenlande zu spielen, als das Erbe des großen Mogul in Besitz zu nehmen und als Revanche für Lord Palmerstons verwegene Propagandapolitik die Rothröcke in das indische Meer zu schleudern.

Aber die Herrscher, ihre Neigungen und Gedankenrichtungen sind vorübergehend und vergänglich wie alle guten und schlimmen Erscheinungen dieser Welt. Ein Nachfolger des Kaisers Nicolaus kann Rußlands providentielle Rolle in Europa und Asia anders auffassen, kann die westlichen Ideen jenseits seiner Grenzen gähren und schäumen lassen, so viel sie vermögen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, kann seine kriegerischen Gelüste lieber dem Indus und Ganges, als dem Rhein und der Seine zukehren. Hat doch Rußland außer jenem Systeme der successiven Unterwerfung und Einverleibung der morschen Staaten zwischen dem Araxes und Indus noch die Wahl eines andern Weges, welcher auf die Phantasie eines jugendlichen, feurigen, ruhmdürstenden Herrschers sirenenartig wirken könnte.

Dienstbare Zwischen- und Kleinstaaten und gehorsame Vasallen an der asiatischen Königsstraße zu dulden oder zu schaffen, wäre vielleicht dem Staatsinteresse Rußlands und seinen fernsichtigen gigantischen Planen ersprießlicher als unmittelbare Unterwerfung und Einverleibung. Jeder neue Feldzug in südlicher Richtung unternommen, würde den Dynasten Persiens und Afghanistans die Waffenüberlegenheit Rußlands offenbaren und sie zwingen, um die Protection und Freundschaft einer Macht zu buhlen, von deren Großmuth ihre Existenz abhängt. Rußlands starkes Schutz- und Trutzschwert in den Händen eines begabten Führers wie Jermoloff oder Zizianoff im Bunde mit jener slavischen Diplomatenlist und Feinheit und unterstützt von dem klingenden Zaubermittel, welches die russischen Agenten von Schaffiroff bis auf Titoff so meisterhaft zu verwenden wußten — diese im Orient allgewaltigen Mächte würden den Russen noch ungleich schneller den Weg nach der Grenze Indiens bahnen als der Versuch einer Eroberung und directen Beherrschung der Zwischenländer. Der schwache Schah würde, um seinen Thron zu retten, vielleicht auch in der Hoffnung, aus dem Bunde mit dem starken Protector selbstsüchtigen Gewinn zu ziehen, einer russischen Armee den Marsch nach Indien durch persisches Gebiet nicht verwehren, ja selbst ein eigenes Hülfscorps bei diesem Unternehmen betheiligen, wenn der Zar ihm diese Forderung mit dem Schwerte in der Hand stellte. In ähnlicher Lage sind auch die afghanischen Fürsten in Kandahar und Kabul. Zu schwach, dem russischen Koloß den Weg zu verrennen, würden sie zweifelsohne lieber an seiner Seite gehen wollen, als von ihm niedergetreten werden. Im Falle ihres Widerstrebens aber würde die erste Demüthigung durch russische Waffenübermacht hinreichen, sie in eben so gehorsame Vasallen zu verwandeln wie die Fürsten Transkaukasiens, wie Michael Bey

von Abchasien und den David Dadian von Mingrelien. Bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen in Asien wären die vorbereitenden Kriegsunternehmungen weniger Jahre genügend, einer russischen Invasion den Weg nach Indien zu bahnen, wo dann das Kriegsglück zwischen den beiden Weltmächten entscheiden würde.

Alle Kenner der russischen Verhältnisse stimmen darin überein, daß in die Hände des Kaisers Nicolaus, welchem Rußland die Festigung und Ausdehnung seiner militairischen Organisation verdankt, eine Gewalt gelegt ist, wie sie vor ihm kein Souverain irgend eines Staates, irgend einer Zeit besessen. Die Geschichte liefert kein zweites Beispiel eines Reiches von solcher Ausdehnung, wo alle Hülfsquellen der Wissenschaft und der mechanischen Künste Europa's in furchtbarem Bunde mit dem mongolischen Geiste der unbeschränktesten Völkerhingebung und der Vergötterung des Herrschers einem einzigen Willen blindlings folgen, wo alle Federn der Riesenmaschine dem Drucke einer einzigen Hand gehorchen und alle Räder auf dem ungeheueren Raume in der Richtung sich schwingen, die ihnen diese Hand vorschreibt. Der englische Verfasser der „Enthüllungen über Rußland," welcher tiefere Blicke in die Zustände dieses Reiches geworfen als irgend ein anderer Beobachter vor ihm, bemerkt: daß die Machtelemente eines Sesostris und Xerxes, eines Attila und Timur lange nicht jenen gleichkommen, über welche heute der Kaiser Nicolaus verfügt. Der Marquis Custine meint, daß der Padischa in Stambul, der Kaiser in Peking und der Kubo in Japan lange nicht die gleiche unbeschränkte Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen haben als der russische Zar. Fünfzig Millionen seiner Unterthanen verehren ihn als den „Stellvertreter Gottes auf Erden," wie ihn das russische Gebet nennt. Keine Schranke steht seiner

Gewalt im Wege, nicht einmal die öffentliche Meinung in einem Lande, wo solche nicht existiren kann, auch nicht der russische Adel, dessen Macht längst gebrochen ist. Der Leibeigene betet den Kaiser mit demselben Grade von Ehrfurcht und Liebe an als er seinen Gutsherrn in der Regel haßt. Ein Adelsaufstand in Rußland würde auch ohne militairische Intervention dasselbe Ende finden wie die polnische Adelsbewegung in Galizien im J. 1846. Wenn daher morgen einem ehrgeizigen Herrscher auf dem Newathrone in den Sinn käme, von seinem Volke die äußersten Opfer zu fordern, um das glänzende Erbe von Byzanz in Besitz zu nehmen oder die lockenden Wunderländer am Ganges zu erobern, würde der Adel aus Furcht und Wohldienerei, der Bauer aus begeisterter Hingebung für seinen Kaiser und alle Stände aus gemeinschaftlichem Patriotismus, den die Slaven als jugendlichere Völker in ganz anderer Wärme besitzen als Deutsche und Romanen, bereit sein, der Ausführung der großartigen Plane ihres Kaisers den letzten Rubel und den letzten Blutstropfen zum Opfer zu bringen.

„L'empire du monde est dévolu désormais non pas aux peuples turbulents, mais aux peuples patients.“ Ein geistreicher Legitimist Frankreichs, der die Mehrzahl der Völker Europa's auf ihren verschiedenen Culturstufen kennen lernte, hat diese Weissagung in Moskau ausgesprochen, inmitten des Grauens, das ihm der Anblick einer grenzenlosen Herrschergewalt und eines von Sclavensinn trunkenen Volkes einflößte (d'un peuple ivre d'esclavage). Den strengen Monarchisten, den Mann von vielen Ahnen entsetzten dort die äußersten Consequenzen des absolut-monarchischen Princips, die Stimmung der Gemüther wie die schauerliche Schicksalsbestimmung eines Volkes, dem eine nebelumflorte Nordsonne Licht und Freude versagt und dessen Gefühle im Entstehen hinsinken wie der fahle Glanz ihres

matten Sternenhimmels. Nur zu Invasionen, nur zur Vollziehung der Strafgerichte Gottes, meinte dieser Legitimist, seien jene Völker berufen, um in gewissen Zeiträumen die Geißel des Weltrichters zu schwingen und mit ihrer unverwitterten Barbarenkraft die durch Sonne und Leidenschaften versengten und durch eine weichliche Cultur entarteten südlichen Racen wieder aufzufrischen.

Aehnliche Ansichten über diese Weltbestimmung des Nordens und Nordostens hat der Panslavist Mickiewicz laut werden lassen und im Hinblick auf die ungeheueren Kräfte, die in jener Weltrichtung schlummern, das civilisirte Abendland gewarnt: daß es noch nicht Zeit sei, den Degen zur Pflugschar umzuschmieden und die Casernen in Arbeitshäuser und fromme Stiftungen zu verwandeln. Das Geheimmittel, das nach seiner Ansicht in Rußland den staatlichen Koloß und alle militairischen und administrativen Wunder hervorbrachte, war der sogenannte „russische Ton," d. h. der Schrecken, den die Dynastie Romanzoff einführte und der das harte finnische (großrussische) Element zermalmte und mit dem kleinrussischen vermengte, den Moskowiter mit dem Kosaken verschmolz, die wilden Steppenvölker bändigte, Tartaren und Mongolen, deren Häuptlingen einst die Großfürsten in Moskau die Hand geküßt, zu stummen und getreuen Unterthanen machte und jenes unermeßliche Reich in Asien, welches der Kosakenhetman Jermak dem moskowitischen Großfürstenthum eroberte, in eine höchst nützliche Staatsanstalt halb Caserne halb Gefängniß verwandelte. Die Weihe dieses Schreckensystems gab Peter der Große seinem nach deutschem Muster organisirten und nach seiner eigenen Erfindung disciplinirten Heere, aber die Geheimlehre desselben hatte sich auf ihn von seinen Vorgängern vererbt und diese sollen sie, nach der Meinung slavischer Geschichtschreiber, den Mongolen und ihren fürchterlichen Herrschern abgelauscht haben.

Als Dschengis-Chan – schreibt der slavische Historiker, dessen Anschauungen wir hier folgen — nach vielen Tagen und Nächten, welche er in Fasten und Gebet und in der Berathung mit Geistern zugebracht, von den Steppen Hochasiens herabstieg, um seine Mission zu erfüllen, erklärte er sich zur Rache des Himmels bestimmt und ließ das gräßliche tartarische „Halla" ertönen, vor welchem zwei Welttheile zitterten. Man weiß aus der Geschichte seiner Invasionen, welch Grausen dazumal alle Gemüther befiel. Man kann sagen, daß der mongolische Ton eine unerklärliche Wirkung hatte, die den Gegnern alle Fassung und Kraft benahm, sie in eine gewisse Erstarrung versetzte. Die Waffen entsanken den Händen der Krieger, die Fürsten flüchteten weit weg, um nicht das tartarische Kampfgeheul zu hören. Die moskowitischen Großfürsten, lange unter das Mongolenjoch gebeugt, lernten ihnen zuletzt diesen Ton ab und als sie dann selber: „Halla" riefen, da erbebten zuerst das Fürstenthum und das Volk von Moskwa, dann die Nachbarlande. Das ist, was die slavischen Schriftsteller den „russischen Ton" nennen und in den das Mysterium der russischen Macht gebannt liegen soll.

Iwan Wassiljewitsch der Schreckliche berühmten und in Rußland gesegneten Angedenkens verstand es bereits diesen Ton in einer früher nur von den Mongolenfürsten gekannten Virtuosität zu spielen. Daher glückte ihm auch alles, daher war er auch einer der Schöpfer der russischen Größe und konnte Thaten vollführen, welche ein Batu-Chan, ein Tamerlan, ein Murad nicht wagten und ein Claudius und Nero nicht träumten. Iwan hatte in seinem sogenannten „Kloster" mit den Unholden, die ihn umgaben, sein halbes Leben zugebracht, alle erdenklichen Qualen für seine treuen Unterthanen zu erfinden, Adelige wie Plebejer zu Tausenden und Hunderttausenden auf die raffinirteste Weise zu todt zu martern, mit einem eigenthümlichen Hu-

mor alle höllischen Torturen zu erfinden und zu vollführen. Und dabei war Iwan Wassiljewitsch populär und geliebt von allen Ständen wie selten ein Fürst. Als er starb, beweinte ihn das ganze Volk. Bei der Kunde seines Todes lief die Bevölkerung Moskau's in den Straßen herum, wehklagend und Thränen vergießend, heulend vor Verzweiflung. Selbst die Familien der hingemordeten Opfer waren untröstlich vor Jammer und legten Trauerkleider an. Der russische Geschichtschreiber Karamsin, der in ihren Einzelheiten die Geschichte Iwans erzählt und mit historischen Beweisen belegt, läßt hier seine Feder vor Verwunderung sinken. Er weiß selbst nicht, wie er diese Popularität, diese Anhänglichkeit und Treue des russischen Volks für einen solchen Fürsten deuten soll. Adam Mickiewicz tritt für ihn mit der Erklärung ein: die instinctmäßige thierische Zuneigung ganz ohne Zusammenhang mit irgend einem von den Europäern gekannten Gefühl sei auf die Moskowiter von den Mongolen übergegangen, die sich um ihren Führer thierisch schaaren wie eine Tabune wilder Steppenrosse um den „Führerhengst." Bekanntlich folgt diesem Patriarchen blindlings die ganze Heerde und wenn er fällt, weiß sie nicht wie und wohin sie sich wenden soll und zerstreut sich bewußtlos.

Einen gleichen Meister im Spielen des „russischen Tones" haben die späteren Jahrhunderte nicht mehr hervorgebracht, aber alle Nachfolger Iwans haben etwas von seiner Virtuosität geerbt, am meisten Peter der Große, der aber dazu einige veränderte Noten componirte und die Strelitzen, welche jener eingeführt, niederschmetterte. Das was früher die Slaven aufrüttelte: der Schall des lithauischen Horns, die mongolischen Hallas sind seitdem durch das Befehlswort Ukas vertreten. Dieses Wort übt auf die Slaven des Nordens dieselbe Wirkung aus. Es macht sie vor Schrecken erstarren oder treibt sie vor-

wärts, es erlaubt den Russen nicht sich in den geographischen Grenzen ihres Staates einzuschließen; sie müssen sich auf die Tartaren oder Tscherkessen werfen, sich nach der Donau oder nach dem Oxus bewegen, sie müssen gegen Teheran oder Konstantinopel marschiren. Der Geist des Herrschers regiert, der Geist des Herrschers ist der Hebel jeder That, ist ihr einziges Ziel. Alles was lebt, muß dienen. Der „Dienst" ist die Tagesordnung geworden. Wer seinem Herrscher durch mehrere Generationen hindurch nicht dient, wer keinen „Tschin" oder Dienstrang hat, geht in Rußland bekanntlich seines Adels verlustig und wird dem Sclaven gleich betrachtet. Auch die ächten Dichter Rußlands wie seine ächten Helden und Heerführer haben diesen eigenthümlichen, kraftvollen und schauerlichen Ton anzustimmen gewußt: Derzawin wie Puschkin, Zizianoff wie Suwarof und niemand kann läugnen, daß sie damit gewaltigen Erfolg hatten. Selbst die einsichtsvollen Anhänger des Constitutionalismus und der Demokratie müssen dem Absolutismus eine gewisse Kraft zuerkennen, welche Freiheit und Enthusiasmus nicht ganz zu ersetzen vermögen. Der unumschränkte Despot kann, wenn es sich um Realisirung großartiger Tendenzen und um Vollführung ehrgeiziger Entwürfe handelt, von seinen Völkern Opfer erzwingen, welche selbst in einem verhältnißmäßig so armen Staate wie Rußland der Regierung mehr Ressourcen in die Hände liefern als die freiwilligen Opfer des Patriotismus in freien Ländern wie England und Nordamerika. Der Patriotismus hört überhaupt auf und wird bei den meisten durch den natürlichsten Egoismus verdrängt, sobald es sich um die Hingabe des letzten Sparpfennigs und des letzten Blutstropfens auf dem Altar des Vaterlandes handelt. Diese Selbstsucht der Mehrzahl, welche in gealterten Staaten viel tiefer wurzelt und allgemeiner verbreitet ist als in jugendlichen kann viel-

leicht nur durch jenen „russischen Schreckenston“ bezwungen werden, welchen wir nach Mickiewicz so nennen, gleichviel ob derselbe aus der Kehle eines Iwan Wassiljewitsch oder Maximilian Robespierre dringt.

Das mächtige England ist bei all' seiner Größe und Blüthe nicht in der Lage, den erzwungenen äußersten Anstrengungen Rußlands zum Angriff freiwillig die gleichen Mittel des Widerstandes entgegenstellen zu können. Seine europäischen Truppen in Indien betragen gegenwärtig kaum 45,000 Mann, also nicht über ein Sechstheil der drei Armeen von Bombay, Madras und Bengalen, welche mit Inbegriff der Heeresabtheilungen in Heyderabad und im Pendschab zusammen eine Stärke von 264,000 Mann haben. In diesen drei Armeen kommen eigentlich nur sechs europäische auf 252 eingeborne Regimenter, die sogenannten Sipahis oder Sepoys. Die königlichen Truppen bilden 30,000 Mann stark ein besonderes Armeecorps. Sämmtliche bewaffnete Nationalbriten, welche zur Verfügung des Generalstatthalters von Calcutta stehen, betragen kaum den dritten Theil der Heeresmassen von Nationalrussen, welche Kaiser Nicolaus blos in und um den Kaukasus, also nahe der persischen Grenze stabil beisammen hält. Nur solange der Kern jener national-britischen Truppen besteht, können sich die britischen Generale auch auf die Treue, Ergebenheit und Tapferkeit der Sepoys verlassen. In allen Kämpfen und Beschwerden müssen erstere voran gehen, in den größten Gefahren müssen sie, die Eingebornen ermuthigend, an der Spitze stehen. Nur durch die europäischen Truppen ist Englands gewaltige Macht in Indien gegründet worden, nur durch sie wird sie auch erhalten, wie alle Kenner ziemlich übereinstimmend versichern. Das britische Offiziercorps der indischen Armee ist vortrefflich. Ein unparteiischer, sachverständiger Beobachter und Kenner der meisten

Armeen Europa's, Leopold von Orlich, der ein schätzbares Reisewerk über Indien geschrieben, versichert, daß dieses zahlreiche Offiziercorps (820 Stabs- und 5500 Subalternoffiziere) in Beziehung auf militairischen Geist und Tüchtigkeit seines Gleichen in der Welt nicht habe, daß er so viel gegenseitige Aufopferung wie bei den Offizieren und Soldaten des britisch-indischen Heeres in keiner Armee gefunden habe. Lebensfrische, Thatendurst, Unabhängigkeitstrieb, Selbstvertrauen und ein praktischer Sinn charakterisiren recht eigentlich die englischen Offiziere.

Aber bei all' der Tüchtigkeit des Offiziercorps wie der militairischen Einrichtungen in Indien ist das numerische Mißverhältniß zwischen den europäischen und den eingebornen Truppen zu groß, um der britischen Herrschaft eine hinreichende Garantie ihrer Festigkeit und Dauer zu gewähren. Nur 45,000 Europäer herrschen dort über hundert Millionen Asiaten. Bis jetzt ist England aus allen Kriegen gegen die eingebornen Fürsten siegreich hervorgegangen, nur gegen die Afghanen hat es den Kampf aufgegeben. Aber die eigentliche Prüfung und die größte Gefahr werden kommen, wenn es einmal gilt, statt den Sikhs oder Mahratten einem ebenbürtigen Koloß, einem mächtigen Eroberer auf indischem Boden die Spitze zu bieten. Wenn einmal zu den Seuchen, welche nach Orlichs Mittheilungen fast alljährlich die Reihen der Europäer in Indien furchtbar lichten, sich einmal die russischen Kugeln und die Lanzenspitzen überlegener Reiterschwärme gesellen, da ist es höchst zweifelhaft, ob die Hingebung der Sepoys lange Stich halten wird. Die Mahomedaner, welche einen beträchtlichen Theil der indischen Armee ausmachen, sind überdieß viel weniger verläßlich als die Hindus und werden von ihren andersgläubigen Chefs und Cameraden mit mißtrauischen Augen bewacht. In diesem gefährlichsten

Element der indisch-britischen Herrschaft liegt vielleicht auch bei der nächsten großen politischen Krise der erste Keim ihres Verderbens.

„Die Mahomedaner Indiens, schreibt Orlich, sowohl in der Armee als in Städten und Dörfern unter britischer Hoheit, so wie der fremden Staaten, sind überall dieselben. Sie gehören zu einer großen Familie, vereinigt durch gleiche Religion und gleiche Interessen, und werden stets bereit sein, mit ihren Diensten und ihrem Gelde ihre Nationalsache zu vertheidigen. Religion und Regierung des Mahomedaners sind niemals getrennt von einander und er wird es nimmer vergessen, daß seine Obergewalt in Indien von den Briten über den Haufen gestürzt worden ist. Die Augen der ganzen mahomedanischen Bevölkerung Indiens werden nach dem gerichtet sein, welcher einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen predigt, und in dem entferntesten Dorfe des Deccan wird man mit eben so ängstlicher Spannung und Theilnahme den Ausgang verfolgen und unterstützen als in Calcutta oder Delhi. Zeichen einer solchen Stimmung sind mehrfach vorgekommen, selbst in der Armee haben sich Gesinnungen der Art sichtbar gemacht." Orlich fügt diesen Mittheilungen freilich bei, daß die treffliche Disciplin in der indischen Armee einen Abfall der mahomedanischen Truppen sehr erschweren würde, daß auch, solange keine Macht vorhanden sei, an die sie sich anschließen könnten, eine gemeinsame Erhebung der Mahomedaner im Lande nicht zu fürchten wäre. Aber schon das Dasein dieser unversöhnlichen Stimmung der Mahomedaner gegen die Sieger und Herren des Landes erscheint der aggressiven Stellung Rußlands in Asien gegenüber als ein bedenkliches Symtom der indisch-britischen Herrschaft.

Daß nur durch eine anhaltende und mächtige Unterstützung von Seite des Mutterlandes die indisch-britische Herrschaft halt-

bar sei, ist eine Thatsache, welche noch kein Kenner der dortigen Verhältnisse zu verneinen wagte. Schon der letzte Krieg am Sutlesch war für die britischen Generale eine herbe Prüfung. Rundschit-Singhs Soldateska, obwohl seit dem Tode dieses staatsklugen und energischen Fürsten und seit der Entfernung seiner europäischen Exerciermeister ziemlich desorganisirt und der Disciplin entwöhnt, setzte der sieggewohnten britischen Armee doch einen Widerstand entgegen, wie ihn dieselbe seit den Tagen Tippo Saibs auf indischer Erde nie erfahren hat. Erst nach den blutigsten Anstrengungen wandte sich der schwankende Sieg auf Seite der Briten. Wenn zu einer Erschütterung, welche die englische Herrschaft mehr als einmal auf indischem Boden selber getroffen, noch der feindliche Stoß eines an Stärke ebenbürtigen Kolosses von jenseits der Grenzen kommen würde, so dürfte dort eine Katastrophe kaum mit Anspannung aller Kräfte zu vermeiden sein. Gegen eine Macht, welche an Reiterschaaren allein die doppelte Zahl der Krieger als sämmtliche Waffengattungen der indisch-britischen Heere betragen auf den Kampfplatz schleppen kann, wäre der Sieg ungleich schwerer zu erfechten als gegen Mahratten und Sikhs. Auch könnte Rußland den Untergang von mehr als einer Armee verschmerzen und doch immer wieder neue Schaaren auf den Kampfplatz hetzen. Seine Militaircolonien, seine Steppenländer sind unversiegbare Werkstätten zur Hervorbringung gedrillter Soldaten. Von der Ukraine bis zu den Kirgisensteppen könnte der Commandoruf von der Newa, der russische Ton immer neue Heeresmassen aus der Erde stampfen, welche in stummem Gehorsam zur Muskete greifen oder auf den Sattel sich schwingen würden. Jenes russisch-mongolische H u r r a h und H a l l a würde dem B a m-B a m-M a g a d u der Sepoys in den blühenden Indusgauen antworten und es ist zweifelhaft, ob das melodische Kriegsgeschrei der

besoldeten Söhne dieses milden Südvolks gegen das wilde Schlachtgeheul jener nordischen Barbaren die rechte Kraftprobe aushielte.

Das indisch-britische Heer kann einen starken Verlust der europäischen Truppen nicht ertragen ohne auseinander zu gehen. Mit der Vernichtung der 30,000 königlichen Rothröcke wären dem britischen Riesen dort die Sehnen durchschnitten. Die europäischen Regimenter sind die Grundpfeiler jenes fabelhaften Staatsgebäudes unter dessen gewaltigem Dach hundert Millionen Menschen wohnen. Der Sepoy ist nur ein Miethling, welchem jeder Christ gleichviel ob Engländer oder Moskowite in gleichem Grade unrein erscheint, der unter keiner Bedingung mit ihm aus derselben Schüssel essen würde, gleichwohl aber für Geld und Rationen ihm so lange treu dient als er der Stärkere ist und als Herrscher des Landes Indiens Religion und Kastenwesen unangetastet läßt. Für monatlich neun Rupien würde der Sepoy seinen Leib eben so gerne auch dem Selbstherrscher aller Reußen verschreiben und für ihn gewiß sich so tapfer schlagen als für die Königin von Großbritannien, die er so wenig kennt als jenen. Politik und Geschichte ignorirt der Sepoy; er kennt nur seinen Brahma, seine Kaste und seine Familie. Ob der fernwohnende Souverain und der in seinem Namen gebietende Generalstatthalter englisch oder russisch spricht, ob jener in London oder St. Petersburg haust, ob Willkür und Laune oder Parlament und Gesetze seine Befehle dictiren ist dem indischen Sepoy völlig unbekannt und gleichgültig.

Wir fassen den Stand der Dinge in Centralasien mit wenigen Worten zusammen. Rußland ist auf asiatischem Boden in seinem eigentlichen Element wie England auf dem Ocean unverwundbar, ja fast unantastbar. Seine Achillesferse steht auf dem Boden Europa's nahe der Weichsel, doch umhüllt von sie-

benfachem Eisenpanzer. Einen Angriffskrieg von britischer Seite hat Rußland in Asien nie zu fürchten. Rauhe Gebirgsvesten, unwirthbare Wildnisse und Steppen schützen hier seine Grenzen eben so sicher als der kriegerische Geist der Grenzbevölkerung und der zahllosen Reiterschaaren. Rußland hätte bei einem Zuge nach Indien heute geringere Hindernisse zu beseitigen als alle früheren Eroberer, welche diese Richtung genommen. Alexander, Timur und Nadir-Schah mußten auf dem Wege schon einen weit stärkeren Widerstand bewältigen als ihn heute russische Invasionsheere in den geschwächten, zerrütteten und militairisch ohnmächtigen Zwischenstaaten finden würden. Der Beistand der Könige von Persien und Afghanistan zu einem russischen Zuge gegen Britisch-Indien ist um so wahrscheinlicher, als diese Fürsten ihre Schwäche gegen Rußland kennen und fühlen und nur die Wahl hätten, dem Eroberer sich anzuschließen oder von ihm zermalmt zu werden. Die Hindernisse der Natur auf einem solchen Heereszuge sind für Rußland unbedeutend, ein Bund mit den Zwischenstaaten würde die Hindernisse der räumlichen Ausdehnung mindern.

Ein Kaiser von Rußland, welcher über Eigenthum und Leben von sechzig Millionen an sclavischen Gehorsam gewöhnte Unterthanen verfügt, könnte Heeresmassen über den Indus führen, die an Zahl den vereinigten indisch-britischen Streitkräften von Bombay, Madras und Bengalen nicht nachstehen würden und vor ihnen den unermeßlichen Vortheil voraus hätten, daß der größere Theil von ihnen aus Nationalrussen besteht, während in Indien nur ein sehr kleiner Armeekern ächt englisch ist. Die moslemischen Elemente eines russischen Invasionsheeres wären von unberechenbarem Gewicht bei Verwendung in Ländern, deren mahomedanische Bevölkerung den Verlust der

Herrschaft noch heute nicht verschmerzt hat und gegen den britischen Landesherrn nur Rache brütet.

Aber die eigentliche Ueberlegenheit sichert den Russen die Spannkraft, die Opferfähigkeit, die Geduld und Ausdauer eines militairisch organisirten Reiches unter dem unbeschränktesten aller Weltmachtsouveraine. Der Brite führt seine Kriege nur solange es sein Vortheil erheischt, der Russe kämpft solange es ihm sein Kaiser befiehlt. England hat den Kampf in Nordamerika aufgegeben und die Unabhängigkeit seiner ehemaligen Colonie anerkannt, als es einsah, daß selbst bei einer möglichen Wiedereroberung die Vortheile in keinem Verhältniß zu den Opfern eines erschöpfenden Krieges wären. Alle oratorischen Anstrengungen der Hochtories im Parlament konnten die Unabhängigkeitsanerkennung nicht hindern. Auch Afghanistan wurde von den Engländern geräumt, als sie einsahen, daß in diesem Lande keine hinreichende Entschädigung für die zu seiner Behauptung nothwendigen Opfer an Geld und Menschenleben zu finden sei. Rußland setzt seit sechzig Jahren seine Kriege mit den Bergvölkern des Kaukasus beharrlich fort, nicht weil es das Staatsinteresse fordert, sondern weil sein Kaiser so will, dem kein verantwortliches Ministerium Einsprache thut, kein Parlament die Plane durchkreuzt, dessen ehrgeizige Gelüste keine Gegengewalt im Staate mindert. Englands Macht ist stark wie die Mannheit und vergänglich wie das Leben; Rußlands Macht ist nach den Worten eines französischen Redners groß wie der Raum und geduldig wie die Zeit.

Im Kaukasus hat sich die Lage der Dinge seit den letzten sechs Jahren wenig geändert. Jeden Sommer rücken die russischen Heeresmassen nach einem in der Militairkanzlei von Tiflis entworfenen Plane in das Innere des nicht unterworfenen Berglandes ein, erstürmen und zerstören die Auls der widerspensti-

gen Stämme in der Tschetschina, in Daghestan und Lesghistan, lichten die Urwälder durch Axt und Feuer, suchen den Eingebornen Heerden und Eigenthum wegzunehmen, erobern auch hie und da eine der Bergvesten und Zufluchtsstätten Schamyls wie Akulcho und Dargo. Aber die Operationszeit ist in diesem rauhen Gebirge von kurzer Dauer. Der Mangel an Lebensmitteln, der frühe Schneefall zwingt die Russen nach einer gegebenen Zeit immer wieder zum Rückzuge. Die tapferen Bergbewohner, angeführt von dem Murschiden Schamyl oder von einem seiner Naibs folgen den rückziehenden Colonnen der Russen, umschwärmen oder drängen ihre Reihen, wenden alle Kraft ihres Angriffs gegen den Convoi, metzeln die ermüdeten Nachzügler nieder und rächen sich für den russischen Verheerungszug durch ähnliche Verheerungen auf russischem Boden jenseits der Sumdscha und des Terek.

Im westlichen Kaukasus wurde der Krieg nie mit der gleichen Erbitterung und Ausdauer geführt. Die Waffenruhe bei den eigentlichen tscherkessischen Völkern, welche drei verschiedene Sprachen reden und in eine Menge von kleinen Stämmen zerfallen sind, dauerte öfters mehrere Jahre mit geringer Unterbrechung. Es war mehr eine gewisse Indolenz bei diesen Völkern, so wie eine Folge der starken Stammeszersplitterung, der inneren Fehden und des Mangels an einem einheitlichen Oberhaupt, dem alle gehorchen, als eine versöhnende Stimmung gegen Rußland, welche die Schaschka des Tscherkessen in den letzten Jahren beinahe rostig werden ließ. Doch haben die Feindseligkeiten auch am Fuße des tscherkessischen Gebirgslandes nie ganz aufgehört, die Einfälle im Lande der Tschernomorzen und die Angriffe gegen die russischen Krepośten am schwarzen Meer, fingen nach jahrelanger Unterbrechung doch wieder an, wenn aus unbekannten Ursachen der kriegerische Rausch, eine Art teu-

tonischer Berserkerwuth sich plötzlich dieser streitbaren Völker bemächtigte, wenn die hervorragendsten Usden aller Tokmus (Stämme) sich unter den heiligen Eichen versammelten und hier die Schwerter dem Schlachtengotte Seoseris weihten, der trotz der Einführung des Islam hier noch wie andere alte Götter sein altes Ansehen behauptet und eine größere Rolle spielt als Allah und sein Prophet. Alle klugen Versuche des Fürsten Woronzow, die westlichen Bergvölker durch materielle Vortheile, durch gewinnbringenden Handel und die Gewohnheit des Marktverkehrs zu ködern und für die russische Politik zu gewinnen, sind an dem eingefleischten Fremdenhasse, an der unerschütterlichen Freiheitsliebe und dem Unabhängigkeitssinn dieser Bergvölker gescheitert. Auch bei einer längeren Ruhe können die Russen hier keinen Boden gewinnen. Solange die Eingebornen ihre Waffen behalten, ist an einen friedlich gesicherten Besitz des Kaukasus nicht zu denken, selbst wenn in allen Thälern des inneren Gebirgslandes Festungen erbaut und Waffenplätze angelegt würden. Nur ein völliger Ausrottungskrieg mit den ungeheuersten Anstrengungen noch viele Jahrzehnte fortgeführt, könnte vielleicht Tscherkessien und Daghestan am Ende ganz in die Gewalt der Russen bringen. Niedermetzelung oder Entwaffnung der ganzen männlichen Bevölkerung müßte der Occupation der Berge vorausgehen. Die Franzosen befinden sich den Kabylenstämmen des Atlas gegenüber in gleicher Lage.

Wenn man den Berichten glauben darf, welche im Laufe des vergangenen Sommers aus dem westlichen Kaukasus nach Konstantinopel gelangt sind, so wurde der Krieg dort in letzter Zeit blutiger als je geführt. Schamyls begeisterte Vorkämpfer, die Muriden, jene fanatische Secte, welche der berühmte Khasi Mollah stiftete und Schamyl vermehrte und ausbildete, hatten einen großen Theil der tschetschenzischen und lesghinischen Völker-

schaften zu einer allgemeinen Erhebung fortgerissen und den eindringenden russischen Heeressäulen jeden Fuß breit streitig gemacht. Auch mit den westlichen Stämmen soll Schamyl in neuester Zeit ein Bündniß gegen die Russen zu Stande gebracht haben und jener geheimnißvolle Amin Effendi, dessen die Erzählungen einzelner Tscherkessen in Trapezunt und die Correspondenzen aus Konstantinopel erwähnten, nennt sich einen Naïb des Murschiden Schamyl. Dieses Verständniß zwischen den Führern und Völkern in Osten und Westen jenes gewaltigen Gebirges, welche durch ziemlich beträchtliche Entfernung getrennt und durch Verschiedenheit der Sprachen und des Charakters entfremdet, bisher wenig von einander wußten und noch weniger um gegenseitige Interessen, Plane und Wünsche sich kümmerten, wäre immerhin ein Ereigniß von Bedeutung für die dortigen Kriegszustände, die indessen nur einen sehr localen Charakter haben und auf die Geschicke des Orients, auf die Stellung Rußlands als erobernde Weltmacht in Asien sehr geringen Einfluß üben.

Der Kaukasus, ein productenarmes Gebirge, hat als Besitzthum an sich geringen Werth. Nur seine Lage als Durchgangspforte zwischen zwei Welttheilen gibt ihm eine bedeutende Wichtigkeit. Viele erobernde Völker, welche aus Nord- und Mittelasien in jenen ältesten Zeiten, aus denen nur spärliche Funken das Dunkel der Geschichte erhellen, nach dem östlichen Europa gedrungen sind, haben durch den Kaukasus ihren Weg genommen. Von den meisten dieser Wandervölker scheinen sich kleine Bruchtheile auf dem Marsche abgelöst zu haben und die heutigen Bewohner des kaukasischen Isthmus, Völker von sehr abweichendem Ursprung und verschiedenartiger Zunge gelten als die Nachkommen jener zersprengten Wandervölker. Als Rußland sich in den Besitz von Georgien setzte, legte es zum Schutze der beiden einzigen practicablen Naturstraßen, welche die hohe kaukasische Ge-

birgsmauer durchbrechen, eine Reihe befestigter Punkte an. Wladi-Kawkas ist der Schlüssel des berühmten Engpasses Dariel, der am Fuße des hohen Kasbeck vorüber nach Kobi und über den Wasserscheider des Kreuzberges nach Tiflis führt. Eine andere Heerstraße läuft ziemlich parallel mit der Küstenrichtung des kaspischen Meeres über Kislar, Tarki, Derbent, Kuba und trifft westlich von Baku mit der kachetischen Straße zusammen, welche den Isthmus auf der Südseite der Kaukasuskette quer durchschneidet.

Aus dem Besitze der festen Plätze, welche diese beiden Heerstraßen schützen und bewachen, haben die tapfersten und berühmtesten Anführer der Bergvölker Chasi Mollah, Hamsad-Beg und Imam Schamyl die Russen nie zu vertreiben vermocht. Beide Passagen dürfen gegenwärtig als vollkommen gesichert für die Russen betrachtet werden. Selbst wenn Schamyls Macht noch eines bedeutenden Wachsthums fähig wäre, würde er mit all' der Begeisterung, all' dem Heldenmuthe seine Schaaren gegen die Mauern und Wälle dieser Festungen nichts ausrichten können. Außer einigen leichten Bergkanonen, die er den Russen abgenommen und fast nicht gebrauchen kann, hat der Murschide keine Artillerie. Nie haben die Bergvölker selbst bei der größten Tollkühnheit ihrer Ueberfälle einen der gut befestigten Waffenplätze erstürmt. Jene Krepostеn, welche von den Russen genommen wurden, hatten nur elende Erdschanzen, keine festen Mauern zur Vertheidigung. Die Ohnmacht der Bergvölker gegen die festen russischen Plätze, die Unmöglichkeit die russischen Communicationen diesseits und jenseits des Kaukasus abzuschneiden, benimmt dem kaukasischen Krieg, der sonst eine so interessante Episode in der Geschichte Rußlands und der Neuzeit bildet, alle politische Wichtigkeit. Die Gegner Rußlands mögen mit Vergnügen sehen, daß es innerhalb der Grenzen des großen Ruſ-

senreiches noch ein kleines Heldenvolk gibt, welches bis jetzt der „russische Ton" weder erschüttern noch verlocken konnte und das mit dem Schwerte in der Faust seit einem halben Jahrhundert gegen den Zar und seine Ukase protestirt. Auf den Gang der Ereignisse im Orient jedoch wird diese hartnäckig dauernde Kriegsepisode sehr geringen Einfluß haben. Schamyl wird mit seinen Lesghiern und Tschetschenzen weder im Stande sein, die Russen aus dem nördlichen Steppenlande zu vertreiben noch den Durchgang ihrer Colonnen durch die Päße zu hindern. Selbst wenn alle westlichen Völker mit ihnen in Bund treten würden, könnte er den Krieg nicht anders führen als gegenwärtig, nemlich durch beständige kleine Angriffe, Ueberfallversuche und Neckereien in Awarien, an den Linien des Sundscha und des Terek, welche seine Naïbs mit ihren berittenen Banden zuweilen überschreiten, aber eben so bald wieder umkehren nach den schützenden Burgen ihrer Felsen. Jeder Kampf in offenen Gegenden, wo das Terrain sie nicht gegen die geregelte Kriegskunst der Russen begünstigt, würde mit ihrer Niederlage enden. Rußland hat mit der Behauptung seiner Verbindungswege nach den transkaukasischen Provinzen seine politischen und strategischen Zwecke vollkommen erreicht. Ueber seine riesigen Anstrengungen zur Fortführung des Krieges gegen die Bergvölker im Innern des Kaukasus könnte man sich billig verwundern und wir haben in Tiflis scharfsinnige und patriotische Russen gekannt, welche die ungeheueren Opfer, die der russische Staat für diesen endlosen Krieg vergeudet als sehr überflüssig betrachteten. Ein Drittheil der dortigen Heeresmacht würde zur Bewachung der Päße hinreichen. Die Kosaken am Kuban und Terek würden wie bisher ihr Land und ihre Habe gegen die Tscherkessen vertheidigen. Legt der Beherrscher Rußlands einen so hohen Werth auf die Bezwingung eines tapferen Volks, um aus dessen Hel-

denreihen einmal tüchtige Soldaten für die russische Armee zu rekrutiren? Oder betrachtet man in St. Petersburg den Kaukasus als einen dauernden Uebungsplatz für die russischen Heere, zur Gewöhnung an Entbehrung und Gefahr? Oder findet Kaiser Nicolaus den Gedanken unerträglich, daß es innerhalb der Grenzen seines kolossalen Reiches noch Völker gibt, die seinem Throne die Kniebeugung versagen, vor seinen Ukasen nicht zittern, die Männer mit Tschin und Orden in ihren Thälern nicht dulden und deren Häuptling es wagt als Sultan Schamyl Münze schlagen zu lassen? ....

In Kurdistan hat seit der Beendigung meiner Reisen ein siegreicher Kriegszug der Türken statt gefunden. Der Renegat Omer Pascha war die Seele im türkischen Lager und seiner klugen Taktik gelang es, jenen mächtigen Beder-Chan, den Häuptling der Buhdan-Kurden, den Eroberer und Verwüster des nestorianischen Hakkarilandes aus seinen Bergen zu schlagen und am Ende selbst gefangen zu nehmen. Die Kurdenmacht im Süden des Wansee's wurde damit stark erschüttert. Selbst die wilden Hakkari-Kurden flehten demüthig die Gnade des Siegers an. Die Erinnerung der Strafe, welche sie getroffen, wird einige Jahre nachwirken. Die Stämme werden eine zeitlang ruhig bleiben und ihre Häuptlinge keine offene Auflehnung gegen die Autorität der Pforte versuchen. Aber das Volk wird bleiben wie es war, nomadisirend, raublustig, sich in seinen Gebirgen als freien Herrn betrachtend und die Autorität der türkischen Statthalter verspottend. Bei der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung der Städte, bei dem fortschreitenden Siechthum des türkischen Reiches in Asien, wird das Vorhandensein eines zahlreichen, streitbaren und trotzigen Gebirgsvolks für die Pforte eine dauernde Verlegenheit und Gefahr bleiben. Anatolien wird keine andere Zukunft haben als entweder in völlige Auflösung

und Anarchie verfallend eine Beute selbstständiger Barbarenhäuptlinge oder ein Anhängsel des nordischen Kolosses zu werden, dessen Fußtritt der feige Armenier, der entartete Stadttürke geduldig ertragen wird, während Kurdistan vielleicht die Rolle Tscherkessiens mit weniger Heldenmuth, aber mit derselben zähen Beharrlichkeit nachspielend nur noch mehr durch mahomedanischen Fanatismus und Christenhaß entflammt das Trauerspiel des Kaukasus noch über den Schluß dieses Jahrhunderts hinaus verlängern wird.

Die Zukunft des Orients spottet freilich schon deshalb allen berechnenden Weissagern, weil der unvorgesehene Zufall wie die mögliche Erscheinung großer Männer, welche mit mächtigen Händen in die Geschichte eingreifen, dort nicht zu den Anhaltspunkten unsers heutigen Gesichtskreises gehören. Auch ruht die Basis der beiden größten Mächte Asiens auf europäischer Erde. Staaten, deren Schwerpunkte im Bereiche des Erschütterungskreises occidentalischer Erdbeben stehen, werden den Naturgesetzen sich nicht entziehen können, werden die Gewalt ihrer Wellenschwingungen auch in den fernsten Extremitäten spüren. Ein Blitzstrahl, welcher morgen zündend von den Seineufern ausströmt, kann seine nachhallenden Donner bis nach dem Bosporus und dem Indus so gut wie an die Themse und die Newa senden. Ob aber auf dem alten Continent die Sonne, wenn alle Wetterwolken zerstoben sind, eine erfrischte und gestärkte Erde und verjüngte Phönixstaaten oder nur Ruinen und Moder bescheinen wird, das ist die bange Frage, welche die gespannte Gegenwart an alle Hellseher vom Morgen- und vom Abendlande richtet.

Anhang.

I.

Beiträge zur Ethnographie des Orients.

1.

Die Kurden — ihre Herkunft, Sprache, geographische Verbreitung, Einrichtungen, Lebensweise, Sitten und Charakterzüge.

In den nördlichen Araratlandschaften am rechten Ufer des Araxes, wo erst seit dem russisch-persischen Friedensvertrage vom 10. Februar 1828 der moskowitische Doppeladler auf den Felshalden des Noahberges seinen Grenzhorst aufgeschlagen, bin ich zum erstenmal mit Kurden zusammengetroffen. Es waren Trümmer von früheren Wanderstämmen, welche auf dem Boden des russischen Armenien sich niedergelassen, arme Hirten, deren Schafe und Rinder das magere Grün am Fuße der beiden Araratkegel abweideten. Unter persischer Oberhoheit vor 1828 waren die Kurdenstämme in diesen Gegenden zahlreicher und wohlhabender, genossen als zur irregulairen Reiterei des Schah zählend gewisser Vorrechte, führten auch bei geduldeter und anerkannter Nomadenfreiheit, welche der persische Sardar mehr respectirte als der russische Natschalnik ein glücklicheres Leben als heute, wo sie von Seiten der russischen Grenzbeamten und Kosakenoffiziere vielen Beschränkungen und Bedrückungen ausgesetzt sind. Unter ihnen fand ich einige ehedem mächtige, jetzt

gänzlich verarmte und machtlose Häuptlinge, welche theils von den Gnadengeschenken leben, die ihnen der Generalstatthalter von Tiflis bei ihren dortigen Besuchen gewährte, theils von den freiwilligen Gaben, welche ihnen aus kurdischen und armenischen Dörfern noch zuweilen aus alter Gewohnheit gebracht werden. Wie jene verarmten Feudalseigneurs im nordwestlichen Frankreich haben diese Kurdenhäuptlinge die Würde, den Anstand und den edelmännischen Stolz bewahrt, putzen ihren schlechtgenährten Leib sorgfältig heraus mit den Resten ihrer bunten Lumpen, schwatzen gerne von den guten alten Zeiten, wo es hier noch keine so strenge Polizei, desto mehr aber Dörfer zu brandschatzen und Reisende zu plündern gab und seufzen dann über die Vergänglichkeit alles Guten und Schönen etwa wie ein verganteter deutscher Baron beim Anblick der Raubburgruine, die sein Anherr gebaut und bewohnt hatte.

Mehr und öfter als auf russischem Gebiet hatte ich Gelegenheit, das Volk der Kurden im türkischen Asien und in Persien zu beobachten. In jenen wilden und schauerlichen von unabsehbaren Schilfwäldern durchschnittenen Landschaften südlich vom großen Urmiasee zwischen den Flüssen Dschagatu und Buranduß sah ich fast ausschließlich nur kurdische Dörfer und Nomadenlager, zum Theil von recht malerisch wilden Räubergestalten im Geschmack des Salvator Rosa bevölkert, die lange Bambuslanze statt des kurzen italienischen Banditendolches und hohe gelbe Filzmützen oder bauschige Turbans statt der spitzen Lammfellkalpaks und der zahmen persischen Gesichter, die ich am rechten Ufer des Dschagatu verließ. Ueberall wurde ich bei diesen Stämmen ziemlich gastfrei aufgenommen trotz des räuberischen Sinnes, den man ihnen nicht mit Unrecht zuschreibt und von dem ich später in den Umgebungen der Kurdenstadt Bajasid ein fatales Beispiel persönlich erleben sollte.

Einige Jahre nach meiner Rückkehr aus Vorderasien erhielt ich durch die Güte meines Freundes Abowian,*) Directors der Kreisschule von Eriwan, der ein guter Beobachter und Kenner der Völker des Orients, auch in vielen asiatischen Sprachen gründlich bewandert ist, eine sehr interessante ethnographische Arbeit über einige Völkerschaften Westasiens, namentlich über die Kurden, die er sowohl im russischen Armenien als auch in Persien und im Paschalik Bajasid durch viele Jahre hindurch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Das Manuscript des Herrn Abowian, welches über Sitten, Charakterzüge und Lebensweise der Kurden und der mit ihnen in vielen Gegenden vermischt wohnenden Jesiden ausführliche Notizen enthält, wurde mir von demselben zur freien Benutzung überlassen und liegt gegenwärtigen Beiträgen wesentlich zu Grunde.

Die zuverlässigsten Nachrichten, welche wir über dieses weitverbreitete und merkwürdige Kurdenvolk besitzen, das dort, wo es zu einer stabilen Ansiedelung gezwungen worden gleich den Zigeunern der Krim und Ungarns gegen die seinem vagabundirenden Trieb angelegte Zwangsjacke nach Kräften sich sträubt, verdanken wir vorzüglich dem kühnen Eifer und dem Fleiße britischer Reisender wie Rich, Ainsworth, Fraser, die aber nicht mit so umfassenden Sprachkenntnissen ausgerüstet waren wie unser Freund Abowian. Mehr als irgend einer der englischen Reisebeschreiber scheint der Basler Missionair Hörnle, welcher vorzüglich die auf dem persischen Gebiete Aserbeidschans wohnenden und wandernden Kurden zu beobachten Gelegenheit

*) Abowian ist Armenier von Geburt, war Zögling des Priesterseminars von Etschmiadzin und verdankte es der Verwendung des Professors Parrot, den er nach dem Ararat begleitete, daß er in Dorpat studiren und mit deutscher Wissenschaft sich vertraut machen konnte.

hatte, in das Studium der kurdischen Sprache eingedrungen zu sein. Ihm verdankt die Ethnographie Vorderasiens recht interessante Aufschlüsse, obwohl durch locale Beschränktheit des Beobachtungskreises seine Mittheilungen an Einseitigkeit leiden und öfters irrig sind. Hörnle's Beschreibung des Körpertypus und der physischen Eigenschaften der Kurden entspricht keineswegs dem Gesammtbilde, welches man vom Kurdenvolke erhält, wenn man deren Clans und Wanderstämme in den verschiedenen Gebirgsgegenden, in ihren ausgedehnten Wohnsitzen auf türkischem, persischem und russischem Gebiet beobachtet hat. Den großen Mund und die kleinen Augen, welche Hörnle als ein bestimmtes Merkmal ihrer Physionomien beschreibt, kann man wohl bei vielen einzelnen Individuen unter den Stämmen des Grenzgebirges am Urmiasee, doch auch dort nicht als herrschenden Charakter und noch weniger bei der Masse der kurdischen Völkerschaften in anderen Gegenden beobachten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die heutigen Kurden im östlichen Taurus ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen sich eben so wenig ein bestimmter Typus des Körpers und der Gesichtsbildung, übereinstimmende vorherrschende Racenmerkmale angeben lassen. Ich habe die verschiedenartigsten Gesichter und Gestalten unter den Kurden gefunden, im persischen Kurdistan mitunter eben so hohe und wohlgeformte Gestalten wie die Perser Aserbeidschans und die Beduinen Nordafrika's, zuweilen eben so schöne, schlanke und edle Körperformen wie bei den Tscherkessen am Kuban mit wunderschönem echt morgenländischem Gesichtsprofil z. B. den Häuptling Kamir-Aga am Dschagatu, aber auch plumpe, mißgestaltete, groteske Individuen mit grobgeschnitzten Gesichtern, großen Köpfen und großen Nasen z. B. den Häuptling Ali-Beg am Ararat und den alten Schadir-Aga im Süden des Urmiasee's. Im türkisch-ar-

menischen Hochlande sah ich wandernde und seßhafte Kurden, deren Gestalten und Gesichtsschnitt bald dem Türkischen bald dem Armenischen sich näherten, so wie umgekehrt auch die türkische und armenische Bevölkerung in Gauen und Städten, wo die kurdischen Bestandtheile überwiegen, dem Charakter der letzteren in Physionomie, Tracht und Lebensweise sehr nahe kommen. In der Masse der Kurdenstämme mag das Blut jenes Barbarenvolkes der medischen Bergbewohner, welche die griechischen Historiker Karduchen nannten und Xenophon bei dem Rückzug der Zehntausend in kriegerischer Begegnung kennen lernte, vorwalten. Die *Κάρδουχοι*, die *Κυρτίοι*, die *Γορδυαῖοι* bewohnten dasselbe Bergland in den Zagrosketten zwischen den Seen von Wan und Urmia und zwischen den steilen Felshalden der oberen Zabthäler, wo sie damals den Zehntausend unter Cheiresiphos und Xenophon so heiß zugesetzt. Sie waren das alte Stammvolk der modernen Kurden, die primitiven Bewohner Kurdistans, mit welchen sich eben so wie im Kaukasus und Atlas die besiegten, zersprengten und flüchtigen Völkertheile der Nachbarschaft, die im Gebirge eine Zufluchtstätte gegen Eroberer und Verheerer suchten, von Zeit zu Zeit mischten. Das Studium der kurdischen Sprache ist dieser Annahme entschieden günstig, denn sie zeigt eine starke Mischung verschiedener Völkeridiome. Ihre grammatische Structur ist am nächsten der persischen verwandt, ihre Wörter sind namentlich bei den westlichen Kurdendialekten zum größeren Theil dem Türkischen und Arabischen entlehnt. Auch die syrisch-chaldäische Sprache der Nestorianer ist im Hakkarigebiet nicht ohne Einfluß auf das kurdische Idiom geblieben. Außerdem enthält die kurdische Sprache noch manches Eigenthümliche und ist in eine so große Menge von Dialekten zerspalten, wie wenige andere Sprachen. Abowian

versichert, daß er selbst griechische und slavische Wörter in der Kurdensprache gefunden habe.

Die von Pater Garzoni, Missionair Hörnle, Klaproth und Rich mitgetheilten Sprachproben wurden von den gelehrten Orientalisten Rödiger und Pott gründlich untersucht. Nach ihrem Ausspruch ist das Kurdische am nächsten dem Neupersischen verwandt, aber mehr als dieses verderbt und nicht wie dieses als Schriftsprache fortgeschritten und entwickelt. Das Kurdische als Volksidiom ist ganz der ungebundenen Willkür und Bequemlichkeit des gemeinen Verkehrs hingegeben und daher zu einem tieferen Grade der Verderbtheit herabgesunken. Bis zu einem gewissen Punkte, nemlich bis dahin, wo das Parsi als Schriftsprache auftrat, scheint es diesem, obwohl schon damals dialektisch verschieden, etwas näher gestanden, dann aber schnellen Schritts seinen eignen Weg genommen zu haben. Vom Zend sind Kurd und Parsi gleich weit entfernte Verwandte; unter sich stehen sie nicht sowohl in schwesterlichem als in geschwisterlichem Verhältnisse. Als ungefähre Analogie, meint Carl Ritter, kann man sagen, das Kurdische verhalte sich zur neupersischen Schriftsprache wie etwa der mailändische Volksdialekt zur gebildeten toscanischen Schriftsprache.

Seit dem Eindringen des Islam in Vorderasien sind Kurd und Parsi mit einer Menge von Nomadenwörtern bereichert worden, wozu späterhin besonders in den nordwestlichen Theilen ein Zuwachs von türkischen Wörtern kam. Aber weder das Arabische noch das Türkische hat auf den inneren grammatischen Bau wesentlichen Einfluß geübt. Nach Rödigers Vermuthung sind aramäische und griechische Wörter erst durch Vermittelung der Araber und Türken in die Kurdensprache gekommen. Nach Abowian redet ein nicht unbeträchtlicher Theil der südlichen Kurdenstämme arabisch oder versteht dasselbe wenigstens so gut

wie seine eigene Muttersprache. Im türkischen Armenien auch in Westpersien eben so unter den Ararat-Kurden wird das Türkisch-Tartarische, welches als Vermittler zu gegenseitiger Verständigung unter vielen Völkern Vorderasiens herrscht, allgemein verstanden und selbst gesprochen. Die Kurden bei Arguri hingegen hatten zur Zeit meines Besuches an der Nordseite des Ararat selbst viele russische Wörter zur Verständigung mit den Kosaken erlernt. Der Häuptling Ali-Beg warf sogar sehr freigebig mit seinen schlecht erlernten russischen Phrasen um sich und belustigte damit meine russischen Reisegefährten nicht wenig.

Neben dem kurdischen Hauptdialekt, welcher im östlichen Kurdistan vorherrscht und südlich bis über Suleimanieh sich erstreckt, herrscht im Buhdangebirge und in den Gegenden von Musch und Bitlis ein anderer, Sasa genannt, welcher von dem ersten so verschieden ist, daß ein Bewohner der östlichen Kurdengaue ihn nicht verstehen würde. Dagegen verstehen die Buhdan-Kurden neben ihrem besondern Dialekt auch das allgemeine Idiom.*) Im Allgemeinen hat die Sprache einen

*) Außer diesen Hauptdialekten, welche uns Herr Director Abowian für jene Kurdengaue bezeichnet, über die er specielle Erkundigungen eingezogen, gibt es natürlich noch viele andere, wie es bei einer blos mündlichen Sprache, welche nie geschrieben worden, bei der weiten Zerstreuung und der größtentheils nomadischen Lebensweise dieses Volks natürlich ist. Niebuhr hat bei den südlichen Kurden von dreierlei Mundart gehört, in Ewlia's Reisebeschreibung, welche Hammer übersetzte, sind fünfzehn Dialekte aufgeführt. Der Missionair Hörnle sagt, daß die vier Dialekte, welche er hauptsächlich im östlichen Kurdistan kennen gelernt, den Hakkari-, Mukri-, Schakak-Stämmen und den Jesiden eigenthümlich seien. Der Schakak-Dialekt diene gewöhnlich zur allgemeinen Verständigung. Der Guran-Dialekt herrscht in Senna, der Bebbeh-Dialekt in Suleimanieh, wo übrigens die Bevölkerung auch das Türkische versteht. Die Sprache der Masi-Kurden in Khorasan ist

überaus rauhen Klang, besonders bei den Kurden des Hakkarigebiets und der Araratgegenden. Wie aus einer leeren Tonne knallen die Worte hervor. Dagegen hat sie nicht so viele Zischlaute wie andere asiatische Sprachen, auch keine so barbarischen Kehltöne wie das Lesghinische und Tschetschenzische. In der Menge der Vocale steht sie dem Türkischen keinenfalls nach. Sehr viele Wörter endigen auf a und e, die Eigennamen gewöhnlich auf o, auch wenn sie fremden Sprachen entnommen sind. So z. B. sagen die Kurden statt Hassan, Hasso, statt Allahwerdi, Allo u. s. w.

Abowian, welcher die geographischen und historischen Werke und Manuscripte der Klosterbibliotheken von Etschmiadzin und Eriwan untersuchte, fand daß auch die vorherrschende Meinung der armenischen Schriftsteller die Kurden als ein Mischlingsvolk aus den Nachfolgern der alten Meder (von den Armeniern Mark genannt) und eines vor dem Sturze der Khalifenherrschaft eingedrungenen Volkes bezeichne. Letzteres sei von der Gegend des kaspischen Meeres her gekommen, also wahrscheinlich die Mongolen und Tartaren des Hulaku-Chan, obwohl armenische Handschriften das Volk als Scythen bezeichnen. Diese Ansicht wird besonders von dem armenischen Historiker Tschamtschean ausgesprochen, welcher meint, daß die Meder, die wohl einerlei Abkunft mit den Karduchen des Xenophon waren, den größeren, die Mongolen oder Scythen den kleineren Bestandtheil bildeten.*) Viele Turkomanen hätten sich nach der

---

nach Rich nur wenig von dem Bebbeh-Dialekt verschieden. Die wenigen Mollahs, welche kurdische Volkslieder aufgeschrieben, bedienen sich dazu der persisch-arabischen Schrift, da das Kurdische keine eigenen Schriftzeichen hat.

*) Wahrscheinlich stammt die kurdische Bauernkaste, welche einen von der Kriegerkaste verschiedenen Typus hat, von den unterjochten

mongolischen Invasion mit ihnen gemischt. Dem ganzen Volk sei die Benennung „Kurd" zu Theil geworden, welches im Persischen so viel als „kräftig, mächtig" bedeutet, während die Tartaren das Wort von Gurd d. h. Wolf ableiten, um damit den räuberischen Charakter des Volks zu bezeichnen. Zur Zeit des armenischen Königreichs hieß das gegenwärtige Kurdistan Kord oder Kordik. Die nordöstlichen Kurden nennen sich gewöhnlich selbst Kurmandscheh, eine Name, der wohl von der Landschaft Kirmanschah im südwestlichen Persien herrührt. Die Mullah und Fakky, nemlich die geistlichen und weltlichen Oberhäupter, welche mehr Bildung besitzen als der gemeine Mann, sagen gewöhnlich, daß ihr Stamm von den Hagaren d. h. Arabern komme. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil der kurdischen Häuptlings- und Fürstengeschlechter aus den Reihen der erobernden Araber hervorgegangen ist. Arabischer Ursprung gilt in einem großen Theil des Orients als ein besonders edler.

Die Kurden sind über einen sehr großen Theil von Westasien verbreitet. Das von ihnen bewohnte Areal schätzt Ritter auf wenigstens 2000 Quadratmeilen. Vorherrschend ist die Sprache und der Stamm der Kurden im eigentlichen Kurdistan vom Wansee bis südlich von Suleimanieh, auch in einem großen Theile des südlichen und östlichen Aserbeidschan, im Süden von Chusistan und in einem Theile des Ejalet Bagdad, wo es in vielen Gegenden das Arabische zurückgedrängt hat, in dem größten Theile der Gebirgslandschaften westlich und östlich vom Tigris. Einzelne kurdische Stämme und Familien wohnen in größerer Entfernung vom eigentlichen Kurdistan, besonders in

medischen Urbewohnern, während die Kriegerkaste aus verschiedenen erobernden Völkern hervorgegangen, die später ihrerseits besiegt in die Gebirge flohen.

Loristan und bis zum persischen Golf. Andere sind bis Khorasan und in die Paschaliks von Damaskus und Aleppo verbreitet. Kleine kurdische Nomadenlager sah ich sogar auf meiner Rückreise zwischen Erzerum und Baiburt. Im russischen Armenien findet man zerstreute russische Wanderstämme nicht nur in der Hochebene des Araxes, sondern auch im Süden und Osten der Alpenlandschaften des Goktschaisee's zum Theil gemischt mit jesidischen Nomaden.

Die Kurden, welche nominell oder wirklich unter osmanischer Hoheit stehen, bewohnen in überwiegender Masse die Ejalets von Suleimanieh, Schehezur, Bagdad, Mossul und Wan, also einen großen Theil vom Gebiete des alten assyrischen Reiches zwischen der Zagroskette und dem Tigris. Die Kurden auf der Westseite des Zagros bewohnen einen Theil des alten Medien unter persischer Oberhoheit. Zwischen beiden sind die sogenannten freien und unabhängigen Kurden, großentheils im Hakkarigebiet. Doch hat sich die Zahl der wahrhaft unabhängigen Stämme seit den Feldzügen von Reschid und Omer Pascha beträchtlich vermindert. Bei der geringen Kenntniß, welche wir bis heute von der Statistik im Innern Kurdistans haben, bei der Zerstreuung und Zerstückelung vieler Wanderstämme über ein ungeheueres Territorium ist eine numerische Schätzung des Kurdenvolks sehr gewagt. Ritter nimmt zwei bis drei Millionen an. Hörnle schlägt die Gesammtpopulation des Kurdenvolks nur auf etwa eine Million an, was aber gewiß viel zu niedrig ist.

Ueber die angesiedelten und wandernden Clans oder Stämme im südöstlichen Kurdistan verdanken wir die ausführlichsten Mittheilungen dem britischen Reisenden Rich, der sie aus directer Quelle d. h. aus dem Munde der angesehensten und gebildetsten kurdischen Großen geschöpft hat. Als besonders mächtige Clans

bezeichnet er die Sekkir und die Nureddini, welche beide an 200 Dörfer bewohnen und über 1000 mit Flinten bewaffnete Krieger stellen. Unter den wandernden Stämmen in Feldlagern nennt er die Jaf-Tribus als die zahlreichsten und mächtigsten. Die wildesten Kurdenstämme bewohnen nach Rich die nördlichen und nordwestlichen Zagrosketten. Darunter zeichnen sich die Jaf, Khosnaf, Bulbassi und Rewandoz durch Barbarei und kriegerische Furchtbarkeit aus.

Die Khosnaf-Tribus und die Rewandoz hörte J. Rich in Suleimanieh als sehr wild, stupid und fanatisch schildern; sie morden ohne Scrupel den ersten besten Menschen, würden aber nie ein Gebet zur bestimmten Stunde aussetzen; doch habe man sie schon in den Moscheen die Schwerter ziehen sehen: denn kein Streit über die geringste Kleinigkeit, wie über einen Hund oder dergleichen ende ohne Blut und Mord. Die dumme Wuth eines Khosnaf zu bezeichnen erzählt man, es sei einer ihrer Chefs über eine Fliege, die sich ihm immer wieder auf die Nase gesetzt, so in Wuth gerathen, daß er sich selbst mit dem Dolch die Nase zerfetzt und das Auge ausgestoßen habe. Zu den Khosnaf werden drei Tribus gerechnet: die Mir-Mahhmalli, die Mir-Yusufi und Pizhderri. Von diesen letzteren stammen die Bebbeh. Die beiden ersteren sollen in alter beständiger gegenseitiger Fehde leben, und nur durch die Spaltung allein soll es den Bebbeh gelungen sein, ihren Einfluß über sie zu erhalten und zu behaupten. Nur ein kleiner Strom bildet die Grenzscheide zwischen den Mahhmalli und den Yusufi; sie besitzen gemeinschaftlich nur eine Moschee, in der sie sich zwar jeden Freitag versammeln, nach dem Gebet aber sich in ihre Grenze zurückziehen, wobei sie auf einander zu feuern pflegen. In der Moschee selbst sind zuweilen schon 20 bis 30 von ihnen getödtet worden. In ihrer Tracht gleichen sie den Kurden von Amadia; aber ihre Sprache hat

Antheil an den beiden Dialekten der Bebbeh und Bahdinan. Dasselbe soll von den Rewandoz-Kurden gelten, deren besondere Tribusnamen der britische Reisende in Suleimanieh nicht erfahren konnte, da man mit ihnen wenig in Verkehr steht. Doch glaubt Rich so viel versichern zu können, daß es keine Bauernkaste, keine Guran, weder bei den Khosnaf-Stämmen noch bei den Rewandoz, gebe, daß sie also insgesammt zu der Kriegerkaste oder zu den reinen edlen Kurdengeschlechtern gehören.

Die Rewandoz, Rawandus bei Niebuhr, haben ihre Sitze weiter im West, im Süden des Wansee's und im obern Stromgebiete des großen Zab. Zwischen ihnen und den Khosnaf sitzen aber die alten Feinde der Bebbeh, die wildesten Raubstämme der Bilbassi, Bulbassi, Bulbas oder Bilbos, von denen auch Ker Porter auf seinen Gebirgswegen mehrmals bedroht ward. Niebuhr nannte sie Belbas und unterscheidet den großen Flecken Belbas, auf einem hohen Berge 4 bis 5 Tagereisen von Mossul von den Wandertribus dieses Namens, den er jedoch nicht näher kennen lernte.

Diese Bulbas bestehen nach J. Richs Erkundigung aus 4 Tribus: Rummock, Manzar, Piran und Namash; oder nach einer anderen Aussage aus 6 Abtheilungen, indem man zu jenen noch zwei, die Sinn und Taafah, hinzurechnet, welche jedoch zusammen gehören. Die Häupter der Tribus heißen Muzzin; jeder von diesen hat eine Anzahl ihm zugehöriger Diebe, die das Raubhandwerk für ihn treiben. Er erhält sonst nur freiwillige Abgaben von seinen zugehörigen Tribus. Jeder Mann unter ihnen, auch der geringste, hat eine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten; bei jedem gefaßten Beschluß hat der gemeinste Bulbas das Veto, und das ganze Geschäft ist vereitelt. Ihr Oberhaupt wird Kako-Hassan d. i. Bruder Hassan, genannt, als solcher kam er bei dem Friedensschlusse mit Abdurrahman

Pascha vor. Der Blutpreis für einen erschlagenen Menschen beträgt bei den Bulbas 22 Ochsen, doch kann er auch in andern Gegenständen gezahlt werden. Nur Ehebruch und Verführung werden bei ihnen mit dem Tode bestraft, alles andere pflegt sonst abgebüßt zu werden, nach Herkommen: denn eigne Gesetze haben sie nicht. Die Chefs stehen bei Händeln gewöhnlich den Aeltesten bei. Eine seltsame Art ihre Wunden zu curiren wird bei den Bulbas angegeben; sie nähen den verwundeten Körper in eine frisch abgestreifte Ochsenhaut ein, und lassen nur den Kopf frei; die Haut muß dem Patienten auf dem Leibe verfaulen. Selbst die gefährlichsten Speerwunden und Säbelhiebe sollen auf diese Weise stets geheilt werden. Unter diesen Bulbas gibt es, wie im größeren Theile des übrigen Kurdistan, eine Bauernkaste, die aber, wie jene früher genannten, verachtet ist, keinem Tribus angehört, natürlich auch keinen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen hat und auch hier in die Classe der Hörigen, einstigen Urbewohner, zu gehören scheint, wie die in Scherezur, welche, als ältere Bewohner, zu Knechten der siegreich eindringenden Kurden-Tribus herabgedrückt erscheinen. Von den Bulbas werden sie mit einem persischen Worte Kelowspi d. h. „Weißmützen" genannt.

Die Bulbas geben nie ihre Töchter dem Manne eines andern Tribus zur Ehe, aber die Geliebten werden nicht selten von ihren Liebhabern gewaltsam entführt. Stirbt ein Muzzin, so folgt ihm unter den nächsten Familiengliedern der Tapferste, der von den andern als solcher anerkannt wird. Ist der Sohn zur Nachfolge unfähig, so folgen zunächst die Brüder. Kein Häuptling kann seiner Würde wieder entsetzt werden. In ihren Gebirgsgauen erkennen die Bulbas keinen Perser oder Türken als ihren Oberherrn an. Steigen sie jedoch mit ihren Heerden herab in die Gebiete von Kartascholan, was indeß seit Jahren

nicht geschehen war, so zahlen sie einen Tribut an Schafen an den Beg. Auch sind sie leidenschaftliche Liebhaber von Waffen.

Der Tribus der Soran-Kurden von Pizhder, dessen schon oben bei den Bebbeh Erwähnung geschah, wohnt südlicher als die Bulbas. Vielleicht meinte Rich, es sei nur der Name eines Geschlechts, einer Familie, aber einer der mächtigsten in Kurdistan gewesen; als ihre Residenz ward Harir genannt, wo noch viele Denkmale in besserem Baustyl als sonst irgendwo in Kurdistan sich befinden sollen. Dieses Harir ist wohl derselbe Ort, der nach Niebuhr im Gebiet von Koi Sandschak liegen soll, 6 Stunden von Erbil, wovon wir jedoch keine neuere Nachricht besitzen als die unvollständigen Erkundigungen, die Rich über dessen Lage von Omar Aga einzog. Hienach sind Neu-Harir und Alt-Harir, welche öfter mit einander verwechselt werden, wohl zu unterscheiden. Diese Soran starben aus und an ihrer Stelle traten jene Bebbeh hervor, welche Feudalchefs unter den Soran gewesen waren. Zu diesen gehört auch Keuy Sanjiak im mittleren Stromlaufe des Zab Asfal, wo noch ein Banner der Soran aufgepflanzt war, das aber seit kurzem durch die siegenden Bebbeh geschlagen und verdrängt sein soll. Zu Niebuhrs Zeit war Koi Sandschak noch ein eigenes, dem Pascha von Bagdad tributaires Paschalik.

Die seßhaften Kurdenstämme haben ihren Namen in der Regel von der Provinz oder dem District (Balluk) den sie bewohnen, während die nomadisirenden Stämme sich gewöhnlich nach ihren Stammfürsten, ihren Chans, Begs und Agas nennen, deren es eine sehr große Zahl gibt so auf dem russisch-türkischen Grenzgebiete in den Araxesgegenden die Silanli, Bandjinli, Badiki, Scharchi, Sibki, Mandekli, Manikli. Die Sibki und Silanli, welche größtentheils unter russischer Oberhoheit leben sind von Häuptlingen geführt, welche den Befehlen des Gene-

ralstatthalters von Transkaukasien gehorchen. Ibrahim-Aga ist Oberhaupt des ersten, Hussein-Aga des zweiten Stammes. Von den wandernden Clans — Manikli und Mandekli — sagt man, daß sie größtentheils armenischer Abkunft seien. Volksmischungen zwischen Armeniern und Kurden betrachtet Abowian besonders in den Araratgegenden als unbestreitbare Thatsache. Druck und Verfolgung bewogen in früheren Zeiten viele Armenier zur herrschenden Islamreligion überzugehen. Sie vermengten sich besonders im türkischen Armenien mit den Kurden, deren Sprache und Tracht auch viele christliche Armenier angenommen haben. Auch die Djalal-Stämme*) die berüchtigtsten Räuber dieses Grenzgebirgs, welche unaufhörlich ihre Wohnsitze wechseln und bald auf russischem bald auf türkischem oder persischem Boden ihre Unthaten verüben, sollen viel armenisches Blut haben. Ihr

*) Die Plünderung einer großen Karawane bei Bajasid im J. 1840 wurde dem Djalal-Stamme zugeschrieben. Diese Räuber, schreibt Abowian, haben allenthalben ihre Kundschafter und Helfershelfer und finden in vielen Dörfern mehr aus Furcht als aus Sympathie der Bewohner Obdach und Unterstützung. Wenn ein auf türkischem Gebiet streifender Djalal in den Araxeslandschaften Beute machen will, so kommt er als Gast zu einem seiner Freunde auf russisches Gebiet herüber, erlauert die gewünschte Gelegenheit, theilt nach vollbrachter That die Beute mit seinem Helfershelfer und verkauft die andere Hälfte in den Dörfern, wo ihn Niemand zu verrathen wagt, aus Furcht vor der Blutrache seines Stammes. Im Jahr 1840 machten die Perser auf Befehl des Kriegsministers Mirza-Amir-Nisam eine Razzia gegen die Djalalen, welche ihnen theilweise gelang. Der ganze Stamm bat um Gnade, begann aber später sein Räuberhandwerk von neuem. Da sie von einem Gebiet auf das andere fliehen, so ist in letzter Zeit zwischen Rußland, Persien und der Türkei die Uebereinkunft getroffen worden, keinem Djalal-Kurden die Uebersiedelung in das Nachbargebiet zu gestatten. Bei der mangelhaften Grenzbewachung hält es schwer diesem Vertrage Kraft zu geben.

Name soll von einem mächtigen und kriegerischen armenischen Fürsten, Namens Djalal kommen, welcher vor einigen Jahrhunderten in diesen Gegenden hauste und viele Kurden in seinen Diensten hatte. Die Djalalen bringen den Winter gewöhnlich in den Steinklüften des Ararat zu und leben nicht nur mit Tartaren und Armeniern, sondern auch mit ihren kurdischen Stammgenossen in ewiger Fehde. Seitdem das russische Gebiet bis an den nördlichen Abhang des großen Ararat reicht, wird ihnen das Räuberhandwerk sehr erschwert. Die Grenzkosaken, die Reiter des Pascha von Bajasid und des Beg von Maku setzen ihnen von allen Seiten zu, haben aber bis jetzt die Djalal-Stämme weder auszurotten noch sie von ihren räuberischen Gewohnheiten abzuschrecken vermocht. Von den Sliwan-Kurden im Paschalik Bajasid ist ein großer Theil ansässig. Im türkischen Armenien und in den Araratgegenden scheint das numerische Verhältniß der angesiedelten Stämme zu den Wander-Tribus ziemlich das gleiche wie im Paschalik Suleimanieh, wo nach Richs Beobachtung sich jene zu diesen wie 1 zu 3 verhalten. *)

In das Dunkel der Kurdengeschichte werfen einige in neue-

---

*) Nach Ainsworth sind die 4 großen Stämme im nördlichen Kurdistan die Bahdinan, Buhtan, Hakkari und Rowandiz. Die Bahdinan umfassen die kleineren Stämme: 1. der Sindi oder Sindiyah; 2. Sleïvani; 3. Goli; 4. Goyi; 5. Artuschi; 6. Derran; 7. Kaïdi; 8. Scheikh An (Yezidis); 9. Navkur; 10. Bowat; 11. Najukur; 12. Kal'ati; 13. Kal'ah Deïr; 14. Seruji; 15. Schirwan; 16. Barados; 17. Gerdi; 18. Misuri; 19. Berrawi; 20. Doski; 21. Kerki; 22. Rekani; 23. Nerwi; 24. Barrawi Jur; 25. Govi; 26. Teli; 27. Zitk; 28. Scherm; 29. Zobar.

Die Hakkari umfassen 1. die Tiyari; 2. Tobi; 3. Jellawi; 4. Piniyaniski; 5. Al Toshi; 6. Artoshi Bashi; 7. Bazi; 8. Sati; 9. Oramavi; 10. Julamergi; 11. Jellu; 12. Dez; 13. Siliyahi; 14. Berrawi.

ster Zeit von britischen Agenten aufgefundene Documente recht interessante Lichtblicke. Omar Aga entdeckte bei einem der Kurden eine lange Papierrolle mit einem Lederbande, darauf in persischer Sprache die Geschichte seiner Familie und die Reihe der regierenden Fürsten von Baba Suliman an bis in die neueste Zeit verzeichnet war. In einem andern Manuscripte waren religiöse Poesien, Erzählungen, Recepte, chronologische und genealogische Daten eingezeichnet. Von beiden hat Rich Auszüge der historischen Hauptfacten mitgetheilt. Er erfuhr, daß es eine berühmte Kurdenhistorie, eine Landeschronik, „Tarik al Akrad" genannt, gebe, die aber eine große Seltenheit war. Sie wurde ihm vom Wali zugesichert; er erhielt sie auch; sie befindet sich mit Richs nachgelassener zahlreicher orientalischer Bibliothek im britischen Museum in London. Sie soll von Sherefeddin verfaßt sein. Da der berühmte Sultan Saladin von Geburt nach Abulfeda ein Kurde war, so sind auch in seinen Biographien der Orientalen Daten der Kurdenhistorie verwebt.

Die Kurden sind in zwei Stände oder Kasten getheilt: in den Kriegerstand, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt und in den Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Nach Rich unterscheiden sich dort die Guran durch ihre Physionomie wie durch ihren kurdischen Dialekt von der Kriegerkaste. Ihre Gesichtsbildung sei viel sanfter, habe weit regelmäßigere Züge und sei öfter ganz griechisch. Die ächten Kurden der Kriegerkaste seien ein sehr stämmiges, robustes, gesundes Volk, unter denen viele Männer und Frauen von hohem Alter sich gut erhielten. Aber ihre Physionomie habe sehr grobe Züge, dicken Vorderkopf, eckige Winkel, tiefliegende, starre Augen, meist blau oder von grauer Farbe. Ihr Tritt sei fest und hart, in ihren freien Manieren spreche sich der Gebieter im Lande

augenblicklich ganz unterscheidend von der Haltung des Bauern aus. Die Kurdenkinder sind von reiner Haut, rosenwangig, ungemein gewandt, gut gebaut, hart gewöhnt, was Rich besonders auffiel, da er an die verzogenen Kinder in Bagdad gewöhnt war, mit ungesundem Aussehen, schwellenden Bäuchen u. s. w.

Die kurdische Kriegerkaste nennt sich Assireta, ein Name, der nach Rödiger arabischen Ursprungs sein soll. Die Assireta bebauen selten oder nie das Land, während die Guran nie Krieger werden. Im südlichen Kurdistan, besonders in den Gegenden des Paschalik Suleimanieh nennen sich die kurdischen Krieger Sipah oder Soldaten, die Bauern Rajahs. Die Krieger glauben, die Bauern seien nur zu ihrem Nutzen geschaffen. Die Lage der letzteren ist elend und wie Rich bemerkt, dem Schicksal der Negersclaven in Westindien ziemlich ähnlich. Nie schämen sich die Kriegerhäuptlinge der gegen die Bauern verübten Grausamkeiten. Letzteren ist es nicht möglich sich für Kurden der edleren Kaste auszugeben, da der Bauer durch Gesicht und Aussprache von dem Krieger verschieden, sogleich erkannt würde.

Bei den Nomadenstämmen im nördlichen Armenien existirt nicht diese strenge Kastenscheidung. Unter den Kurden im Paschalik Bajasid sind nur wenige Spuren davon übrig geblieben, im russischen Armenien hat sie gänzlich aufgehört. Dort genossen zur Zeit der persischen Herrschaft die kurdischen Nomaden desselben Privilegiums, das sie noch heute in den südlichen Gegenden am Wansee unter Mahmud-Chan besitzen. Sie quartierten sich während der Wintermonate in den armenischen Dörfern ein und erhielten von ihren Quartiergebern Heizung und Futter für ihr Vieh. Armenier und Nestorianer hatten durch diese gezwungene Einquartierung arg zu leiden, da alles was sie im Hause hatten dem einquartierten Gast zu Gebote stand, ganz ähnlich

wie noch in jüngster Zeit bei den schwer gedrückten Rajahs in Bosnien. Auch nach der Besitznahme der nördlichen Araratlandschaften durch die Russen wollten die Kurden ihr altes Vorrecht geltend machen, schickten eine Deputation ihrer Stammesältesten nach Tiflis und erklärten dem russischen Generalstatthalter, daß sie dagegen wie früher bereit seien, im Falle eines Feldzuges als irregulaire Cavallerie Dienste zu leisten. Das Gesuch wurde natürlich abgeschlagen. Aber so groß ist die Macht der Gewohnheit in diesen Ländern, daß von gewissen armenischen Dörfern am Ararat freiwillige Leistungen an Gerste und Heu für die Kurden, ihre ehemaligen Schutzherren, während der Wintermonate noch jetzt geliefert werden.

Die große Masse des Kurdenvolks bekennt sich zu einer Nebensecte der Sunniten, Schufi genannt und ist geschworner Feind der Schiiten, welche sie noch weit mehr meidet und verachtet als die Christen. Der Name Adschani, welchen die Kurden den schiitischen Persern und Tartaren, ihren Nachbarn geben, ist nach ihren Begriffen ein brandmarkender Schimpfname. Die tartarischen Anhänger der Secte Ali's vergelten ihnen reichlich diesen Haß. Den Glaubensunterschied beider Secten setzen wir bei dem Leser als bekannt voraus. An den kirchlichen Ceremonien sollen die kurdischen Anhänger der Secte Omar weit strenger halten als ihre Nachbarn und Gegner die schiitischen Tartaren in Aserbeidschan und am Araxes. Die Sunniten beten täglich fünfmal, die Schiiten nur dreimal. Letztere dürfen auch während des Gebetes den Tschibuk oder Kaljan rauchen und erlauben dem weiblichen Geschlechte den Zutritt in die Moscheen, der ihnen bei den Sunniten so strenge untersagt ist, daß ein Andächtiger sich wohl zehnmal von neuem wäscht, wenn er im Augenblick, wo er das Gebet verrichtete, ein Weib erblickt. Auch bei den Kurden besteht der Gottesdienst in einem

Herplappern arabischer Stellen aus dem Koran, die selbst wenige ihrer Mullahs verstehen, in oft wiederholtem Niederbeugen der Stirne bis zur Erde, in Aufstehen und Niederknien mit dem Haupte gegen Mekka gekehrt. Jeder Kurdenstamm auch in den Jailaks oder Nomadenlagern hat einen Mullah, der das Arabische lesen aber nicht gerade verstehen muß. Die Unwissenheit dieser Priester ist noch ärger als bei den Marabuts der Beduinen. So z. B. wissen sie wenig oder nichts von der Existenz des alten Volks von Israel und glauben, daß Abraham, Moses und die Propheten Araber, nicht Juden gewesen.

Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern vollkommen würdig. Aber so tief in Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten eingedrungen wie bei den Kurden ist die Raublust bei keinem der barbarischen Völker, welche ich während fünfjähriger Reisen in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tartaren und Tscherkessen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den ächten Heldenthaten und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen Adschani überfallen. Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honetter und menschlicher benehme als der Tartar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es ihm gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mißhandlung, wenn letzterer sich nicht zur Wehre setzt. In der Provinz Eriwan ist es öfters vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauch-

bare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertod zu bewahren. Auf Dankbarkeit ist bei ihnen freilich nicht zu rechnen. Auch ihre Freunde und Wohlthäter, bei denen sie früher das Gastrecht genossen, plündern sie gewöhnlich ohne Gewissensscrupel aus und sagen dann zur Beschönigung ihrer That: „wenn sie nicht Hab und Gut ihres Gastfreundes genommen, so wäre nach ihnen wohl ein Anderer gekommen, der sich dessen bemächtigt hätte.“ Als Gäste beobachten sie den seltsamen Brauch, daß sie das dargereichte Brod aus der Mitte, nicht vom Rande brechen. Haben ihre Lippen aber zufällig den Rand des Brodes berührt, so sind sie nach ihren Begriffen dem Gastfreunde zur Dankbarkeit verpflichtet und dürfen sich auch später nicht mehr an seinem Eigenthum vergreifen. In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden vielleicht nur von den Sioux und Huronen Amerika's übertroffen. Die Geschicklichkeit, mit der sie unserer Karawane im Augenblicke des Lagerns auf dem Khasi-Göl mehrere bepackte Pferde entführt hatten und die Schnelligkeit, mit der sie dann noch den verfolgenden Armeniern Pferde, Turban, Hemd und Hosen abgenommen, war unvergleichlich. Dagegen wollen sich die Kurden durchaus nicht mit der Contrebande befassen, welche an der russischen Grenze gegen Persien und die Türkei so schwunghaft betrieben wird und für gewandte Schmuggler so einträglich ist. Da Niemand besser als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen und Schleichen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer Erwerb durch den Schmuggel geboten. Aber diese Art von Gaunerei und List ist ihm zu modern. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Contrebande gewin-

nen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden welche sie bewohnen, fast eben so abweichend wie ihre Physionomie. Die hohe gelbe Filzmütze ist nicht überall ihr Kopfschmuck. Im türkischen und russischen Armenien tragen sie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weiß, darunter ein engeres Gewand im türkischen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tartarischen, in den Gebirgslandschaften am untern Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre, die ich bei den Kurden in Persien und in der Türkei gesehen, sind überaus schlecht, meist Luntenflinten. Selbst bei den mächtigen und wohlhabenden Stämmen kommt selten mehr als Ein Feuergewehr auf 10 Mann. Dagegen trägt im türkischen Armenien und im persischen Kurdistan der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich mit einem Büschel von schwarzen Roßhaaren oder Wolle oben geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange breite zweischneidige Dolche Kandschar genannt. Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Andere Waffen habe ich bei den Kurden nie gesehen, auch nicht Panzer und Stahlhemde, wie deren Ker Porter im persischen Kurdistan noch vor 30 Jahren gefunden hat. Rich spricht von den Holzkeulen mit Eisennägeln beschlagen, welche er bei den Jaf-Stämmen als gewöhnliche Waffe gesehen und die nach seiner Schilderung furchtbare Waffen sind. Außerdem tragen dort die kurdischen Fußgänger Säbel und leichte Schilde. Das Schießpulver wird von den Kurden Der-

man genannt, was so viel als „wirksame Medicin" bedeutet.

Die Pferde sind im südlichen Kurdistan nicht allgemein im Gebrauch. Nach Rich sind die Kurden im Paschalik Suleimanieh kühne aber schlechte Reiter, welche im Gegensatze zu den Arabern die Pferdezucht wenig verstehen und die von Natur gute Race durch wildes Jagen über Stock und Stein verderben. Man reite, sagt er, ein Pferd gerne nach einem Araber, allenfalls auch nach einem Türken, aber gewiß nie gerne nach einem Kurden. Die gemischte arabisch-kurdische Pferderace, sagt derselbe Reisende verliere bald ihre guten Eigenschaften. Dagegen lobt Oberst Shiel die Reitkunst der Kurden. Ich habe im Süden des Urmiasee's unter den Mukri-Kurden nur gewandte treffliche Reiter gesehen, welche in der Dressur der Pferde den Arabern der Berberei nicht nachstehen.

Abowian, welcher durch viele Jahre die Kurden in der Nähe beobachtet und über ihre Thaten, Sinnesart und Lebensweise sehr viele Züge durch seine mit den Kurden beständig verkehrenden Landsleute in Erfahrung gebracht hat, entwirft von ihrem Charakter im Ganzen kein ungünstiges Bild. Die Kurden theilen mit anderen wilden und barbarischen Gebirgsbewohnern des Orients, besonders mit den Kaukasiern, fast alle guten und die meisten schlechten Eigenschaften. Sie sind wie die Tscherkessen und die alten Germanen kraftvoll, tapfer, freiheitliebend, gastfrei, ziemlich keusch, auch bis zu einem gewissen Grade worttreu; lieben wie diese Krieg, Raub, Jagd und Müßiggang, huldigen in fast gleichem Grade wie die Bewohner des kolchischen Hochlandes der gräßlichen Sitte der Blutrache, leben wie sie in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold. Stolz und ritterliche Züge sind ihnen, besonders ihren Häuptlingen nicht fremd. Sie unterscheiden sich von den Tscherkessen durch mehr

religiösen Sinn und durch Liebe für ihre Familie. Der Kinderverkauf, welcher im Kaukasus so allgemein herrscht, ist in Kurdistan unbekannt. Wie die tscherkessischen Usden wohnen auch die kurdischen Häuptlinge in alten Vesten, welche wie die deutschen Ritterburgen auf den steilsten Felshalden, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupteten sie ihre Herrschaft, machten sie ihre Razzia gegen die friedlichen Armenier, plünderten sie die Karawanen und Reisenden. Indessen waren selbst in den schlimmsten Zeiten nicht alle Kurdenstämme wirkliche Räuberbanden, obwohl keiner den Raub bei guter Gelegenheit verschmähte. In den Araratgegenden wurden bereits seit Jahrzehnten fast alle Raubthaten ausschließlich den Djalalen zugeschrieben.

Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in großem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüt stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren Kurden, selbst die Söhne des Häuptlings sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffe und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und jeder berührt sich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Bei dem Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden bis er sich niedergelassen hat. In den großen Kurden-Clans ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Chan oder Beg

bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder zu gut. Ueberhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Großer ist durch die Sitte gezwungen sehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geschenke oder die erpreßten Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. In Persien und in der Türkei sorgten Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reichgewordener Günstlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich anhäufen konnten. Abowian versichert, daß mancher kurdische Stammesfürst, um dem Gastrecht Genüge zu leisten, genöthigt sei, täglich 30 bis 40 Schafe zu schlachten, 4 bis 5 Pud Reis als Pilav zu bereiten und einige Pfund Kaffe und Tabak an seine Gäste zu vertheilen.

Die gewöhnlichen Speisen im Hause eines vornehmen Kurden sind Kufda und Pilav, nemlich zerhacktes und in Klumpen gerolltes Fleisch mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer in einer Schüssel von gekochtem Reis, Lammsbraten, Käse und sauere Milch. Gewöhnlich werden alle diese Speisen in einer großen kupfernen Schüssel zu gleicher Zeit aufgetragen und in die Mitte der Tischgäste gestellt. An jeder Schüssel essen 4 bis 5 Personen. Nachdem man sich die Hände gewaschen, greift jeder mit den Fingern in die Schüssel und holt sich jene Bissen heraus, die er am liebsten hat. Sind die Aelteren und Vornehmeren mit dem Essen fertig, so ziehen sie sich zurück und räumen den Gästen zweiten Ranges den Platz vor den Schüsseln. Nachdem auch diese gesättigt sind, kommen die Diener und Armen daran, die mit den Brocken vorlieb nehmen müssen, welche jene übrig gelassen haben. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände und schlürft sein Täßchen Kaffe. Ein fremder Gast, be-

sonders ein Europäer verläßt selten einen kurdischen Clan ohne von dem Häuptling ein Pferd, ein Schaf oder ein Stück buntes Zeug zu erhalten. Doch ist dies bei den Kurden mehr ein Zeichen der Habsucht und Speculation als der Freigebigkeit. Denn er hofft in der Regel, daß der Gast das Geschenk gar nicht annehmen, ihm aber ein viel werthvolleres Gegengeschenk machen werde. Die demüthigen Höflichkeitsphrasen, deren sich Perser und Tartaren bei der Bewillkommnung oder Verabschiedung vornehmer Gäste bedienen z. B.: „ich bin der Staub zu deinen Füßen" u. dergl. verschmähen die Kurden, bedienen sich dagegen sehr oft der freundlichen Redensarten: „du bist unser Bruder, unser Auge . . . . . . möchte unsere Freundschaft von Dauer sein!"

Alle europäischen Reisenden, welche mehr oder minder lange unter Kurden sich aufgehalten und deren Gewohnheiten und Sitten zu studiren Gelegenheit hatten, stimmen in ihrem Urtheil überein, daß die kurdischen Frauen freier, geachteter und in den wohlhabenden Häusern auch glücklicher sind als Türkinnen und Perserinnen. Nur die vornehmen Frauen gehen verschleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern sind immer unverhüllt. Jene werden Khanun, letztere Jaja genannt. Die Kurdinnen sind nicht auf die Wohnung im Harem beschränkt, sondern gehen in und außer dem Hause frei herum, sprechen und verkehren auch ohne Scheu mit anderen Männern. Die Schilderung, welche mir die deutsche Colonistenfrau Eichele in Katharinenfeld, die mehrere Jahre bei einer kurdischen Khanun, der Frau des berüchtigten Hussein-Chan, als Sclavin diente, von dem häuslichen Leben der Kurden machte, ist diesem nicht ungünstig. Eheliche Liebe und Treue ist bei den Kurden keine Seltenheit und ihre Kinder lieben sie zärtlich, selbst wenn sie krüppelhaft oder schwächlich sind. Der barbarische Brauch der Indianer Amerika's,

der Spartaner und der alten Germanen, schwächliche Kinder zu tödten oder zum Verhungern auszusetzen, existirt nicht bei diesen Bergbewohnern des Orients. Die Mädchen heirathen in der Regel zwischen dem 10. und 12. Jahre, nachdem die Bedingungen zuvor zwischen den Eltern der Braut und des Bräutigams festgesetzt worden. Wie es im ganzen Morgenlande üblich ist, muß auch hier der Bräutigam für die Braut bezahlen. Ist man beiderseits einig, so wird der Mollah gerufen und der Ehevertrag, Kjubin genannt, abgeschlossen. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guran sind froh, wenn sie Eine Frau erkaufen und ernähren können.

Die Frauen der Häuptlinge und Großen führen ein so üppiges Leben, als es in ihren düsteren verfallenen Burgen oder in den luftigen Wanderzelten ihrer beweglichen Jailaks, wo von Comfort nach europäischen Begriffen keine Rede sein kann, möglich ist. Stets schmücken sich diese vornehmen Kurdinnen mit reichen Stoffen, hüllen sich in buntfarbige persische Shwals und behängen sich mit Gold- und Silbermünzen, mit Perlen und Edelsteinen. Sie sticken und weben nur zum Zeitvertreib und bringen den Tag meist mit Tanz und Putz, mit Baden und mit Einschmieren wohlriechender Essenzen und Salben zu. Diese Art von orientalischem Luxus ist bei den kurdischen Fürstinnen mehr im Gebrauche als man nach der Rohheit und Aermlichkeit der Lebensweise des Volks im Allgemeinen denken sollte. Immer steht eine große Zahl von Sclavinnen und Dienern bereit, jeden Wink der Herrin zu erfüllen. Oft freien die kurdischen Häuptlinge um die Töchter türkischer und persischer Großen in den Städten. Ihnen wird von Seite des Gatten, da sie in der Regel schön und an die üppige Lebensweise des elterlichen Harems gewöhnt sind, die zärtlichste Aufmerksamkeit zu Theil,

16*

natürlich nur so lange sie jung sind und durch ihre Reize den Gatten beherrschen. Nicht immer aber versöhnen die seidenen Kleider, der Goldtand, das Juwelengeschmeide und das duftende Rosenöl sammt all' den kurdischen Herrlichkeiten jene stolzen Pascha- und Sardartöchter mit ihrem Loose. Der bekannte Hussein-Chan hatte eine Tochter des Pascha von Kars geheirathet, ein wunderschönes Weib von sanfter Gemüthsart. Frau Eichele aus Katharinenfeld, welche bei derselben als Sclavin diente, erzählte mir wie oft die Khanun geseufzt und geklagt habe unter einem barbarischen Volke leben zu müssen und einem Barbaren als Gattin anzugehören.

So üppig das Leben einer Khanun so hart ist das Loos der Weiber gemeiner Krieger oder Bauern. Alle häuslichen Arbeiten müssen sie verrichten, müssen nicht blos weben, stricken, nähen sondern auch Wasser tragen, Holz hacken, die Lastthiere bepacken, das Zelt in den Jailaks aufschlagen und wieder zusammenlegen, das Vieh melken, Käse und Butter bereiten und dazu die Kinder säugen, nähren und kleiden. Der Mann treibt nur das Vieh auf die Weide, der Bauer bestellt nur den Acker, der Krieger zieht nur zu Kampf und Raub aus. Jede Arbeit im Hause hält er unter seiner Würde, sitzt da gewöhnlich müßig mit gekreuzten Beinen auf der Filzdecke, welche ihm das Weib bereitete und raucht die Pfeife in träger Ruhe. Das Weib verrichtet die schwersten Arbeiten ohne Murren ohne Klage. Sie hat keinen anderen Gedanken als daß sie nur des Mannes wegen auf der Welt sei, daß sie ihm dienen, sich für ihn plagen müsse. Schönheit, wo sie vorhanden war, und Jugendfrische gehen bei so harter Lebensweise natürlich schnell verloren. Fast alle Kurdenfrauen die ich gesehen, waren früh verwelkt und gealtert, mit kupfriger Gesichtsfarbe, die meisten unbeschreiblich häßlich, mit ihren dürren harten Zügen, ihren stieren schwarzen

Augen, ihrem struppigen Haar in ihrem seltsamen phantastischen Aufzuge und mit überflüssigem Schmutz ein Bild leibhaftiger Hexen. Dagegen bemerkte ich unter den jungen Mädchen manche liebliche Gestalt, hübschen Teint und kluge schwarze Augen, welche den fremden „Franghi-Hekhim“ neugierig musterten. Die meisten Kurdinnen tragen ein einfaches Tuch von weißer oder rother Farbe nachlässig um den Kopf gewunden, ein Kleid von grobem Stoffe mit einem Gürtel über die Knie herabreichend und weite Beinkleider. Das Haar der gemeinen Kurdinnen hängt fliegend und unordentlich über den Rücken herab, die vornehmen Frauen lassen sich ihr gewöhnlich sehr langes und reiches Haar gleich den Georgierinnen in viele zierliche Zöpfe flechten. In den Kurdenlagern und in den einsamen Jailaks, die ich besuchte, zeigten die Kurdinnen nicht nur keine Scheu gegen den fremden Gast, sondern benahmen sich äußerst zudringlich, bettelten um Geschenke, um Arzneien, Zucker und selbst um Stecknadeln. Bei all' ihrer Zudringlichkeit hätte man nicht wagen dürfen, sich irgend eine Freiheit, wie eine flüchtige Liebkosung, die selbst die züchtigste deutsche Bauerdirne nicht sonderlich übel zu nehmen pflegt, zu erlauben. Abowian erzählte mir, daß er bei seinem Aufenthalte unter den Kurden, als er viele zudringliche Weiber durch Geschenke abgefertigt, einmal scherzend mit der Hand einem Mädchen die Wange berührt habe. Sogleich entstand furchtbares Geschrei und Tumult. Wie Furien stürzten sich die Kurdenweiber auf ihn und hätten ihn zerrissen, wären ihm nicht einige seiner Kosacken und kurdische Männer seiner Escorte mit ihren Roßpeitschen zu Hülfe geeilt.

Die Frauen aus der Gurankaste haben, wie gesagt, im Allgemeinen ein hartes Loos und für die freiere Bewegung, welche ihnen der Mann gönnt, haben sie auch ein mühsameres Leben, müssen sich unter den Zelten in der Wildniß draußen

ungleich mehr plagen als die Sclavinnen der Harems in den türkischen und persischen Städten. Ein ähnliches Schicksal, dieselbe harte Mühsal, die gleiche Freiheit und die gleichen Rechte hat das weibliche Geschlecht auch bei andern Bergbewohnern Vorderasiens, bei den Tscherkessen, Lasen und Tschetschenzen, wo die Mädchen dem rauhen Vaterland und den rohen Eltern gewöhnlich gerne den Rücken kehren, um mit dem Sclavenhändler unter tausend Gefahren nach dem Bosporus zu segeln. Wenn man dem Weibe oder der Tochter eines kurdischen Guran die Wahl zwischen dem rauhen Elend in ihrer Heimat oder der üppigsten Haremssclaverei in Stambul stellte, so wäre es zweifelhaft ob sie sich für jenes entscheiden würde. Die Gewohnheit mag freilich auch mit den härtesten Entbehrungen sogar mit dem kurdischen Elend versöhnen. So wenig ersprießlich ihre Lebensweise der Erhaltung ihrer Schönheit ist, so sehr stärkt und stählt sie ihren Körper. Die Kurdinnen kommen oft bei harter Arbeit mitten auf freiem Felde ohne Beistand nieder und tragen gleich darauf das neugeborene Kind mit dem Wasserkruge und dem Holzbündel nach Hause. Der Kurde muß immerhin viel auf den Besitz einer guten Hausfrau halten, da er nach seinem Sprachgebrauche ihren Werth dem seines edelsten Rosses gleich stellt — was im Munde eines Kurden viel sagen will. Ein ahnungsreiches prophetisches Wesen verehrt der Kurde nicht im Weibe wie der alte Germane und eine weissagende Veleda, welche zu Schlachten begeisterte und deren Stimme als ein Spruch der Gottheit galt, scheint in der Kurdenhistorie nie vorgekommen zu sein. Doch gibt es einzelne Heroinen unter den Kurdinnen wie schon Rich erzählt hat und deren auch Abowian in den Araratgegenden kennen lernte, tapfere Weiber, die mit der Lanze und dem Kandschar das Roß bestiegen und an der Spitze der Männer reitend sich in das wildeste Kampfgedränge stürzten, wenn

es galt einen Todfeind zu vernichten und die Blutrache zu kühlen. So gering auch im Allgemeinen die kurdische Galanterie gegen das schöne Geschlecht ist, so hat man doch auch nicht selten von Beispielen gehört, daß der geschwungene Stahl den Händen des Rächers entsank, wenn ein Weib sich zwischen ihn und sein Opfer mit ausgebreiteten Armen stellte und um Erbarmen flehte. Wie heilig auch das Gesetz der Blutrache gilt, würde doch die öffentliche Stimme eines Stammes den Mann verdammen, der das Flehen des Weibes unbeachtend den Racheact vollzöge. Gewöhnlich erfolgt in solchen Fällen durch die Dazwischenkunft Anderer vollständige Versöhnung und der Rächer begnügt sich mit einigen Geschenken, dem sogenannten Blutpreis. Nur in äußerst seltenen Fällen sollen Mißhandlung und Schändung der Frauen in Kurdistan vorkommen, auch dann nur gegen Christinnen oder schiitische Ketzerinnen. Wer einem Weibe Gewalt anthut selbst im Lager des Feindes ist in der Meinung seiner Landsleute gebrandmarkt und eine große Gewalt übt diese öffentliche Meinung selbst bei Kurden.

Die Blutrache herrscht, wie bemerkt, bei den Kurden fast in derselben Stärke wie bei den Bergvölkern des Kaukasus. Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah und gibt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Ge-

ners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz aber Brauch und Sitte die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher das Odschag d. i. das Hausrecht entehrend dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen würde. Durch die Nacht der Barbarei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt solche Funken von Edelsinn und Großmuth, nein in der allgemeinen Sitte selbst wohnt mancher zarte Zug und man merkt immerhin, daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der mildern Sitte für jene westlichen Länder schimmerte, in welchen erst Jahrtausende später dasselbe Princip zu einem mächtigen Leuchtthurm für den Erdball werden sollte.

2.

Die Yesidis oder Teufelanbeter — ihre Herkunft, Sprache, Poesie, Religion, Sitten, Gebräuche und Charakterzüge.

Zu den räthselhaftesten Völkern des Morgenlandes gehören die Yesidis oder Teufelanbeter in Kurdistan, Armenien und Kleinasien, welche gleich ihren Nachbarn den eben so räthselhaften Ali Illahi in den babylonisch-assyrischen Landschaften die Forschbegierde der Ethnographen von jeher reizten. Das geheimnißvolle Dasein und die völlig unbekannte Vergangenheit dieser Völker spotteten jedoch bis heute aller Gelehrsamkeit, allem Scharfsinn, aller Wißbegierde. Woher die Yesiden kamen und von welchem größeren Stamm sie sich als Bruchtheil abgelöst, ist eben so wenig enthüllt als wo und wie ihr seltsamer Glaube entstanden, an welchem sie ohne geschriebenes religiöses Gesetzbuch mit gleichem Fanatismus, mit derselben Zähigkeit trotz aller Verfolgungen festhielten wie die Islamiten und wie die Kinder Israels an dem ihrigen.

Die verschiedensten Hypothesen sind von Ethnographen und Geschichtschreibern über das Herkommen der Yesiden aufgestellt worden. Es war selbst für die erfahrensten und kühnsten Agenten der großen Weltmacht Britannia keine leichte Aufgabe, einem

Volke sich zu nähern, welches als „Kinder des Schaitan" von Türken, Persern, Arabern und Kurden gehaßt, angefeindet, bekriegt, geplündert und gehetzt, von einer Wüste, von einer Berghalde zur andern floh, in den unzugänglichsten Wildnissen der Karduchenberge und des Sindschar eine Zufluchtstätte suchend und von hier den Verzweiflungskampf gegen ihre Quäler und Dränger kämpfend Haß mit Haß, Blut mit Blut vergalt. Kein Wunder wenn bei solchem Schicksal Argwohn, Wildheit, Fanatismus und Rachelust Grundcharakterzüge dieses Volkes wurden, wie sie in ähnlicher Lage sich dem Charakter des von Natur harmlosesten Volkes, gleichviel ob es den Baba Yadgar, den ketzerischen Bischof Nestorius oder den Teufel verehrt, eingeprägt haben würden. Dennoch wagten einige kühne und beharrliche Engländer die Reise zu den Yesiden. Rich und Ainsworth haben die Bruchtheile dieses Volks in Kurdistan, Forbes hat sie in ihrer Bergveste am Sindschar aufgesucht, wo sie seit der fürchterlichen Razzia, welche Hafis Pascha im Jahre 1838 gegen sie ausgeführt, zwar recht zerknirscht, zahm und demüthig geworden sind, aber noch immer unbekehrt ihrem geflügelten Melek Tauß opfern.

Die britischen Reisenden haben es nicht an Schauen und Fragen fehlen lassen, aber aus dem mißtrauischen, zurückhaltenden, geheimnißvollen Volk nicht eben erhebliche, die Wißbegierde des Ethnographen befriedigende Resultate herauszulocken vermocht. Die Yesidenlehre vom großen und vom kleinen Gott, ihre Vorstellung und ihr Verhältniß zum Teufel, ihr Melek Tauß und der Begriff den sie von diesem Hahnsymbol haben, ihr geheimnißvoller Gottesdienst, die Ceremonien und Priestergebete, welche nur in mündlicher Tradition, nicht als geschriebene und geregelte Liturgie bestehen, sind uns so wenig als die Abkunft dieses seltsamen Volks von den britischen Reisenden

enthüllt worden und die Leser mußten mit den magern Resultaten ihrer äußerlichen Beobachtungen und mit vagen Hypothesen vorlieb nehmen. Auch mein verehrter Landsmann, der berühmte Judenbekehrer und Bocharawanderer Dr. Joseph Wolf, welcher mit zerstreuten Bruchtheilen dieses Volks am Euphrat zusammengetroffen, wußte mir nur das Neue von den Yesiden zu erzählen, daß er Wallfahrer dieser Secte auf den Ruinen von Babylon gesehen, wo sie beim Mondlicht seltsamen, grauenhaften Gottesdienst begingen und wunderliche Tänze mit eigenthümlichen Geberden und Tönen an einsamer Stätte tanzten. Darin aber wollte der fromme Missionar nur die buchstäbliche Erfüllung einer Weissagung des Jesaia erkennen, worin dieser jüdische Seher mit gewaltiger Prophetenzunge dem stolzen Babel seine Zukunft und den gespenstigen Besuch der heulenden Mondscheinwaller voraus verkündet habe (Jes. 13, 21. 23).

Fast jeder der orientalischen Forscher hat eine andere Ansicht über die Yesiden aufgestellt. Ainsworth hält sie wie Hammer nach der persischen Sage für Reste der alten Feueranbeter, welche in Ahriman das böse Princip oder den Teufel verehrten und der Tyrannei Zohaks entfliehend nach Kurdistan auswanderten. Forbes hält sie für eine verdorbene mahomedanische Secte; Rawlinson vermuthet in ihnen jüdischen Ursprung und der amerikanische Missionar Dr. Grant betrachtet sie wie die Nestorianer als Trümmer der verloren gegangenen zehn Stämme Israels.

Von unsern Geographen ist übersehen worden, daß die Yesidis, wie sehr auch ihre Zahl durch grausame Verfolgung und namenloses Elend zusammengeschmolzen, doch über ein weit größeres Ländergebiet, theils in festen Wohnsitzen, theils in wandernden Jailaks zerstreut sind, als man gewöhnlich angenommen. Auch im russischen Armenien und im persischen Kur-

distan habe ich zerstreute Fragmente dieses Nomadenvolks gefunden. Seine Anwesenheit auf russischem Gebiet, wo ein nicht unbeträchtlicher Theil seit den grausen Verheerungszügen Reschid Pascha's gegen sie, ein wenn nicht glückliches doch ruhiges Asyl gefunden, hat selbst Ritter nicht erwähnt, der übrigens im 9. Band seiner Erdkunde mit seiner gewöhnlichen umfassenden Gründlichkeit alles zusammengestellt, was über dieses räthselhafte Volk zu seiner Kunde gekommen. Ich habe besonders auf den hohen Gebirgsweiden an den östlichen Ufern des großen Goktschaisee's ziemlich viele yesidische Nomaden gefunden und wurde von diesen Satanverehrern unter ihren ärmlichen Filzzelten mit einer Gastfreundschaft aufgenommen, welche ich nicht immer in den Ländern der Christenheit zu rühmen hatte. Im Winter quartieren sich diese armen Nomaden in armenischen Dörfern ein. Man duldet sie dort und läßt ihnen auch ihren seltsamen Cultus und ihre wandernde Lebensweise, da sich der russische Statthalter überzeugt hat, daß diese Teufelanbeter keinenfalls schlechter, ja wenn man sie in Ruhe läßt, beinahe harmloser, friedlicher und moralischer sind als die meisten Völker christlichen, mahomedanischen und heidnischen Glaubens, welche unter der Herrschaft und Fürsorge Sr. Majestät des Zaren aller Reußen zu stehen das Glück haben.

Das ist ein alter, löblicher und großartiger Zug im russischen Regierungsprincip, den wir nicht rühmend genug hervorheben können: daß man dort all' die Hunderte von Völkern und Stämmen, jeden in seiner Formel zu dem unbekannten Wesen reden läßt, jedem wie der alte Fritz sich ausdrückte „nach seiner Façon" selig zu werden vergönnt. Die Mennoniten, welche aus Preußen wanderten, um nicht gegen ihr Gewissen Kriegsdienste leisten zu müssen, die Separatisten, welche Würtemberg verließen, weil sie sich religiös genirt glaubten, fanden in Rußland gute Auf-

nahme und ihre religiöse Freiheit, ihre Privilegien, welche ihnen der Kaiser Paul und Alexander bewilligten, sind nicht angetastet worden. Den russischen Secten der Malokaner und Duchoborzen gewährte die große Katharina Duldung und die schönen fruchtbaren Wohnplätze am Milchflusse, welche sie erst in neuester Zeit mit der Provinz Achalziche jenseits des Kaukasus vertauschen mußten. Kurden, Nogaier und Tartaren dürfen sich unter Omars oder Ali's religiöses Banner schaaren, und von der Minarethöhe durch ihre Muezzins so oft und so laut sie wollen in alle Windrichtungen hinausschreien, daß es außer Allah keinen Gott gebe und daß Mohamed der wahre Prophet sei — wenn sie nur ihre Steuern pünktlich zahlen. Kalmücken, Kirgisen und Baskiren läßt man in Rußland ganze oder halbe Heiden bleiben, wenn sie nur sonst den Befehlen der weltlichen Obrigkeit sich fügen und die vorgeschriebene Zahl irregulairer Reiter stellen. Kabarden und Osseten können ungestört neben Allah und der christlichen Dreieinigkeit auch dem Seosserus und andern alten Göttern und Götzenbildern unter den kaukasischen Eichen stillen Cultus widmen, solange sie nur dem Natschalnik und dem Attman nicht offenen Trotz entgegenstellen. Gueber und Hindus dürfen nach Baku zu den ewigen Feuern wallen, die Yesiden ihrem geflügelten Melek Tauß opfern — ob die Völker dem Ormusd oder dem Ahriman, dem Licht oder der Nacht mehr Ehre gönnen, das kümmert den russischen Statthalter nicht im geringsten, wenn sie nur sonst nichts Ukaswidriges begehen und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Nie hat man von diesen Secten geschriebene Dogmen oder kirchliche Statuten gefordert. Nie ist man im autokratischen Rußland gegen Heiden, Islamiten oder Teufelanbeter durch Religionsverbote eingeschritten, nie hat man ihnen das Recht ge-

meinschaftlicher Andacht verwehrt wie den Deutschkatholiken im constitutionellen Deutschland!

Der gegenwärtige Häuptling der auf russischem Gebiet wohnenden Yesidis Thamar-Aga hatte vor nicht langer Zeit die Ehre mit andern kurdischen und tartarischen Stammeshäuptlingen Sr. Durchlaucht dem Fürsten Woronzow, Generalstatthalter der transkaukasischen Provinzen aufzuwarten. Dieser menschenfreundliche Staatsmann, welcher die außerordentliche Gewalt die ihm der Kaiser übertragen, eben so milde als weise ausübt, empfing sie mit jener liebenswürdigen Huld, die ihm die Herzen Aller, welche sich ihm nahen, auch die yesidischen gewinnt. Der Chef der Teufelanbeter wurde sogar zur fürstlichen Tafel geladen und ein feuerfarbiger Turban figurirte dort neben den Schwarzmützen hochwürdiger armenischer Prälaten und neben den weißen Turbans tartarischer Mollahs. Er wurde mit Geschenken gnädig entlassen; Schutz und Gerechtigkeit wurden ihm und seiner Gemeinde zugesagt. Wenn diese armen Nomaden mitunter dennoch gehudelt, gepreßt und geschunden werden so fällt die Schuld lediglich auf russische Unterbeamte, welche den humanen Grundsätzen der obersten Behörden zuwiderhandeln.

Als ich das russische Armenien verließ, bat ich meinen Freund Abowian, Director der Kreisschule von Eriwan, welcher bei großen orientalischen Sprachkenntnissen in der Nähe des Araxes wohnend in günstigerer Lage ist als jene britischen Reisenden, welche die Yesidis in Kurdistan und in Sindschar nur im Fluge besucht, mir über die Religion, Sitten, Gebräuche dieses Volks und seine Traditionen möglichst viele Thatsachen zu sammeln und mitzutheilen. Erst fünf Jahre nach meiner Rückkehr konnte mein Wunsch erfüllt werden. Ein gelehrter armenischer Priester Gaspar-Ter-Gewandian, vormals

Mönch im Kloster Etschmiadzin, welcher als Lehrer an der Kreisschule in Eriwan angestellt wurde, hatte Mesopotamien, Kurdistan und Kleinasien nicht nur viele Jahre bereist, sondern auch unter Kurden und Yesiden selbst gelebt und die Idiome beider Völker gründlich erlernt. Er war lange der Freund und der Hausgast des Yesidenhäuptlings Mirsa-Aga in Radowan und hatte dessen Kinder im Türkischen und Armenischen unterrichtet. Nicht nur über Lebensweise, Sitten und Gebräuche, sondern auch über die Poesie der Yesiden, welche sich nur mündlich fortpflanzte, hat er ein recht schätzbares Material gesammelt. Durch die freundliche Güte des Herrn Abowian wurden mir nicht nur die ethnographischen Forschungen dieses Priesters, sondern auch Proben der kurdischen und yesidischen Dichtkunst in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Die meisten sind epischen (erzählenden) Inhalts. Neben den Kriegs- und Schlachtgesängen auch einige Liebeslieder. Die Form scheint nach der Uebersetzung etwas rauh; der Inhalt einfach und natürlich, mitunter fast so liebliche Stellen wie in den Kosackenliedern der Ukraina, im Ganzen minder fremdartig als man von dem wilden Volke denken sollte.*) Seltsam! Auch diese Teufelverehrer haben dieselben

*) Es sind viele kurdische und yesidische Lieder in Vorderasien auch in türkischer Uebersetzung verbreitet. Die wilden und tapferen Völker des Sindschar und der Karduchenberge, die wie die Kaukasusstämme mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit zu behaupten suchen, liefern fast allein noch die inspirirten Barden des Orients. Bei den verkommenen Völkern der Türken, Armenier, Georgier u. s. w. ist die epische Poesie längst im Sumpfe ihrer politischen Zustände versunken. Unterjochte Völker verlieren die Gabe der Dichtkunst, wie man am deutlichsten bei den Kosacken, den alten herrlichen Steppensängern der Ukraina sieht. Unter den mir mitgetheilten Uebersetzungen von kurdischen und yesidischen Liedern sind viele Bruchstücke von größeren Gedichten, aus welchen wir leider keinen Zusammenhang herauszufinden vermögen.

Gefühle wie andere Menschenkinder. Zärtlichkeit und Sehnsucht, Wehmuth und Trauer erfüllen manchmal ein ganzes Gedicht. Auch wird es aus dem Inhalt dieser Poesie klar, daß die Yesiden

---

Die vollständigsten darunter sind die epischen Gesänge des Sieges der Yesiden bei Radowan unter der Anführung ihres Häuptlings Keschisch-Polo und des Sieges von Suleiman-Aga über die kurdischen Djalalstämme am Ararat. Unter den elegischen Gedichten findet sich die Klage eines Mädchens, dessen Geliebter von den Türken unter den Nizam gesteckt wurde und die Klage einer yesidischen Kriegerfrau nach dem grausen Verherungszuge Reschid Pascha's. Wir theilen aus letzterem das folgende Bruchstück mit und bemerken zum Verständniß des Lesers, daß die Yesiden sich häufig kurdische oder arabische Namen und Titel beilegen und daß sie in dem geflügelten Symbole den Melek Tauß, den Teufel, verehren:

„Der Löwe, ein Held in der Thiere Reich,
Nie streitet er wie der Meuchler feig'
Er brüllet sobald den Feind er sieht
Er schonet den Schwachen, der vor ihm flieht.

Der Chub-Kan ein solcher Löwe war
Er suchte den Kampf, er suchte Gefahr.
Dem Feinde er offen ins Auge schaut
Noch eh' er den Kandschar ins Herz ihm haut.

Der Türke schleicht wie der Uhu der Nacht
Zum schlafenden Feinde so leise und sacht'
Er schont nicht das Alter, er schont nicht das Weib
Er würget das Kind in der Mutter Leib'.

Die Taube dort in der Vögel Reich
Mit gurrendem Ton, mit den Federn weich
Die Taube gar treu ihren Tauber liebt
Ihr Schnabel den Jungen das Futter giebt.

Die Khanun ein solches Täubchen war
Sie schmückte das üppigste Lockenhaar
Jetzt ist sie geworden der Türken Beut'
Der Khan ist gefallen im blutigen Streit.

neben dem Teufel auch jenem Cultus der Schönheit und der Liebe huldigen, ganz ähnlich, wie die heidnischfrommen Hellenen des Alterthums und die christlichfrommen Troubadours

---

Der Schakal scharret die Leichen sich aus
Er hält auf den Gräbern nächtlichen Schmaus
Doch das frische Blut, die Jugend er schont
Nie kommt er, wo Leben und Liebe wohnt.

Der Türken-Pascha, der wilde Barbar
Er trinket nur Blut, wie der grausame Aar
Kind! — Schau deines Vaters blutendes Haupt
Dir Jüngling, hat er das Liebchen geraubt.

Fluch dem, der zwei liebende Herzen trennt!
Fluch dem Mächt'gen, der kein Erbarmen kennt!
Das Grab gibt nimmer die Todten heraus
Nur den Fluch erhöret der Melek Tauß." —

Unter den mir mitgetheilten Liebesliedern im kurdisch-yesidischen Idiom sind folgende fast wörtlich übersetzt:

Mein Liebster bei uns zu Gaste war
Ich knüpft' ihm mein Armband ins Lockenhaar
Er saß auf dem Teppich von Khorassan
Ich schaut' ihn mit liebenden Augen an.
Für eine Locke aus seinem Haar
Ich gäb' ihm Hände und Augen gar
Sollt er damit nicht zufrieden sein
Ich gäb' ihm auch noch das Herze mein.

Mein Liebster kam in Vaters Zelt
Er ist der schönste Yesiden-Held
Mein Auge schickt ihm liebenden Gruß
Er aber wollte gar einen Kuß.
Warum hab ich nicht den Kuß gegeben?
Ist doch so kurz das irdische Leben!

---

im Mittelalter. Das hat uns wirklich überrascht und Wunder genommen von solchen Pechvögeln, von einem so armen, gehetzten und gequälten Volk, das die Tortur des Elends kennt wie wenig andere. Aber nichts desto weniger haben diese wilden zerlumpten Barbaren inmitten ihrer Leiden sich den Sinn für schwarze Augen und üppige Locken empfänglich erhalten und wissen z. B. die Poesie eines Kusses zu würdigen wie irgend ein girrender Täuberich unsers modernen lyrischen Taubenschlages, der daheim in Ueberfluß und Freuden schwelgt. Dabei sind die Yesiden nicht nur in Grundsätzen sondern auch in der saueren Lebenspraxis, namentlich was eheliche Treue und kindliche Liebe betrifft, so moralisch wie bei uns nicht jeder gläubige Mucker oder ungläubige Philosoph.

A b o w i a n hatte bei seinen Forschungen über den Ursprung der Yesiden die armenischen Geschichtswerke und Handschriften der Klosterbibliotheken von Eriwan und Etschmiadzin zu seiner

---

Aus Stambul ein böser Firman kam
Schwer drückt uns die Hand des Islam
Der Pascha mir den Geliebten nahm
Und brachte ihn unter den Nisam
Er war noch so jung, er schied so schwer
Brich, Auge — du siehst ihn nimmermehr!

Mein süßes Liebchen dort an dem Brunnen steht
Von ihrem Busen der Duft der Nelke weht.
Auf ihre Lippen möcht' einen Kuß ich drücken
Sollt' auch der Kreis-Chef mich nach Sibirien schicken.

Im kurdisch-yesidischen Text lautet dieses Liedchen:

Ghawra-mn ave thè
Bina michak, darts-chin br-pschthè
Dave mn chala surath-ta kjatté
Natschalnik as bjerdza-ma, bschanda-ma Russettè.

Verfügung. Es ergibt sich aus seinen Studien ein ganz anderes Resultat als aus den Untersuchungen von Hammer, Niebuhr, Rich, Rawlinson und anderen Orientalisten. Nicht von den persischen Feueranbetern noch von den mahomedanischen Arabern, auch nicht von den Juden sollen nach der Ansicht der armenischen Historiker das Volk und die Religion der Yesidis stammen. Die ersten Bekenner dieser Lehre, welche man nach Tschamtschean Polichäer oder Thondrakier nannte, werden als Abtrünnige der armenischen Kirche bezeichnet.*) Ihre Entstehung fällt in die Mitte des 9. Jahrhunderts; ihr erster Gründer war Simbath vom Dorfe Sarchawan im District Lagkotan (im heutigen Paschalik Wan). Mit ihm verband sich ein persischer Arzt und Astrolog Namens Mtschuschik, welchem die Armenier einen Theil der ursprünglichen Irrlehren der Secte zuschreiben. Simbath predigte und verbreitete seine Lehre, die er anfangs eine christliche nannte, im District Thondrak (im heutigen Paschalik Bajasid) und daher nannte man ihre ersten Anhänger gewöhnlich Thondrakier. Lehren und Ceremonien hüllten diese Sectirer in tiefes Geheimniß. Der Katholikos Oannes, welcher damals den armenischen Patriarchenstuhl inne hatte, schleuderte den Kirchenbann gegen die Ketzer.

Nach der Versicherung armenischer Zeitgenossen, deren Urtheil bei so viel Intoleranz und religiösem Haß gegen die neue Lehre verdächtig ist, leugnete Simbath die Unsterblichkeit der Seele, die göttliche Vorsehung, die Eingebungen des heiligen Geistes, die christlichen Sacramente, überhaupt alle wesentlichen Glaubenssätze der christlichen Kirche. Er leugnete auch die Erb-

*) Auch dieser Hypothese fehlen leider genügende historische Beweise. So wahrscheinlich es ist, daß christliche Elemente zur Entstehung der Yesidensecte mitgewirkt, so dunkel ist die Geschichte ihrer Mischung mit Islamiten und Feueranbetern.

sünde und das jüngste Gericht. Was aber den armenischen Klerus gegen den Sectenprediger am stärksten in Harnisch brachte, war, daß er, der Laie, sich die Bischofwürde anmaßte. Indessen weihte er keine Priester, weil er dies als unnütz erklärte. Den heftigsten Krieg gegen die neue Lehre mit Feder und Schwert führte später der armenische Fürst und Schriftsteller Grigor-Magistros, welcher den Simbath mit allen möglichen Schimpfnamen als: „eingefleischter Teufel, verfluchter Hund, Verführer in den Abgrund" u. s. w. beehrt.

Da die Anhänger Simbaths bei der Aufnahme in die neue Secte das Gelübde der tiefsten Verschwiegenheit ablegen mußten, ward es ihren Zeitgenossen und Gegnern von der orthodoxen Kirche nicht leicht in das Geheimniß der neuen Lehre einzudringen und manche Umstände machen es wahrscheinlich, daß sie das Wesen derselben gar nicht kannten, daß sie nur die Declamationen und Verleumdungen des armenischen Klerus wiederholten. Nach Grigor-Magistros sollen die Thondrakier die verschiedensten Mittel gebraucht haben, um ihren Anhang zu vermehren. Bald hätten sie das Dasein von zwei Urwesen in der Schöpfung, eines guten und eines bösen gepredigt, bald hätten sie das Walten und Dasein der Gottheit überhaupt geleugnet. Auf diese Weise seien die Glaubensbedürftigen wie die Gottlosen und Wollüstigen in die Netze dieser Sectirer gerathen. Derselbe Schriftsteller kann aber nicht leugnen, daß sie auch sittliche Grundsätze, vor allem die Mildthätigkeit gegen Arme gepredigt. Ein armenischer Geschichtschreiber des neunten Jahrhunderts nennt die Orte, wo die Polichäer ihren Gottesdienst feierten Schna-Wank d. h. Hundeklöster. Derselbe behauptet, daß sie daselbst statt der Andachtsübungen nur Unthaten begingen. Der Name Thondrak bedeutet nach Grigor-Magistros so viel als Ort des Brunnens, was so viel sagen wolle als ein „Tunnir" (Brunnen), aus

welchem Feuer hervorströmt. Tunnir aber heißt bei den Orientalen gewöhnlich das „unterirdische Loch." Denselben Namen geben die Armenier einem erloschenen Vulcan unweit Bajasid, welcher bei den Kurden Tandürlü heißt und der nach einer allgemeinen Volkssage wie die Umgegend von Baku Feuer aus Erdhöhlen ausstoße. Diese erklärende Bedeutung des Ortsnamens, von welchem die Secte des Simbath ihren Ursprung genommen, läßt in Verbindung mit jener Angabe der Chronik, daß ein persischer Astrolog bei der Begründung der neuen Lehre betheiligt war, auf einen Einfluß jener altpersischen Religion der Feueranbeter nicht ohne Wahrscheinlichkeit schließen. Von Thondrak verbreitete sich die Secte zuerst nach den Nachbarbezirken Thulleil und Chnun, daher sie auch Thulleiler und Chnuner genannt wurden.

Als den Nachfolger des Simbath bezeichnet die armenische Chronik einen gewissen Thodros oder Thoros. Als spätere Oberhäupter der Polichäer werden Ananeh, Arka, Sarkis, Kjureg, Joseph, Gaspar und Jesu oder Jesid genannt. Der spätere Name der Secte Yesidis könnte nach Abowians Vermuthung auch von dem letztgenannten Oberhaupt kommen; denn auch die Yesiden behaupten, daß einer ihrer berühmtesten Schechs Yesid geheißen. Nach der Ansicht anderer Orientalisten kommt dieser Sectenname von dem grausamen und gottlosen Khalifen Jesid, des Sohnes und Nachfolgers Moawihas, des zweiten Regenten in der Reihe der Ommiahden, welcher als Mörder des Gegenkhalifen Gosein, Ali's Sohn und Enkel Mohameds von allen Schiiten verabscheut ist. Jesid starb im Jahr 683 n. Chr. G. Mit seinem Namen werden von den Schiiten alle Gottlosen überhaupt, insbesondere aber diese Secte belegt, welche nach der Meinung der Orientalen an keinen Gott glaubt.

Die armenischen Patriarchen Oannes und Owa begnügten sich nicht blos den geistlichen Bann gegen die Secte der Thondrakier zu schleudern, sondern hetzten gegen dieselbe auch den bewaffneten Arm der weltlichen Macht. Die Chronik berichtet von Verfolgungen und Qualen aller Art, welche über die Sectirer noch zu Lebzeiten Simbaths und später verhängt wurden. Viele wurden gegeißelt, geblendet und mit einem Stempel gebrandmarkt, welcher eine Fuchsfigur darstellte. Andere wurden erdrosselt oder lebendig verbrannt.

Etwa hundert Jahre nach der Entstehung der Secte trat als eifriger Gegner derselben der Mönch Anania, ein in der armenischen Kirche gefeierter Schriftsteller auf, welcher in beredten Worten die Irrthümer der Lehre des Simbath darzulegen und die Rechtgläubigen vor Ansteckung zu bewahren suchte. Die Schrift brachte wenigstens auf die Anhänger der Secte selbst keine Wirkung hervor. Sechzig Jahre später zur Zeit des Katholikos Sarkis, nahm dieselbe unter den Armeniern mehr und mehr überhand und verbreitete sich nach Mesopotamien. Auch der berühmte armenische Bischof Jakob aus der Provinz Harka (im Paschalik Bajasid) soll vom Gifte dieser Neuerer angesteckt worden sein. Derselbe Priester lehrte im Jahr 1002 in einem Sinne, der keineswegs einen gottlosen, vielmehr aufgeklärten und frommen Mann, einen wahren Reformator verräth. Er führte einen reinen Lebenswandel, trug grobe, wollene Kleider, ging barfuß und fastete streng. Seine geistlichen Jünger gingen wie er in groben Kitteln und man sah sie fortwährend in Andacht und Gebet versunken. Zu seinen eifrigsten Verehrern zählten nach der Angabe Lastiwerzis selbst viele armenische Große und sogar Fürsten. Er predigte unter anderm: daß weder Messen noch Stiftungen die Vergebung der Sünden bewirken könnten, sondern einzig nur wahre Reue und Besserung. Gegen das

Schlachten der Opferthiere, wie es bei den Armeniern noch heute gebräuchlich ist, eiferten er und seine Jünger und erklärten: daß nur der Mensch gesündigt habe und daß nicht das unglückliche Vieh für ihn dem Tode geweiht werden dürfe. Auch gegen die heiligen Sacramente sprachen sich später die Jünger und Anhänger des Bischofs Jakob aus. Zu jener Zeit stand das Sectenwesen unter den Armeniern in höchster Blüte. Erst aus der Vereinigung verschiedener Secten, welche durch Verfolgung zur Flucht gezwungen wurden, scheinen die Yesiden, deren wir noch heute ziemlich viele in der Nähe dieser Gegenden wiederfinden, entstanden zu sein oder wenigstens Zuwachs erhalten zu haben. Der Schriftsteller Maljan spricht mit Bestimmtheit aus, daß die Yesiden Abkömmlinge jener armenischen Sectirer seien.

Die Lehre des Bischofs Jakob veranlaßte verschiedene Kirchenversammlungen, welche aber gegen die Sectirer keinen entscheidenden Schlag zu führen wagten, eben weil so viele armenische Große sich offen oder heimlich zu ihr bekannten. In der Mitte des eilften Jahrhunderts wurden die Abtrünnigen durch den Fürsten Grigor-Magistros mit Feuer und Schwert verfolgt. Auch Thondrak, der Ort, von welchem die Lehre des Simbath ausgegangen, wurde von ihm zerstört und daselbst eine armenische Kirche erbaut. All' diese Verfolgungen und Gewaltmittel dienten nur dazu, den Anhang der Secte zu vermehren, statt sie in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen. So lautet der wesentliche Inhalt der armenischen Geschichtsquellen, deren Angaben im Allgemeinen auch von byzantinischen Autoren, namentlich von Peter dem Cilicier und von Alexander Natalis bestätigt werden. Ersterer nennt Sarkis als Stifter jener Secte und behauptet, daß er das Wesentliche seiner Lehre von einer persischen Zauberin erlernt habe.

In diesen Mittheilungen armenischer Quellen ist vieles

dunkel und zur Erklärung der Entstehung des Yesidismus ungenügend. Aus welchen Nationalitäten die ursprünglichen Bekenner und Anhänger der Lehre Simbaths bestanden, ob es blos Armenier oder ob auch Kurden und Perser unter ihnen waren, ob dem persischen Astrologen Mtschuschik, welcher mit Simbath die Secte der Thondrakier stiftete, auch Anhänger aus seinem Vaterlande folgten, ist nicht bestimmt gesagt. Ob die Thondrakier wirklich den ursprünglichen Stamm der Yesiden bildeten oder ob die Religion der letzteren, wie es wahrscheinlicher ist, auch aus älteren und gleichzeitigen Secten von anderen Gegenden Vorderasiens hervorgegangen, darüber geben die armenischen Geschichtsquellen keine bestimmten Aufschlüsse. Oefter scheinen die Nestorianer und Jakobiten in Kurdistan und Mesopotamien mit den alten Thondrakiern und den späteren Yesiden verwechselt zu sein. Zu den seltsamen Angaben mag auch die Behauptung des Geographen Indschidschean gehören: daß der oberste Schech der Yesiden einmal im Jahre den chaldäischen Patriarchen in El-Kosch besuche. Der nestorianische Bischof Mar Ilia in Urmia, welchen ich deßhalb befragte, leugnete jede Verbindung zwischen dem chaldäischen und dem yesidischen Klerus. Die Mittheilungen des armenischen Priesters Gaspar Ter-Gewandjan über die religiösen Ceremonien der Yesidenstämme am Tigris und Euphrat unterstützen die Hypothese eines Ursprungs derselben aus armenischen Sectirern oder mindestens ihre spätere Vermischung mit Thondrakiern, Ehnunern, Jakobiten u. s. w. Dieser höchst glaubwürdige Priester versichert, daß die Yesiden sehr viele religiöse Gebräuche mit den Armeniern gemein haben, daß sie eben so strenge und an den gleichen Tagen fasten, daß sie mehrere gleiche Festtage begehen, daß sie auch das Andenken derselben Heiligen feiern, denen diese Festtage gewidmet sind. In besonderer Verehrung stehen bei den Yesiden die Heiligen Georg und Sarkis, welch' letztern sie den

tartarischen Namen Chdir-Nabi geben und, wie die Armenier, vorzugsweise bei schweren Gewittern, Stürmen, Schneegestöbern und auf der Reise anrufen. Der seltsame Brauch der Armenier, am Festtage des heiligen Sarkis eine Schüssel mit gekochtem Weizenbrei des Nachts vor dem Zelte auf einem freien Platz aufzustellen, damit der Heilige in demselben die Hufeindrücke seines Pferdes zurücklasse, was eine glückliche Vorbedeutung sein soll, existirt auch bei den Yesiden.*) Ob derselbe Glaube und dieselben Gebräuche auch im Sindschar und bei den südlicher wohnenden Yesiden vorkommen, ist uns unbekannt. Dort scheinen nach den Aussagen englischer Reisebeschreiber mehr die islamitischen Glaubenssätze und Ceremonien Einfluß gewonnen zu haben. Dagegen sind die Mysterien ihrer Religion, namentlich das Symbol des geflügelten Melek Tauß all' den zerstreuten yesidischen Stammesgliedern gemein.

Wie die Drusen des Libanon, wie die Ali-Illahi in den südlichen Euphratgegenden, wie die Osseten im Kaukasus, so hüllen auch die Yesiden den eigentlichen Kern ihres Glaubens in das tiefste Geheimniß, entlehnen aber gerne von dem herrschenden Cultus ihrer mächtigeren Nachbarn gewisse äußerliche Gebräuche, neigen sich im christlichen Staate mehr zu den christlichen, unter den Mahomedanern mehr zu den islamitischen Cere-

*) Man sagt, daß besonders Liebende auf den Teig mit dem Hufeiseneindrucke besondern Werth legen. Spaßvogel oder Verliebte spielen oft die Rolle des heiligen Sarkis und machen in der Dunkelheit selbst den Hufeiseneindruck in den Weizenbrei. Man genießt diesen dann mit Zuckerwasser vermengt und heirathsfähige Mädchen bewahren davon Stücke auf, die sie auf die Wiese an gewisse Stellen legen, um dann zu beobachten, in welcher Richtung die Vögel dieses Brod tragen. Gewöhnlich leisten ihnen die Raben den gewünschten Dienst und zeigen ihnen die Gegend an, von wo der Bewerber herkommen soll.

monien und Dogmen. Aus dem Vergleich all' der verschiedenen Mittheilungen, welche wir über den wahrscheinlichen Ursprung, die Religion, Gebräuche und Sitten der Teufelanbeter in Vorderasien erhielten, geht für uns die Ueberzeugung hervor, daß die Yesiden als Volk wie als Secte stark gemischten Ursprungs sind, daß sie aus den Trümmern verfolgter altpersischer, christlicher und islamitischer Secten und flüchtiger Stämme armenischen, persischen und arabischen Blutes, welche vor der Wuth und dem Fanatismus mächtigerer Unterdrücker fliehend sich in die Berge und Wüsteneien warfen, entstanden sind.*) Hier vereinigte sie die gemeinschaftliche Gefahr und das Bedürfniß eines Bündnisses zum Widerstand gegen die Unterdrücker, zu einem Gemeinwesen als Volk und Kirche, welches durch die späteren Angriffe mächtigerer Nachbarn und die blutigen Verheerungszüge der Türken und Kurden wieder gesprengt wurde. Die Flucht vor den Verfolgern und die nomadische Lebensweise trieb sie in verschiedenen Richtungen auseinander bis in die Landestheile, in welchen wir sie jetzt theils seßhaft, theils wie die wandernden Zigeunerhorden in engeren und weiteren Kreisen umherziehend finden.

Ueber den Charakter und den sittlichen Werth der Yesiden lauten die Urtheile der Beobachter höchst verschieden. In den schmähenden Ton der alten armenischen Schriftsteller, welche an der ketzerischen Secte des Simbath kein gutes Haar ließen, stimmte noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der berühmte römische Missionar Pater Garzoni ein, welcher wohl ebenso aus religiöser Abneigung die Yesiden ein Barbarenvolk

*) Für eine starke Mischung der Yesiden mit vertriebenen persischen Feueranbetern spricht die außerordentliche Verehrung, die sie dem Lichte widmen. Als Licht beten sie die Gottheit an und als Symbol desselben tragen ihre wandernden Priester von Lalesch den Dreifußleuchter mit der Figur des Melek Tauß herum.

ohne Gesetze, ohne Sitte, ohne Fasten und Gebete nennt. Die jüngeren Beobachter von Niebuhr bis auf Ainsworth lassen dem viel verschrieenen und verleumdeten Volk Gerechtigkeit widerfahren. Je länger und genauer sie der vorurtheilsfreie Reisende kennen lernte, desto vortheilhafter lautet in der Regel sein Bericht. Mir selbst kamen die berüchtigten Satanverehrer bei freilich ziemlich flüchtiger Bekanntschaft in Armenien und Kurdistan als recht harmlose, gutmüthige und gastfreie Menschen vor, welche trotz ihrer Armuth unter ihren Zelten gerne mit mir theilten was sie hatten und mit jedem freiwilligen Geschenk zufrieden waren und sich dankbar zeigten. Auch das Urtheil meiner armenischen Freunde in Eriwan, welche unter den Yesiden gelebt und jahrelang mit ihnen verkehrt haben, lautet denselben entschieden günstig. Ueberall wo man diese armen verfolgten Sectirer in Ruhe läßt und sie menschlicher tractirt als es die Türken und Kurden thun, hat man es nicht mit wilden, blutschnaubenden Barbaren und Räubern, sondern mit friedlichen, frommen, keusch und sittlich lebenden Hirten*) zu thun, welche

*) Einer der auffallendsten Charakterzüge der Yesiden ist ihre Sittenreinheit und Schamhaftigkeit. Abowian schreibt, daß ihre Achtung vor dem weiblichen Geschlecht fremder Völker alle Begriffe übersteige. Sie halten es für eine große Sünde, eine unverschleierte Armenierin oder Georgierin auch nur zu betrachten. Ein armenischer Dorfältester erzählte meinem Freunde, daß er einen jungen Yesiden gekannt habe, der an Enthaltsamkeit dem keuschen Joseph der Bibel nicht nachgestanden. Die schöne Tochter eines kurdischen Häuptlings, bei welchem der Yeside als Knecht diente, verliebte sich in ihn und bot alle Mittel auf, ihn an sich zu ziehen. Der keusche Jüngling floh ihre Nähe und als ihre Nachstellungen fortdauerten, ließ er Herrn und Dienst im Stich und floh aus dem Dorfe. Nie geht ein Yeside an einer öffentlichen Badstube vorüber. Auch die Ehrlichkeit der Yesiden wird von den Armeniern, die mit ihnen im Handel und Wandel am häufigsten verkehren, gerühmt. Auf ihre

in religiösen Dingen sehr tolerant sind, neben ihrem Scheich-Hadi die Stifter des Christenthums und des Islamismus verehren, dabei aber freilich auch mit dem Teufel in Friede und gutem Vernehmen zu leben suchen, und sogar große Sympathie ihm schenken, da sie ihn für ein früher mächtiges, jetzt unglückliches Wesen halten. Bei den Yesiden geht es also nicht wie von jeher im Abendlande, wo nicht nur der große Haufe der sündhaften Sterblichen, sondern die Götter selber von einer gefallenen Größe, von einem Besiegten sich abwanden. Catonische Charaktere, die der besiegten Sache treu bleiben, werden in Europa immer rarer. Man muß sie bereits unter den „Scheitan-Perest" den Teufeljüngern im Orient suchen.

Ihren großen höchsten Gott bezeichnen auch die Yesiden mit dem arabischen Wort Allah. Als den Heiland beten sie die Sonne und das Licht oder den Odem Gottes an, welchen die Yesiden am Araxes mit Jesu identificiren. Das Licht habe, sagen sie, aus der Brust der Jungfrau Maria hervortretend menschliche Gestalt angenommen, habe sich zum Beweise der Reinheit und Aechtheit der himmlischen Lehre kreuzigen lassen und sei dann, ohne begraben zu werden, wieder zu Gott zurückgekehrt. Nicht nur die Stämme am Araxes, sondern auch die Yesiden im Paschalik Mossul haben für den Christus von Nazareth eine außerordentliche Verehrung; sie nennen ihn Be-Isai-Nurani d. h. Jesus das Licht. Diesen Namen oder den des Kreuzes, das sie

---

Worttreue, besonders in Handelsgeschäften, darf man sich sicher verlassen. Güter, die man ihnen zum Aufbewahren anvertraut, erhält man sicher wieder. Zwar erwiedern sie die Raubthaten ihrer Feinde, der Kurden und Türken, aber in der Regel nur mit offener Gewalt. Heimlicher Diebstahl kommt seltener vor und besonders das Eigenthum ihrer christlichen Nachbarn, die nicht zu ihren Feinden zählen, wird von ihnen heilig geachtet.

Chatsch nennen, sprechen sie nie anders als bei feierlichem Anlasse, beim Gebet u. s. w. aus. Andere Yesidenstämme nennen Christus den Isa-Peugambar d. h. Jesus den Propheten oder Verkünder. Wer bei seinem oder Allahs Namen einen Fluch ausspricht, muß sich einer vierzigtägigen Buße unterwerfen. Während dieser Bußezeit darf der Sünder sein Haus oder Zelt nicht verlassen und niemand soll mit ihm verkehren.

Der wöchentliche Feiertag der Yesiden ist der Donnerstag, an welchem sie die Arbeit einstellen, Bußübungen und Gebete verrichten. Der wohlhabendere Mann übt an diesem Tage seine Mildthätigkeit und schickt dem Aermsten seiner Bekannten eine Schüssel mit Pilav oder gekochtem Reis. Das Gebet verrichten sie des Morgens gleich bei Sonnenaufgang, das Antlitz nach Osten gewendet. Sie bedecken zuerst das Gesicht mit beiden Händen, küssen diese, beugen sich zur Erde nieder, berühren den Boden mit der Hand und drücken dann die Fingerspitzen auf die Stirne. Ihre Gebete sind kurz und einfach. Oft sagten sie zu meinem Freund Abowian: „Allah sehe nur dem Gläubigen ins Herz und höre nicht auf den Schall leerer Worte.“ —

In der Nacht des Charfreitags begehen die Yesiden eine geheimnißvolle Feier, von welcher sie nicht gerne erzählten. Doch versichert ein armenischer Augenzeuge, daß dabei durchaus kein unzüchtiger Act vorgehe, wie ihre moslemischen Feinde ihnen verleumderischer Weise nachgeredet. Sie singen und beten vielmehr mit großer Andacht, trinken Wein und genießen ungesäuertes Brod aus einer gemeinschaftlichen Schüssel und diese Ceremonie scheint dem christlichen Abendmahl gleichzukommen. Die Gebete und Lieder theilen sie Fremden durchaus nicht mit. Drei Tage im Jahr halten sie strengste Fasten, essen wie die Mahomedaner nur bei Nacht und reichen während derselben auch den Thieren der Heerde kein Futter.

Das geistliche Oberhaupt aller Yesiden ist der Scheik-Chan, ihr Papst, welcher in Baadli wohnt, nördlich von Mossul auf dem Wege nach Amadia. Der Reisende Rich sah diesen Ort, als er von Mossul nach El-Kosh, dem chaldäischen Patriarchensitz reiste, in der Ferne unter einer steilen Felswand liegen. Die Würde dieses Scheik-Chan bekleidete damals der Häuptling und Priester Saleh-Bey. Yesiden wie Drusen eignen sich, sagt Rich gerne die mahomedanischen Namen an Die Familie dieses Yesidenpapstes zu Baadli soll sehr alt und er selbst von allen Zweigen der Yesiden als ihr Emir-Hadji d. i. ihr Fürst anerkannt sein, von denen die einen, jene schon von Niebuhr genannten, Dassini genannt werden, andere aber auch Muvessins oder Dinnadis heißen. Jener Familie ihres Oberhauptes legen sie die Namen Pesmer, oder Beg-Zadeh bei. Sie soll von dem Hause der Ommiahden abstammen, deren erster Khalif, Moavia, der Vater Yesids war.

Der große Wallfahrtsort, das Mekka der Yesiden liegt einige Stunden seitwärts von Baadli, heißt Lalesch und soll der Wohnsitz des Scheik-Hadi, des größten Yesidenpropheten gewesen sein. Zu welcher Zeit derselbe gelebt, ist historisch nicht ermittelt. Auch scheint kein europäischer Reisender diesen Wallfahrtsort selbst besucht zu haben. Rich erzählt nach der Mittheilung eines chaldäischen Priesters, dieses Ziyaret d. h. dieser Wallfahrtsort sei vorher eine dem Sanct Thaddäus geweihte christliche Kirche gewesen; das Sanctuarium sei noch ganz deutlich zu erkennen; eine dortige Quelle diene den Yesiden als Taufquelle, in welche sie ihre Kinder dreimal untertauchen, doch ohne Gebet. Diese Kirche mit Kloster soll dem Klosterbau zu Jerusalem gleichen, und jeder der verschiedenen Yesiden-Tribus darin seine gesonderte Station haben. Dort lese ihr Pir oder Shnikh wirklich Gebete mit Zwischenpausen vor, in denen die Zuhörer ihr Amen aus-

rufen, in etwas weiterem bestehe die Andacht aber nicht. Dies bestätigt die schon früher von Hadji-Khalfa gegebene Aussage. Auch bezeugen sie ihre Verehrung gegen den Melek Tauß d. i. die Figur eines Vogels, der auf einen Leuchter gestellt wird. Sowie die Sonne über den Horizont hervortritt, begrüßen sie dieselbe durch drei Prosternationen.

Nach der Beschreibung, welche die Yesiden am Araxes meinem Freund Abowian von ihrem heiligen Ort Lalesch machten, steht dort ein großes viereckiges Gebäude, welches so viele Zimmer enthält als Tage im Jahre. In diesen Zimmern brennen ewige Lampen. Das Sanctissimum befindet sich in der Mitte des Gebäudes. Hier soll der große Prophet Scheik-Hadi sich zum erstenmal seinen Gläubigen geoffenbart haben. Das heiligste Symbol des Melek Tauß wird hier zur Verehrung ausgestellt. Wer jener Scheik-Hadi eigentlich gewesen, wann er gelebt und was er gelehrt, darüber lauten die Aussagen der Yesiden selbst sehr widersprechend. Diese armen Sectirer, die ihres Teufelsglaubens wegen von allen anderen Religionsbekennern verfolgt und verabscheut wurden, nehmen wie aus dem Vergleich der Mittheilungen, die sie ihren verschiedenen Bekannten machen, hervorgeht, gar oft zur Erfindung und Lüge ihre Zuflucht nur, um ihre religiösen Gegner zu beschwichtigen und die wahren Mysterien ihres Glaubens zu verhüllen. Unsere armenischen Freunde in Eriwan wollten die Yesiden glauben machen, daß in der Person des Scheik-Hadi auch Christus verehrt werde; denn es sei ein und dieselbe Gottheit, welche in verschiedenen Zeiten und Gestalten und unter verschiedenen Namen sich der Welt geoffenbart habe. Unter moslemischer Herrschaft sagen sie hingegen den Islamiten, daß mit jenem Scheik-Hadi der Prophet Mohamed gemeint sei. Schon der Pater Garzoni hatte von den Yesiden erzählt, daß sie auch alle Propheten und Heiligen der Christen,

Moslemen und Juden verehren, in welchen allen der Schaitan mehr oder weniger seinen Sitz gehabt habe. In Moses, Christus und Mohamed habe sich derselbe am meisten geoffenbart, denn Allah gebe nur die Gesetze, der Schaitan sei im Himmel die executive Gewalt. Der Scheik-Hadi wird zu Lalesch in der Gestalt einer Puppe verehrt, welche sie mit dem türkisch-tartarischen Wort „Thatsch" d. h. Koran benennen.

Alle Jahre erscheinen wandernde Geistliche aus Lalesch, wo der eigentliche Sitz der hohen Geistlichkeit, des heiligen Collegiums der Yesiden ist, bei allen, auch bei den fernsten Gemeinden dieses Volks, um für den Wallfahrtsort und den hohen Klerus fromme Gaben zu sammeln. Auf diesem Wege wird der Verkehr und die Verbindung aller in fernen Gegenden zerstreut wohnenden und wandernden Yesidenstämme unterhalten. Dieses religiöse Band allein hält die Einigung dieses Volks unter den verschiedensten äußeren Verhältnissen in drei verschiedenen Reichen fest. Lalesch ist für die Teufelanbeter dasselbe, was Rom für die Katholiken, Konstantinopel für die Griechen, Etschmiadzin für die schismatischen Armenier, Kotsch-Hanes für die Nestorianer ist. Die wandernden Missionare oder Priester von Lalesch führen außer dem erwähnten „Thatsch" auch jene seltsame und geheimnißvolle Vogelfigur mit dem Hahnenkopf, den Melek Tauß mit sich, außerdem einen dreifüßigen metallnen Leuchter, einen Knäuel aus groben Ziegenhaaren gewebt, eine kleine Trommel und Schalmei. Damit wandern sie von einer Gemeinde, von einem Dorfe zum andern. Ueberall wo sie erscheinen, ist große Freude unter den Yesiden. Alt und Jung eilt ihnen zum Empfang entgegen, auch Frauen und Kinder bewillkommnen die Missionare und den Melek Tauß mit ihrem Jubelrufe. Man sollte nach dem Jubel meinen, es werde ihnen die freundlichste Gabe, etwa wie unsern Kindern der heilige Christ

bescheert, während die Pfaffen vielmehr kommen um von dem armen Volke Geld zu holen und ihm nichts dagegen geben als ihre armseligen ziegenhärenen Reliquien. Der Melek Tauß und der Thatsch werden inmitten der Versammlung feierlich aufgestellt, die Lichter angezündet, die Trommel gerührt und die Pfeife geblasen. Andächtig nähert sich das Volk auf den Knieen kriechend dem heiligen Symbol und küßt den Priestern die Hände, die ihre mysteriösen Gebete sprechen. Nach vollbrachter Andacht empfangen die Priester die Geschenke der Gläubigen und reichen je nach dem Werth derselben den Gebern größere oder kleinere Stücke ihrer mitgebrachten Reliquien d. h. die Fetzen des ziegenhärnen Knäuels, welche der Empfänger mit Zeichen der größten Devotion und Freude annimmt und unter dem Kleide auf dem bloßen Leibe trägt. Wer kein Geld zu geben hat, schenkt den Priestern ein Schaf, einen Ochsen, ein Pferd. Auch die yesidische Kirche scheint einen guten Magen zu haben und alles, wenn nicht Länder und Provinzen, doch ganze Hämmel und Ochsen mit Haut und Hörnern verdauen zu können. Mit ihren empfangenen Gaben ziehen die Priester dann weiter und verkaufen das Vieh in der nächsten Stadt der Ungläubigen. Wehe dem, der es wagen sollte, die Missionare von Lalesch einer solchen Gabe zu berauben. Das Verbrechen würde von den Yesiden in dem Blute des Thäters gesühnt werden.

Die Geistlichkeit der Yesiden theilt sich in zwei Classen: in die höhere der Scheikhs oder Schechs und die niedere der Pirs. Diese Priester leben unter ihren Gemeinden zerstreut und üben bei ihnen in der Regel auch die weltliche Autorität. Jeder derselben hat eine gewisse Anzahl von Familien unter seiner Führung und Aufsicht, welche nie zu einem andern Priester übergehen. Die Kleidung dieser Geistlichen ist einfach: ein grobwollenes Hemd, wie die alten armenischen Einsiedler und darüber

ein weites Kleid von schwarzer Wolle, auf dem Kopf einen schwarzen Turban. Der hohe Klerus in Baadli und Lalesch soll weiße Turbans tragen. Ihr Bart wird nie vom Scheermesser berührt. Alle yesidischen Priester sind verheirathet, die Polygamie ist ihnen gestattet, während der gemeine Mann gleich den Kurden in der Regel nur Eine Frau hat. Das Ansehen und der Einfluß der Priester auf ihre Gemeinden ist unbeschränkt. Mit mongolischer Resignation unterwirft sich das Volk dem Ausspruche des yesidischen Seelsorgers, auch wenn derselbe für sich, für den Melek Tauß und das heilige Collegium von Lalesch von seiner gläubigen Gemeinde die letzte Kuh und das letzte Hemd fordern würde. Die fanatische Anhänglichkeit des Volks an seine Geistlichen spricht sich auch bei deren äußerer Erscheinung aus. Ueberall wo der Priester erscheint, bückt sich das Volk tief vor ihm und küßt ihm demüthigst die Hand. Das gemeine Volk schwört nicht nur bei dem Namen und selbst bei den Kleidern seiner Priester wie es auch die morgenländischen Christen bei dem Namen und dem Rock ihres Heiligen zu thun pflegen, sondern sie schreiben alles Glück oder Unglück, das ihnen auf Erden widerfährt, dem Einfluß dieses oder jenes Schechs oder Pirs zu. Wenn daher den yesidischen Hirten irgend ein Leid drückt, wenn sein Weib, sein Kind oder seine Kuh krank geworden, so denkt er statt an Doctor und Apotheker gleich an seinen Priester und beeilt sich ihm irgend eine Gabe zu bringen in der festen Hoffnung des besten Erfolgs.

Die Priesterweihe hat bei den Yesiden mit der gregorianisch-armenischen eigenthümliche Aehnlichkeit. Sobald ein geistliches Amt erledigt ist wird der Candidat in das Haus des Oberpriesters geführt, nachdem er zuvor in frischem Wasser gehörig gebadet und gewaschen worden. Hier läßt er sich in Gegenwart der versammelten Geistlichkeit und der Gemeinde auf die Kniee

nieder. Es wird ein gemeinschaftlicher Gesang angestimmt, welcher alle Regeln und Pflichten des geistlichen Amtes enthält. Nach Beendigung desselben bringt man die priesterliche Kleidung, welche durch die Versammlung von Hand zu Hand gereicht und von jedem der Anwesenden angespuckt wird — nach orientalischem Glauben nicht ein Zeichen des Abscheus, sondern ein probates Mittel, alles Uebel und Unglück von einem geliebten Gegenstande fern zu halten. Nachdem der Priester eingekleidet worden, nähert sich die Gemeinde dem Geweihten zum Handkusse und die feierliche Handlung endigt noch mit einem kräftigen Schmause, natürlich nicht auf Kosten des Priesters, sondern der Gemeinde.

Die yesidischen Geistlichen verrichten die Beschneidung, welche jedoch nicht bei allen Stämmen dieses Volks gebräuchlich ist. Von einer Taufe, deren Rich erwähnt, wissen die Yesiden in Armenien nichts. Bei dem Gottesdienst, den der Priester abhält, bedient er sich keines geschriebenen Formulars oder Buches, das überhaupt bei dieser Secte nicht existirt, doch trägt er bei jeder kirchlichen Handlung einen weißen Ueberwurf, eine Art von Chorhemd wie die katholischen Priester. Ehecontracte und die Ceremonien des Begräbnisses finden immer nur unter dem Beisein und Vortritt des Geistlichen statt, dem vor allem auch die Pflicht obliegt, das Volk zur strengen Beobachtung der alten väterlichen Sitten und Gebräuche anzuhalten.

Die Todtenfeier ist bei den Teufelanbetern von ganz eigenthümlicher Art und ihre Mysterien hat noch kein fremder Beobachter enthüllt. Auch der hochwürdige Gaspar-Ter-Gewandjan, unser Freund, konnte nicht in dieses Geheimniß eindringen, obwohl er viele Jahre unter den Yesiden gelebt und als Freund des Mirsa-Aga von Radowan die Lebensweise und die religiösen Ceremonien genau beobachten konnte. Die Lieder, welche die

Yesidenpriester vor den offenen Gräbern mit eigenthümlichem Tone und seltsamen Gebärden singen, theilen sie niemanden mit und zu den Ceremonien des Begräbnisses lassen sie den andersgläubigen Fremden, wenn er auch ihr Freund und Gast ist, nicht gerne zu. Vergebens bat Abowian den Thamar-Aga, das Oberhaupt der Yesiden im russischen Armenien der sein guter Freund ist, ihm wenigstens einige Worte von dem Liede mitzutheilen, das sie am Grabe singen. Thamar verweigerte jede Mittheilung und fand sich beleidigt, daß man in dieses Geheimniß eindringen wolle.

Sicher ist, daß die Yesiden an die Unsterblichkeit der Seele, auch an das Paradies und die Hölle jenseits glauben. Das Geld übt bekanntlich im Orient eine noch viel wunderbarere Macht als im Abendlande, wie jeder dortige Reisende in hundert Fällen erfährt. Aber neu und überraschend war mir doch die Bemerkung meines armenischen Freundes, daß sowohl Armenier als Yesiden durch Geldgeschenke an die Priester die bestimmte Zusicherung ewiger Seligkeit zu erkaufen pflegen. Wenn ihnen der Geistliche dieses süße Versprechen gegeben, sterben sie sehr ruhig. Der Arme, der in der ganzen Welt, auch bei den Teufelanbetern übel daran ist, muß wenn er die Habsucht des Priesters nicht befriedigen kann, ohne die angenehme Verheißung sterben, daß er mindestens jenseits das Paradies mit dem Reichen theilen werde. Um ihrer Sache ganz sicher zu sein, wird dem yesidischen Todten auch Geld in das Grab gegeben, mit dem er sich nach ihrem Begriffe den Eintritt in das Paradies erkaufen kann, falls der Priester ihn doch belogen und betrogen hätte. Die Leiche wird mit dem Antlitze nach Osten in das Grab gesenkt; um den Kopf wird ein freier Raum mit Steinen ummauert und der übrige Theil des Körpers mit Erde bedeckt. Dem Todten legt man außer den Geldmünzen auch Brod, ein

Stück Seife und einen Stock ins Grab. Bevor man ihn in die Grube senkt, flüstern ihm der Priester und die Angehörigen geheimnißvolle Worte ins Ohr. Dann wird mit dumpfer Stimme jenes seltsame Lied gesungen und das Grab mit Erde bedeckt. Was sie sich bei jenen Gaben denken, die den Todten begleiten, welchen Rath und welche Bitte sie ihm zu dieser letzten Wanderung in das starre Ohr flüstern, darüber bewahren die Yesiden gleichfalls tiefes Schweigen. Die Armenier, welche mit den Yesiden am Araxes leben, sagen, dieses letzte Geflüster enthalte den Rath: der Verstorbene möge den Pförtner des Paradieses zuerst mit dem Brode, dann mit der Münze zu gewinnen suchen. Die Grabmünze hätte somit bei den Yesiden eine wichtigere Bedeutung als der Obolos bei den alten Griechen, welcher nur für den finstern Charon zur Fahrgeldzahlung über den Acheron bestimmt war, während in den Hades selbst für alle Schatten freie Entrée war. Für den Fall daß auch das Geld nichts nützen sollte, rathen die Yesiden ihren Todten die Fußsohlen mit Seife zu beschmieren, sodann mit kräftig geschwungenem Stock den Paradiesportier vom Thor wegzuprügeln und mit glatten Füßen in den Wohnsitz der ewigen Seligkeit hineinzurutschen. Diese Sage wurde unserm armenischen Freunde von mehreren seiner Landsleute, unter andern auch von einem Archimandriten mitgetheilt, welcher mit yesidischen Priestern viel verkehrte. Die Yesiden selbst aber, welche Abowian befragte, leugneten diese Auslegung ihrer Begräbnißceremonien.

Zu den sonderbaren Zügen, welche man von diesem Volk erzählt, gehört auch ihr Glaube an den festen Bann des Zauberkreises. Zieht man um einen schlafenden Yesiden mit einem Stabe einen Kreis in die Erde und weckt ihn auf, so wagt er sich nicht zu bewegen, jammert und bittet die Vorübergehenden, den Kreis zu zerstören. Thut ihm Keiner diesen Gefallen, so

bleibt er unter lauten Weheklagen tagelang darin sitzen. Die Armenier sollen sich oft mit schlafenden Yesiden solchen Scherz erlauben.

Ueber die Ceremonien, welche die Teufelanbeter zu Lalesch, dem yesidischen Mekka und am Grabe ihres Scheik-Hadi feiern, herrscht das tiefste Dunkel. Was Pater Garzoni und Andere darüber mittheilen, ist den Aussagen der Mahomedaner von Mossul entnommen, welche diese Sectirer auf das bitterste hassen. Das größte religiöse Fest soll dort am 10. August gefeiert werden. Aus allen Gegenden kommen dann yesidische Wallfahrer gezogen, aus den umgebenden Dörfern sollen sich viele verheirathete Weiber bei der Versammlung einfinden. Nachdem tüchtig geschmaust und gezecht worden, werden, sagt man, die Lichter gelöscht und es findet eine schweigsame Vermischung zwischen beiden Geschlechtern statt wie bei den orientalischen Secten der Ali-Illahi und der Tscherag-Sonderans in Mesopotamien, Persien und Kurdistan. Dieser in Mossul und bei allen Mahomedanern herrschenden Sage wird von unparteiischen Beobachtern auf das entschiedenste widersprochen. Ainsworth, einer der zuverlässigsten Reisebeschreiber, der wenigstens in der Nähe von Lalesch gewesen, bezeichnet diese Sage mit aller Bestimmtheit als eine Verleumdung und schildert den Oberpriester im Tempel des Grabes von Scheik-Hadi als einen ehrwürdigen Priester, welcher ganz das Ansehen eines an friedliche Meditation und frommes Leben gewöhnten Mannes habe und nimmermehr der Anführer lasterhafter Orgien sein könne. Auch unsere armenischen Freunde in Eriwan halten die Erzählung der Moslims für eine böswillige Erdichtung.

Vom Teufel reden die Yesiden nicht gerne. Unter keiner Bedingung sprechen sie seinen Namen, das Wort „Schaitan“ aus, höchstens reden sie von ihm in umschreibenden Worten und

nennen ihn wie sein Symbol Melek Tauß d. h. schwarzer Engel oder Scheikh Mazem d. h. großes Haupt. Allenfalls geben sie auch zu, daß der Teufel ihr oberster Scheik oder Pir sei. Die Kinder des Mirsa-Aga, welche der mehrerwähnte Priester von Eriwan im Lesen und Schreiben unterrichtete, entdeckten einst zufällig in einem seiner Bücher das Wort „Satan." Sogleich liefen sie aus der Schule und konnten mit allem Zureden nicht bewogen werden, den Unterricht fortzusetzen. Auf das Aussprechen des Wortes „Schaitan" soll sogar bei diesem Volke die Todesstrafe gesetzt sein. Niebuhr erzählt, daß wenn auf dem Markt von Mossul zwischen Yesiden, welche dorthin ihre Waaren bringen, und den moslemischen Käufern Streit wegen der Bezahlung entstehe, die Moslims dann gewöhnlich das Wort „Schaitan" rufen, worauf die entsetzten Yesiden Geld und Waare im Stiche ließen. In den yesidischen Ortschaften bei Mossul aber wage auch kein Mahomedaner dieses Wort auszusprechen, weil er sonst in großer Gefahr sei, von dem ergrimmten Sectirer mißhandelt oder todtgeschlagen zu werden. Abowian, dem es gelang, einige yesidische Scheiks zur Mittheilung ihrer Ansicht über den Teufel zu bewegen, erhielt von ihnen eine ähnliche Erklärung wie Niebuhr.

Der Melek Tauß oder schwarze Engel, sagten sie, sei einstmals einer der vornehmsten und beliebtesten Diener oder Engel Gottes gewesen. Später sei er bei Gott in Ungade gefallen und verdammt worden, jedoch nicht auf ewig. Nach vollbrachter Buße und Strafzeit werde auch der Melek Tauß wieder Vergebung und Gnade finden und bei Gott zu Ehren kommen. Allah sei dem schwarzen Engel im Grunde nie gram gewesen, sondern habe nur geglaubt, einen Act der Gerechtigkeit gegen ihn erfüllen zu müssen. Von den Menschen sei es dumm und schändlich, die Erbsünde und alles Uebel auf der Erde dem Einfluß

des Teufels zuzuschreiben, da ihnen doch Gott die volle Freiheit ihres Wollens und Handelns gegeben. Keinenfalls dürfe man einem in Ungnade gefallenen Engel, der wieder zu Macht und Ansehen gelangen werde, fluchen. Wer das thue, der werde es später zu bereuen haben. Ueber die Ursache der Bestrafung des Melek Tauß sagen sie: er habe den Adam im Paradiese, als dieser bei Anbruch der ersten Nacht über das Verschwinden des Lichts erschrocken war, das Wiederaufgehen der Sonne für den folgenden Tag versprochen unter der Bedingung, daß Adam sich und sein Geschlecht dem Melek Tauß verschreibe. Adam, der nicht wußte, daß ohnehin nach dem Gesetze Gottes die Sonne am folgenden Tage wieder erscheinen werde, unterschrieb den Contract, welcher auf einen Stein geschrieben in den Fluß Jordan geworfen wurde. Dem Schelmenstreich des schwarzen Engels sei dann die göttliche Strafe gefolgt.

Diese Ansicht vom Melek Tauß hat etwas so kindlich Liebenswürdiges, daß mancher milddenkende Christ oder Muselmann sich mit dem Yesidismus versöhnen könnte. Betet doch dieses Volk zu seinem Gott so innerlich andächtig wie irgend ein orthodoxer Armenier. Wenn es diesem Gott eine humane und versöhnliche Gesinnung gegen den yesidischen Mephisto zutraut, so nähert sich diese Vorstellung der unsers großen deutschen Dichters, der ja auch den Herrn der Schöpfung so menschlich mit dem Teufel selber reden läßt. „Von allen Geistern, die verneinen, ist ihm der Schalk am wenigsten verhaßt.“ Die Yesiden sehen in ihrem Schaitan nicht das christliche Scheusal, mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß, das unsere deutschen Künstler noch heute auf ihre Bilder malen. Dieser Schaitan ähnelt mehr dem Heine'schen Satanportrait:

„Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,
Er ist ein lieber, charmanter Mann.“

Aus den Mittheilungen unserer armenischen Freunde über den Charakter der Yesiden geht ein Beitrag zu der wichtigen Lehre hervor: daß nicht das Dogma allein den sittlichen Werth der Völker bestimmt. Diese Teufelverehrer werden überall wo sie frei und sich selbst überlassen sind oder so human behandelt werden wie unter der Statthalterschaft des edlen Fürsten Woronzow von wahrheitliebenden Beobachtern als fromm, tolerant, ehrlich, gastfrei, höflich, mitleidig, treu, mäßig, keusch und tapfer geschildert. Das sind fast mehr gute Eigenschaften als alle übrigen Völker des Orients christlichen, jüdischen und mahomedanischen Glaubens zusammengenommen besitzen. Auf der Scala des moralischen Werthmessers unter den Völkern des Orients stehen die yesidischen Teufelanbeter höher als die türkischen Mahomedaner und diese höher als die griechischen und armenischen Christen. Man wäre somit beinahe zu denken geneigt, daß Freiheit, Schicksal, Humanität und innere Kraft mehr noch als überlieferte Offenbarungen, mehr noch als der Schall von Formeln und Namen den menschlichen Charakter bessern und veredeln, Völker wie Individuen gut und tüchtig machen können.

II.

Beiträge zur Naturgeschichte Vorderasiens.

Physische Geographie. Klimatologie. Geologische Resultate. Bemerkungen über den Charakter der Flora und der Fauna im türkischen Armenien, Kurdistan und westlichen Persien. Verzeichniß der vorkommenden Thiere und Beschreibung neuer Arten.

Carl Ritter, der gelehrte und geniale Geograph, der uns das physische Gemälde des großen Continents Asien mit Meisterhand gezeichnet hat, nennt jene hohe Massenerhebung, welche als ein Glied des nordwestlichen Taurussystems zugleich den äußersten Rand des hohen Tafellandes von West-Iran bildet und seine Wasser in den verschiedensten Richtungen nach drei Meeren aussendend das Quellgebiet der größten Stromgebiete Vorderasiens ist „das Land der Contraste in Bezug auf Natur und Völkerleben."

Das Land verdient diese charakteristische Bezeichnung. Auffallender als hier begegnen sich in der alten Welt kaum irgendwo die geographischen und ethnographischen Gegensätze in solcher Nähe, ja manchmal in unmittelbarer Berührung. Von den einförmigen, salzgeschwängerten, trockenen, vegetationsarmen Plateaulandschaften Central-Irans zu dem pflanzenreichen Wunder-

land Masenderan, das schon der persische Dichter Firdusi als ein Paradies mit ewigem Frühling besungen, von den warmen Thälern und Flächen des mittlern Euphrat- und Tigrislaufes, wo Palme, Granatbaum und Orange gedeihen bis zu den waldlosen kalten Alpenplateaus von Armenien, welche acht Monate des Jahres unter starrer Winterdecke begraben liegen und der vermittelnden Jahreszeiten des Frühlings und des Herbstes entbehren, von den baum- und blumenreichen Prachtthälern Lasistans, welche das immergrüne Kleid üppigster Lianenvegetation und majestätischer Urwälder von amerikanischer Großartigkeit umhüllen bis zu den kahlen ausgedorrten Steinhalden am Ararat und Tamurek, wo nur stellenweise der dürftige Wuchs einiger Gramineen, Kryptogamen und Strohblumen die trostlose Nacktheit der verbrannten Lavawildniß unterbrechen — von der demüthigen, gedrückten, sclavisch gehaltenen und sclavisch gesinnten Landbevölkerung West-Persiens und von dem regen Handelsgewühle des großen Emporium Tabris bis zu den freien, rohen und wilden Nomadenstämmen in den oberen Zabthälern, im Gebiete des alten Medien, welchen Bewegung, Raub und Krieg Lebensbedürfnisse sind — das sind in der Natur wie im Völkerleben so viele Bilder des Wechsels und der Mannigfaltigkeit, welche diesen Erdstrich des Namens wohl würdig machen, den ihm der große deutsche Länderforscher gegeben.

Das so reichgegliederte alpine Plateauland des armenisch-persischen Taurussystems, dessen eigenthümlich hohe Lage die Vegetation der Gräser und den vorherrschenden Nomadencharakter des Volks bedingt, mit den einsenkenden Pässen und den vielfachen Gebirgspassagen in allen Richtungen, welche die Züge der Karawanen wie der Kriegsheere, die friedlichen Unternehmungen phönizischer oder genuesischer Handelsvölker wie die kriegerischen Pläne ehrgeiziger Weltstürmer vom Orient und Occi-

dent seit den Tagen des Sesostris bis auf Paskewitsch-Eriwanski begünstigten — diese schroffen Höhenzüge, die bald als mauerartige Gebirgsketten, bald als isolirte Gruppen riesenhafter Steinkegel emporstreben, ein Werk vulcanischer Mächte, welche hier ewige Naturvesten, Weltburgen und Zufluchtsstätten für verfolgte Religionssecten und streitbare, freiheitliebende Völker gebaut — dieses merkwürdige Land mit all' den Eigenthümlichkeiten in den Erscheinungen der Natur und Menschengeschichte zu schildern, wäre eines Autors würdig, der mit dem scharfen Auge des Forschers die sichere Hand eines großen Naturzeichners wie Leopold von Buch oder Ritter Humboldt oder Beaumont vereinigte. Wir im Bewußtsein unserer schwachen Kräfte wagen nur wenige Pinselstriche zu dem Gemälde anderer Forscher als ergänzende Beiträge hinzuzufügen.

Das Hochland Iran wird im Norden von den breiten Höhenzügen des Paropamisus, im Nordwesten von der Alburskette, die als eine Fortsetzung der großen Erdspalte des mit ihr in gleicher Richtung streichenden Hindukusch und Himalayagebirges betrachtet wird und dem weiter westlich das Taurussystem sich anschließt, begrenzt und dadurch von dem großen Tieflande Mittelasiens in den kaspischen, arabischen und Gihonebenen getrennt. An seinen Westrand lehnen sich die Alpenketten von Armenien, Kurdistan und Aserbeidschan. Hier beginnt zwischen den innersten Winkeln des persischen Golfs und des kaspischen See's die größte horizontale Verengung Vorderasiens und die völlige Umgestaltung seiner von Osten her ebenen Oberfläche zu höher aufsteigenden, dem Plateau aufgelagerten Gebirgszügen, die hier auch schon theilweise wieder von Tiefthälern wie die des Tigris und des Araxes und von Bassineinsenkungen wie die der Alpenseen von Wan und Urmia unterbrochen werden. Hier beginnt mit dem Gebirgslande der Karduchen, dem Medien der alten und

Kurdistan der neuen Zeit statt der einförmigen Gleichheit des mittlern und östlichen Iran eine reichere verticale Gliederung der Oberfläche in Thäler und Höhen, welche sich bis zu wahren Alpenlandschaften erheben. Die vorherrschende Plateaubildung Irans geht theilweise auch auf Armenien und Anatolien über, verliert aber ihren Charakter der Ausdehnung, der Monotonie und der Trockenheit, wird durch das häufige Vorkommen hoher Ketten zu kleineren Räumen eingeschränkt und verwandelt sich auf den südwestlichen Abfällen gegen Mesopotamien in Tiefthäler und Stufenlandschaften. Iran wird damit der wahre Uebergang von Ost-Asien zum europäischen Boden und Klein-Asien hat Ritter so treffend die peninsulare Brücke genannt, welche sich als äußerstes Glied des Hochlandes nach Europa hinüberstreckend beide Welttheile auf eine sehr freie Weise für Völkerverhältnisse verbindet. Hier ist das Maximum der Annäherung der drei Welttheile mit der Begünstigung der fünf Durchbrüche großer Meeresstrecken. West-Asien gliedert sich eben da wo es sich Europa und Afrika am meisten nähert, auch am meisten in wagerechter und verticaler Hinsicht, in den kaukasischen Isthmus, in das Plateau Armeniens, in die mit Tafelland gefüllte Halbinsel Klein-Asien, in den syrischen Küstengebirgszug und in das arabische Nedsched. In die Lücken, welche diese Gliederungen, Einsenkungen und mannigfachen Spaltungen darbieten, drängen sich zwischen die drei Erdtheile fünf Meerestheile aus allen Winden kommend, wie sonst nirgends auf der Erde, zu der gemeinsamen Mitte des eben darum cultivirtesten Asiens und seiner Nachbarländer, weil sie selbst zugleich die maritimen Bahnen des hin- und herwogenden Völkerverkehrs werden mußten, an denen überall verdoppelte und vervielfachte physikalisch bedingte Anregungen der Cultur hervortraten. Es sind die maritimen Eingänge des persischen Golfs von der indischen Welt her in das

babylonisch-assyrische Völkergebiet, des arabischen Golfs von dem alten Ophir her bis zu den Phöniziern, Hebräern, Aegyptern die bekanntlich berühmtesten Straßen des größten Weltverkehrs im hohen Alterthum. Es sind ferner der syrisch-cilicische Meereswinkel und das ägäische Meer, welche jenes West-Asien zunächst mit den Gebieten der Aegypter, Carthager, Iberen, Italier, Griechen in directen maritimen Verkehr brachten, und der Einschnitt des Pontus, der des unüberstiegenen Kaukasus ungeachtet schon die frühzeitig schiffenden Kimmerer und indischen Colchier hinüberführte zu den Mündungen des Ister und den europäischen Osten zuerst zugänglich machte, der von da aus dann wieder von den Argonauten an bis auf die Zeiten des Perikles, Pompejus, Hadrian und die byzantinischen Kaiser hieher zurückwirkte. Endlich ist es der merkwürdige Einschnitt des kaspischen See's, des größten Landsee's der Erde, der für das centrale und vordere Asien durch Wechselwirkung seines physikalischen Einflusses so bedeutend ist, daß man sich ihn nur wegzudenken braucht, um die Verarmung jenes Steppenbodens sogleich zu empfinden. Wenn er in den letzten Jahrhunderten seine Function als physiologisch wirkendes Organ der Erde nicht mehr so wie ehedem auf das Völkerleben ausgeübt hat, so liegt dies nicht in der Form, sondern in dem verwelkten oder neu sich erzeugenden Völkerleben, das gegenwärtig seine Gestade umgibt. —

Eine vergleichende Uebersicht der Höhenverhältnisse erklärt viele Eigenthümlichkeiten des Klima's und des Bodens. Iran zeichnet sich besonders im Gegensatze zu den nördlichen Tiefländern durch die bedeutende Erhebung seiner Hochebenen über dem Meeresspiegel aus. Es ist begreiflich, wenn Schiras und Persepolis trotz ihrer südlichen Lage kalte Winter haben und drei bis vier Monate mit Schnee überdeckt bleiben, da dieses eine Meereshöhe von 4800', jenes von 2484' hat. Auch Ispahan

im Thale des Zehenderud, die alte einst so glanzvolle, jetzt so gesunkene Capitale des Perserreiches liegt noch auf einer Höhe von 4140′ nach Frasers Messung. Als tiefste Einsenkung des Central-Iranplateaus hat dieser britische Reisende Kum bezeichnet, das nur 2046′ hoch liegt, während in Teheran, der gegenwärtigen Residenz der persischen Könige am südlichen Fuße des Vulcans Demavent die Meereshöhe wieder 3786 Pariser Fuß erreicht. Die den Plateaus von Central-Iran aufgelagerten Höhenzüge gleichen auf so hoher Basis mehr Hügelreihen als wirklichen Bergketten. Gegen den westlichen Rand von Iran treten jedoch wieder höhere Ketten und Gruppen von Bergen auf, obwohl die horizontale Ausdehnung der Massen, die Tafellandbildung auch hier noch vorherrschend ist und außer der Sewillangruppe bei Ardebil, deren höchster Gipfel sich 12,197′ erhebt, die übrigen Gebirgszüge östlich vom großen Urmiasee noch kaum die eigentliche Alpenhöhe erreichen. Die Plateaus selbst aber erheben sich von hier stufenweise in der langen Reihe von der ausgedehnten Hochebene von Tabris, deren Meereshöhe nahebei 4500′ beträgt, bis zum hohen Plateau von Erzerum, welches sich 6100′ über dem Spiegel des Pontus erhebt. An den südlichen Abfällen der kurdischen Zagrosketten, wo der wilde Zabfluß sich gegen den Tigris mündet, beginnt die bedeutende Senkung und mit ihr der plötzliche Uebergang in ein heißes Klima. Die Stadt Mardin auf der Höhe der südlichen Tauruskette gegen das obere Mesopotamien hat noch eine Meereshöhe von 2815′, welche nordwestlich von Mossul bei der Stadt Nisibis auf 1220′, bei Mossul am Tigrisbette selbst auf 328′ herabsinkt.

Die Gleichförmigkeit der Höhenverhältnisse im eigentlichen Iran und der rasche Wechsel derselben auf den sich anlehnenden nördlichen und westlichen Stufenlandschaften des Taurussystems

auf einen hier ziemlich beschränkten Raum bedingen zum großen Theil die eigenthümlichen klimatischen Erscheinungen, die wunderlichen Wechsel und Sprünge von dem gleichmäßig milden frühlingsartigen Klima der lasischen Tiefthäler bis zur rauhen Winternatur Armeniens, von den klimatischen Contrasten Central-Irans, der versengenden Glutatmosphäre Mesopotamiens.

Da es sich hier nur um die flüchtigen Linien zu einem Grundriß des physischen Gemäldes dieser Erdgegenden handelt, unterlassen wir die Veröffentlichung von Einzelheiten der in Persien uns mitgetheilten metereologischen und klimatologischen Beobachtungen. Folgende Resultate bezeichnen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der östlichen Stufenländer des Taurus und eines Theils von Central-Iran: Lange Dauer und im Verhältniß zu den Breitegraden auffallend tiefe Temperatur der Winter (Winterkälte von 7 bis 8 Monaten in den hohen Plateaus von Armenien, von 5 bis 6 Monaten in den 11,500' tiefer liegenden ausgedehnten Hochebenen Westpersiens), kurze Dauer, Trockenheit und verhältnißmäßig sehr hohe Temperatur der Sommer, rascher Wechsel und Uebergang der Jahreszeiten, der Temperatur, der Niederschläge und der Trockenheit, Mangel oder äußerst kurze Dauer des Frühlings und Herbstes, welche in Aserbeidschan und Kurdistan nur durch die Stärke und anhaltende Dauer der Niederschläge angedeutet werden, häufiger Wechsel der Winde und Stärke der Orkane. Die Südwinde sind hier nicht die Plage des Landes wie in Aegypten und Syrien, sondern die Ostwinde, Scherki genannt, welche im Winter durchdringend kühl, im Sommer heiß und abspannend sind, heftige Staubwolken erregen und dadurch den Augen gefährlich werden.

Ganzen dieselben wie in den Alpen der Schweiz und Tirols, nur die Arten sind zum Theil verschieden. Das verhältnißmäßig rauhere Winterklima West-Irans, der Einfluß der mit ewigem Schnee bedeckten hohen Tauruskètten geben auch in West-Persien der Thier- und Pflanzenwelt im Allgemeinen eine weit nördlichere Physionomie als man unter diesen Breitegraden vermuthen sollte. Ein allmähliger Uebergang in südlichere oder eigentlich orientalische Formen, ein Hereinragen des asiatischen Charakters der Flora und Fauna ist übrigens bei so manchen Arten, besonders in den Ebenen am Urmiasee unverkennbar. Von der armenischen Flora unterscheidet sich die westpersische durch ihre ziemlich große Mannigfaltigkeit an Salzpflanzen, welche in den Hochebenen Central-Irans durch noch zahlreichere Arten repräsentirt zu sein scheinen als in den Ebenen am Urmiasee. Dagegen fehlen hier die meisten Waldpflanzen. Massenhafte Ansammlungen hochstämmiger Bäume, eigentliche Waldungen nach unseren Begriffen fehlen auf den Plateaus von Iran beinahe gänzlich. Die Buche, welche noch in der Waldregion der kolchisch-armenischen Gebirgsabfälle gegen das schwarze Meer bis zur Höhe von 4500' den häufigsten Waldbaum bildet, hat in den Kurthälern seine äußerste Ostgrenze erreicht und scheint in Gilan und Masenderan, den einzigen persischen Provinzen, welche noch dichten Waldwuchs besitzen, nicht mehr vorzukommen. Eichen, Erlen, Zitterpappeln, Weiden, Eschen, Kastanien, Ahornbäume sind dort mit südlicheren Formen: Kirschlorbeer, immergrünem Bux, Maulbeer, Kastanie, Myrthe, Lorbeer, Pschadbäumen und wilden Obstarten gemischt; die wilde Waldrebe gedeiht in Masenderan eben so üppig und kräftig und spielt bis in die höchsten Waldbaumwipfel sich schlingend eine eben so prächtig königliche Figur als in Kolchis und an den Ufern des Phasis. Der höchste Waldbaum in Armenien wie auf dem Alburs ist eine strauchartige Birke.

Schon wegen der beträchtlichen Erhebung der Plateaus im persischen Aserbeidschan und Kurdistan kann dort von einer großen Mannigfaltigkeit der Flora keine Rede sein. Reich an Formen ist die Vegetation nur in Ländern, welche aus tiefer Ebene oder vom Seegestade aufsteigen, sich allmählig über der Meeresfläche terrassenartig erheben, deren verschiedene Regionen dann verschiedene Klimate und einen verschiedenartigen Charakter der Pflanzen- und Thierwelt zeigen. Die eigentlichen Hochebenen West-Persiens sind wegen vorherrschender Trockenheit pflanzenarm und auf den Abhängen und Terrassen der Gebirge, welche diesen Plateaus aufgelagert sind, ist der sub-alpine Charakter der Organismen bereits überwiegend ausgeprägt, in den obersten Regionen zwischen 7 und 9000′ kommen bereits viele ächte Alpenpflanzen vor, an Individuen zahlreicher als an Arten. Im Allgemeinen habe ich auf den Höhen des Sahant und der kurdisch-persischen Alpen im Westen und Süden des Urmiasee's die Flora weit ärmer gefunden als auf den Terrassen des Allahges im russischen Armenien. Von einer so wunderbaren Pracht üppig wuchender Alpenkräuter und prächtig gefärbter Blumen von jener Größe und reinen Färbung, wie man sie in manchen Alpengegenden der Schweiz z. B. in Oberengadin bei Samaden und St. Moritz findet, bekommt man auf den Alpen Vorder-Asiens nichts zu sehen. Auch mit der Vegetation in der Centralkette des Kaukasus bei Kobi und Keschaur, wo ich ein Jahr zuvor in den gleichen Sommermonaten botanisirte, kann sich die alpine Flora West-Persiens an Mannigfaltigkeit der Arten und bunter Pracht der Individuen nicht messen. Mit der kaukasischen und mitteleuropäischen Alpenvegetation hat übrigens auch die Flora auf den Höhen des Sahant die geringe Zahl der einjährigen Pflanzen, die bedeutende Größe der Blumen im Verhältniß zur ganzen Pflanze, die Seltenheit giftiger Vegetabilien und

die große Zahl der medicinischen bitteren Pflanzen, endlich auch die Reinheit der Blumenfarben gemein.

Die westpersische Fauna unterscheidet sich von der transkaukasischen und armenischen ebenso wie die Pflanzenwelt durch das Vorkommen ziemlich vieler niedern Thierarten, welche nur in trockenen Ebenen, auf salzgeschwängertem Boden und in der Nähe von sandigen Meeresküsten oder Salzseeufern gefunden werden. An den Ufern des Urmiasee's fand ich (leider meist schon in Cadavern) sehr viele Melasomen, welche in Georgien und Armenien nicht vorkommen. Was ich in dem Anhang meines Werkes „Reise nach Kolchis" über den Charakter der Gebirgsfauna Transkaukasiens und die geographische Verbreitung der Thiere sagte, gilt im Wesentlichen auch von der Fauna Aserbeidschans. Die vorherrschende Tendenz der Plateaubildung begünstigt hier wie in Armenien die Verbreitung der Arten im Gegensatz zum Kaukasus, dessen hohe Gebirgsmauer ohne einsenkende Päſſe und ohne Stromdurchbrüche der Verbreitung vieler Thierarten, welche eine geringe Bewegungsfähigkeit besitzen, besonders aus den Classen der Reptilien, Arachniden, Koleopteren, Land- und Süßwassermollusken eine bestimmte Grenze setzt. Zwischen dem nördlichen und dem südlichen Abfalle des Kaukasus ist die Verschiedenheit der Thierarten innerhalb des Raumes von 1 bis 1½ Breitegraden größer als in Armenien, Georgien und West-Persien auf einem Flächenraum von 3 bis 4 Breitegraden. In den Gebirgsgegenden zwischen dem 36. und 38. Breitegrad bemerkte ich in Persien bereits eine Abnahme der Repräsentanten der für die Gebirge Mittel-Europa's, des kaukasischen Isthmus und Sibiriens so charakteristischen Laufkäferfamilie. Die Gattungen Procerus und Procrustes sind verschwunden, das höchst eigenthümliche und für die höchsten Alpenregionen Armeniens durchaus charakteristische Genus Callisthenes habe ich auf den

Höhen des Sahant und der Zagrosketten nicht wiedergefunden. Auf den sub-alpinen Höhen des Sahant kommen nur wenige eigentliche Caraben vor, welche durch ihre geringe Größe, nicht durch ihre plattgedrückte Form wie in den Hochgebirgen Ossetiens charakterisirt sind. Der auffallenden Armuth Persiens an Land- und Süßwassermollusken hat bereits der berühmte französische Reisende Olivier Erwähnung gethan. Die Seltenheit der Kalkformationen in Central-Iran mag ebenso wie die Lufttrockenheit und der Regenmangel im Sommer Schuld an dieser eigenthümlichen Erscheinung sein. Am Urmiasee tödtet die Sommerhitze im Juli schon die meisten kriechenden Insecten. Ein Entomolog würde dort nur im Monate Mai reiche und interessante Ausbeute machen. Die schönen Satyrus-Arten, welche ich bei Daschgesan erbeutete, waren größtentheils neu und durch eine ganz eigenthümliche Färbung und Zeichnung auffallend. Die von Herrich-Schäffer beschriebenen schönen Arten Satyrus Bischoffii und Satyrus Wagneri bezeichnen dort recht deutlich den Uebergang der europäischen Lepitopteren-Fauna zu den Formen des Orients.

Ich gebe hier ein Verzeichniß der Säugethiere, Vögel, Amphibien und Koleopteren aus den von mir bereisten Gegenden Vorder-Asiens. Was ich nicht selbst beobachtete und sammelte, verdanke ich der Mittheilung eines Mitglieds vom britischen Consulat in Erzerum. Die Bestimmung und Beschreibung der von mir in Armenien, Georgien, West-Persien und Kurdistan gesammelten Koleopteren verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Hampe in Wien.

Späte Aussaat und frühe Ernte des Getreides ist eine natürliche Folge der langen Winterdauer und des raschen Uebergangs der kalten Temperatur zur drückenden Sommerhitze. Als charakteristische Eigenthümlichkeit sowohl von Iran als von seinen westlichen Stufenlandschaften, von Aserbeidschan und Armenien verdient hervorgehoben zu werden, daß hier ohne künstliche Bewässerung fast keinerlei Art von Cultur, weder Feld- noch Gartenfrüchte gedeihen. Die anhaltende Hitze und Trockenheit des Sommers würde ohne die fleißige Nachhülfe durch Menschenhände, die alles Wasser, welches die Natur nicht überall reichlich spendet, aufzufangen bemüht sind, Cerealien wie Gräser in den Ebenen frühzeitig versengen und weder die Cultur der Obstbäume noch der Rebe zulassen, welche dort einer starken Befeuchtung bedarf. Daher die Stärke des Schneefalls im Winter selbst auf Höhenzügen von weniger als 7000′ ein großer Segen für das Land, eine unumgängliche Bedingung seiner Bewohnbarkeit und seines Wohlstandes ist; daher überall Unfruchtbarkeit, Verödung und Armuth, wo entweder die Schneeberge, die Flüsse und Bäche fehlen oder wo die Niveauverhältnisse des Bodens die Ableitung der Flußrinnsale durch künstliche Canäle, das Abzapfen des überflüssigen Wassers für den fernerliegenden trockenen Boden unmöglich oder allzu beschwerlich machen. Eine weitere Folge der Temperaturcontraste ist das üppige Gedeihen solcher Culturgewächse, welche eine beträchtliche Winterkälte ertragen und einer bedeutenden Sommerhitze zur raschen Entwickelung und Reife der Früchte bedürfen. Baumwolle, Reis, Sesam gedeihen in der Hochebene am Urmiasee vortrefflich, der Feigenbaum dagegen bedarf geschützter Stellen, der Oelbaum widersteht nicht dem Winterfrost, die Orange kommt erst am persischen Golf und in den unteren Euphratgegenden vor. Die Rebe dagegen gedeiht selbst auf den hohen

Ufern am Wansee bis nahebei 5500′ und in den fast noch höher gelegenen Zabthälern des Hakkarilandes vortrefflich, während sie bekanntlich in dem viel mildern und gleichmäßigern Klima von Großbritannien keine reifen Trauben hervorbringt. Dagegen würden Magnolien und Camellia japonica in Kurdistan und Aserbeidschan nicht wie in England den Winterfrost im Freien ertragen.

Die wichtigsten geognostischen Verhältnisse der von uns beobachteten Gebirgsgegenden Vorder-Asiens wurden im Laufe der Reisebeschreibung angedeutet. Die geologischen Hauptresultate in Aserbeidschan mit Ausnahme weniger Modificationen stimmen mit denen des Hochlandes Armeniens und Kurdistans im Wesentlichen zusammen. Die Kettenzüge dieser drei Länder sind Glieder desselben Gebirgssystems; sie haben dieselbe Richtung des Streichens und namentlich in den höheren Ketten auch denselben petrographischen Charakter mit einander gemein, ihre Entstehung ist höchst wahrscheinlich eine gleichzeitige gewesen. Plutonische Kräfte haben in West-Persien und Kurdistan wie in Armenien den weit überwiegendsten Antheil an der Höhenbildung genommen. Doch nehmen in den Bergen, welche den Urmiasee umgeben und die Hochebenen von Choi und Tabris trennen, die neptunischen Formationen einen verhältnißmäßig größern Raum ein als im armenischen Hochlande. Dasselbe Kalkgebilde der jurassischen Formationenreihe, welches in den oberen Thälern des Murad und in den Umgebungen von Bajasid beginnt und hier durch die starke Einwirkung vulcanischer Hebungen und Durchbrüche die auffallendsten Störungen des Schichtenbaues und Veränderungen des petrographischen Charakters zeigt, setzt auch nach Persien fort und kommt im Westen des Urmiasee's in ziemlich beträchtlicher Ausdehnung vor. Das-

selbe Gebilde ist dort reich an Versteinerungen und schließt besonders viele Arten von Belemnites, Pecten und Terebratula ein, nähert sich wahrscheinlich dem Coral-Rag Englands. Solche versteinerungsreiche Schichten erheben sich dicht am Ufer des großen Salzsee's und setzen unter dessen Wasserfläche fort. Das Wasserbecken jener frühern Periode, welches die Stelle des heutigen Urmiasee's eingenommen, war also für höhere thierische Organismen nicht so verderblich wie heute das salz- und jodreiche Wasser dieses großen Alpensee's.

Aeltere plutonische Bildungen, Massengesteine wie Granit, Syenit, Gabbro, Diorit kommen in Aserbeidschan häufiger vor als im eigentlichen Hochlande Armenien, wo ich sie hauptsächlich nur an dem Nordrande fand. Von ihnen sind auch hier offenbar die ersten Kettenbauten, die frühesten Hebungen, Zerrüttungen und Umgestaltungen der horizontalen Schichten des Grund- und Uebergangsgebirges ausgegangen. Die Bildung der höheren Ketten, welche die wahre Alpenregion erreichen, war hier wie in ganz Vorder-Asien eine Folge der Durchbrüche der Porphyre und Trachyte. Die Gipfel des Sewillan wie des Sahant bestehen aus Trachyten und Porphyren, welche den kaukasischen und armenischen ganz analog sind. Hier wie dort geht dieser Porphyr durch Abnahme des Feldspaths und Zunahme des Augits öfters in wahren Melaphyr über. Im Gegensatze zur kaukasischen Kette, wo der trachytische Porphyr in eine geringere Breite eingeengt und aus einer schmälern Spalte emporgestiegen, in einer senkrechten Richtung sich erhob und ausdehnte und eine schroffere und höhere Gebirgsmauer ohne Hochebenen, ohne ausgedehnte Längenthäler, ohne tiefere Einsenkungen der Kammhöhen bildete, breiteten sich in West-Persien noch mehr als in Transkaukasien und Armenien die plutonischen Gesteinmassen in

einer mehr horizontalen Richtung aus, welche die vorherrschende Bildung breiter Thäler und ausgedehnter Plateaus begünstigte. Wie an den Rändern der höchsten Alpenketten in Armenien bildeten sich auch in Aserbeidschan einzelne Gruppen von vulcanischen Erhebungskratern, und öffneten sich wahre Eruptionskrater, welche eine permanente Wechselwirkung zwischen den tiefen vulcanischen Glutherden und der Atmosphäre vermittelten. Die vulcanische Thätigkeit scheint auch hier besonders in der Umgegend von Tabris wie bei den Vulcangruppen der Eriwanschen Hochebene von langer Dauer gewesen zü sein, sich nicht so früh erschöpft zu haben wie in den Vulcanen bei Erzerum. Am Sewillan sind deutliche Lavaströme wie am Ararat und Allahges nachgewiesen. Ob auch in Aserbeidschan die basaltischen und doleritischen Laven wie am Allahges selbst die jüngsten Sedimentbildungen überdecken, ist mir unbekannt. Die vulcanischen Kräfte ruhen gegenwärtig in Persien wie in Armenien, scheinen aber noch keineswegs gänzlich aufgehört zu haben, wie die periodisch sich erneuernden sehr starken Erderschütterungen beweisen. Tabris ist fast in jedem Jahrhundert einigemal durch Erdbeben furchtbar verheert worden. Die letzte Eruption der Vulcane nordöstlich von Tabris reicht wahrscheinlich in die Anfänge der historischen Zeit. Sagen von Feuererscheinungen aus dem Erdinnern, welche mit dem Feuercultus der alten Perser in Verbindung gebracht werden, haben sich im Volke erhalten. Bestimmte Aufschlüsse darüber fehlen in den uns bekannten Geschichtsquellen.

Die Formen der Pflanzen- und Thierwelt haben selbst in den südlichen Gegenden der persischen Provinz Aserbeidschan zwischen dem 36. und 39.° N. B. einen vorherrschenden mitteleuropäischen Charakter, besonders in den höheren Gebirgsregionen zwischen 5000 bis 8000′. Die Geschlechter sind hier im

Pelecanus onocrotalus.
—— crispus.
Carbo cormoranus.
Sterna Caspia.
—— hirundo.
—— nigra.
—— leucoptera.
—— minuta.
—— cantiaca.
Larus canus.
—— tridactylus.
—— ichthyaetus.
—— argentatus.
—— ridibundus.
Cygnus Ferus.
Anser albifrons.
Anser ruficollis.
Anas *) rutila.
—— boschas.
—— acuta.
—— clypaeata.
—— Grecca.
—— rufina.
—— ferina.
—— glangula.
—— fuligula.
—— hyemalis.
—— angustirostris.
—— tadorna.
—— moschata.
—— querquedula.

Verzeichniß der in Vorder-Asien vorkommenden Amphibien.

Emys Caspia.
—— Europaea. **)
Testudo ibera.
Lacerta agilis.
—— viridis.
—— quinquevittata.
—— stirpium.
—— Laurentii.
Podarcis velox.
—— variabilis.
—— irritans.
Ophisops elegans.
Phrynocephalus helioscopus.
Scincus bivittatus.
Trapelus sanguinolutus.
Stellio vulgaris.
—— caucasicus.
Pseudopus Pallasii.
—— Fischeri.
Anguis fragilis.
Typhlops vermicularis.
Coluber bicolor.
—— natrix.
—— Persa.
—— collaris.
—— Dione?
—— Alpestris.
—— Caucasicus.
—— scutatus.
—— Ponticus.
—— hydrus.
—— Ravergieri.
—— fascicularis.
—— reticulatus.

*) Die Ufer des kaspischen Meeres sind reich an Schwimmvögeln, besonders Entenarten. Die meisten der hier angeführten Species wurden von Herrn Menetries auf seiner wissenschaftlichen Reise in Trans-Kaukasien erbeutet.

**) Eine von Emys europaea verschiedene Sumpfschildkröte fand ich in Persien zwischen Kilissa-kent und Choi.

Coluber vermiculatus.
— nebulosus.
— Aesculapii.
— sauromates.
— leopardinus.
Pelias chersea.
Vipera aspis. *)
Trigonocephalus Halys.
Triton ophryticus. **)
Rana variabilis?
— vespertina.
— esculenta.
Bufo Caucasicus.
Hyla arborea.

Verzeichniß der von mir im Kaukasus, in Trans-Kaukasien, Armenien, Kurdistan und West-Persien gesammelten und von Dr. Hampe bestimmten Koleopteren.

Cicindela {concolor, *Dej.* / Tartarica?, *Mannh.*}
— campestris, *F. var.*
— desertorum, *Boeb.*
— monticola, *Menet.*
— soluta, *Mgl.*
— littoralis, *F.*
— strigata, *Dej.*
— sylvatica, *F.*
— Fischeri, *Adams.*
— Alasanica, *Motsch.*
— Dahurica, *Mannh.*
Cymindis patruelis, *Strm.*
— lineata, *Schh.*
— miliaris, *F.*
— axillaris, *Dft.*
Lebia crux-minor, *F.*
Aptinus mutilatus, *Illg.*
Scarites Volgensis, *Stev.*
Ditomus Calydonius, *F.*
— obscurus, *Stev.*
Cychrus {aeneus, *Stev.* / signatus, *Fald.*}
Procerus Tauricus } ***) *Pall.*
— Caucasicus } *Adms*
Procrustes Wiedemann, *Crist.*
— Cerisii, *Dej.*
Carabus {maurus, *Adms.* / paphius, *Redtb.*}
— Kruberi, *Fisch.*
— reticulatus, *Hampe.*
— {saphyrinus, *Crist.* / Wagneri, *Er.*}
— {Bohemanii, *Mannh.* / hyacinthinus, *Kindrm.*}
— {Bischoffii, *Chaud.* / chrysitis, *Wagner.*}
— Kindermannii, *Hampe.*
— Victor, *Fridv.*
— Schamylii, *Hampe.*
— cancellatus, *Illg.*
— granulatus, *L.*

---

*) Diese Giftschlange fand ich nur im Kaukasus in Regionen von bedeutender Höhe zwischen 6—7000′.

**) Eine neue Tritonart von Berthold im Anhang meiner Reise nach Kolchis beschrieben.

***) Beide wahrscheinlich ein und dieselbe Art, welche in den Uferlandschaften des Pontus nicht selten ist, aber das kaukasische und kolchisch-armenische Gebirge nicht überschreitet. Die oberste Höhengränze dieses Prachtkäfers mag c. 4000′ sein.

Carabus septem - carinatus, *Motsch.*
—— exaratus, *Stev.*
—— Staehlinii, *Adms.*
—— Dejeanii, *Stev.*
—— {inconspicuus, *Chaud.* / Persicus, *Wagner.*}
—— {cribratus, *Boeb.* / N.-punctatus, *Wagner.*}
—— mingens, *Stev.*
—— bosphoranus, *Stev.*
—— Besseri, *Zgl.*
—— pectinatus, *Hampe.*
—— pumilio, *Er.*
—— {gracilis, *Motsch.* / Armeniacus, *Wagner.*}
—— Bonplandi, *Menet.*
—— productus, *Hampe.*
—— Nordmannii, *Chaud.*
—— luxorius, *Motsch.*
——*) {Puschkinii, *Adms.* / mirabilis, *Wagner.*}
—— Osseticus, *Adms.*
—— nothus, *Adms.*
—— Boeberi, *Adms.*
Calosoma sycophanta, *F.*
—— rapax, *Fridv.*
—— inquisitor, *F.*
—— indagator, *F.*
Callisthenes {breviusculus, *Mannh.* / Araraticus, *Wagner.*}
—— orbiculatus, *Motsch.*
Nebria Marschallii, *Stev.*
—— Caucasica, *Menet.*
Panageus crux-minor, *F.*
Chlaenius festivus, *F.*
Dinodes rufipes, *Bon.*
Licinus cassideus, *F.*
—— depressus, *Payk.*
Pogonus iridipennis, *Nicol.*
Pristonychus {amoenus, *Fald.* / elegans? *Dej.*}
—— Cimmereus, *Stev.*
Calathus melanocephalus, *F.*
Sphodrus longicollis, *Stev.*
Anchomenus uliginosus, *Er.*
Agonum Austriacum, *F.*
Omaseus Creticus, *Fridv.*
—— gracilis, *Strm.*
Pterostichus subcordatus, *Chaud.*
Cephalotes nobilis. *Dej.*
Eutroctus {moestus, *Wagner.* / heros, *Mannh.*}
Zabrus Trinii, *Fisch.*
—— aurichalceus, *Adms.*
—— spectabilis, *Hampe.*
Amara vulgaris, *F.*
Acinopus megacephalus, *Illg.*
—— ammophilus, *Stev.*
Ophonus azureus, *Illg.*
—— meridionalis, *Dej.*
—— puncticollis, *Payk.*
—— mendax, *Rossi.*
Harpalus aeneus, *F.*
Stenolophus vaporariorum, *F.*
Peryphus rufipes, *Gyl.*
Dytiscus Roeselii, *F.*
Gyrinus Caspius, *Menet.*

---

*) Hr. von Chaudoir erklärt den Carabus mirabilis des Wagner für den C. Osseticus. Hr. Kolenati hat dieses Thier in seinem Werke: Insecta Caucasica . . . unter dem Namen C. Puschkinii, *Adms.* abgebildet, auch dem kais. Cabinet unter demselben Namen geschickt; ja auch Hr. Motschulsky erklärte dasselbe für den C. Puschkinii. Da mir die Beschreibung weder des einen, noch des anderen zugängig ist, so muß ich diese Sache vor der Hand auf sich beruhen lassen. Vielleicht gefällt es dem Hr. von Chaudoir seinen Ausspruch genauer zu motiviren.

Staphylinus caesareus, *Cedh.*
—— lutarius, *Grv.*
—— stercorarius, *Olv.*
—— calcocephalus, *F.*
Ocypus olens, *Müller.*
Tachynus subterraneus, *L.*
Pedaerus longipennis, *Dhl.*
Sulodis Andreae, *F.*
—— costata, *Redtb.*
—— globithorax, *Stev.*
—— Faldermannii, *Dej.*
Capnodis miliaris, *Klg.*
—— cariosa, *F.*
—— { carbonaria, *Klg.* / tristis, *Fridv.* }
—— albosignata, *Bischoff.*
—— porosa, *Klg.*
—— tenebricosa, *F.*
Ancylocheira rustica, *F.*
—— flavomaculata, *F.*
—— strigosa, *Gebl.*
Perotis lugubris, *F.*
—— cuprea, *Kindrm.*
Chrysobotris affinis, *F.*
Lampra rutilans, *F.*
Anthaxia sitta, *Stev.*
—— candens, *F.*
—— salicis, *F.*
—— signaticollis, *Dej.*
—— cichorii, *Olv.*
—— 4-punctata, *F.*
Sphaenoptera arnacanthae, *Godet.*
—— coracina, *Stev.*
—— dianthi, *Stev.*
Acmaeodera bivittis, *Fridv.*
—— hyacinthina, *Fridv.*
Agrilus rubi, *F.*
—— linearis, *F.*
Agrypnus atomarius, *F.*
Athous Armeniacus, *Kolenati.*
—— vittatus, *F.*
Agriotes sputator, *F.*
Cardiophorus nigerrimus, *Er.*
Ampedus sanguineus, *F.*
—— pomorum, *Hbst.*
Ampedus crocatus, *Zgl.*
—— sinuatus, *Zgl.*
—— nigritarsis, *Tauscher.*
Diacanthus latus, *F.*
Lygistopterus sanguineus, *F.*
Lampyris Zenkeri, *Grm.*
Cantharis pupillata, *Fridv.*
—— Tsmenia, *Fridv.*
—— livida, *F.*
—— melanura, *F.*
—— cyanipennis, *Payk.*
—— thoracica, *Olv.*
Malachius aeneus, *F.*
—— Armeniacus, *Mannh.*
Dasytes ater, *F.*
—— nobilis, *Illg.*
Tillus elongatus, *F.*
Trichodes crabroniformis, *F.*
—— apiarius, *F.*
—— favarius, *Illg.*
—— Visnagae, *Fridv.*
—— flavocinctus, *Kindrm.*
—— nobilis, *Klg.*
Necrophorus mortuorum, *F.*
—— vespillo, *F.*
Silpha laevigata, *F.*
—— atrata, *F.*
—— orientalis, *Dej.*
—— 4-punctata, *F.*
Byrrhus pilula, *F.*
—— arietinus, *Grm.*
Thymalus limbatus, *F.*
Hydrophilus aterrimus, *Echlz.*
—— flavipes, *Stev.*
Gymnopleurus serratus, *Fisch.*
Sisyphus Schaefferi, *F.*
Copris paniscus, *F.*
—— emarginatus, *F.*
Ateuchus { Armeniacus, *Fald.* / nitidus, *Kindrm.* }
Onthophagus fissicornis, *Stev.*
—— taurus, *F.*
—— Schreberi, *L.*
Onitis Amyntas, *Stev.*
—— Moeris, *Pall.*
—— Menalcas, *F.*

Verzeichniß der Säugethiere in Trans-Kaukasien, Armenien und Aserbeidschan.

Erinaceus Europaeus.
—— auritus.
—— concolor.
Talpa Europaea.
Meles vulgaris.
—— taxus.
Mustela vulgaris.
—— foina.
—— Putorius.
—— lutreola.
—— zorila (bei Erzerum).
Lutra vulgaris.
(Eine hiervon verschiedene Fischotter soll sich an den kolchischen und lasischen Flüssen finden.)
Canis aureus.
—— vulpes.
—— melanotus.
—— lupus.
—— corsac.
Hyaena striata.
Felis Tigris. *)
—— Catusferus.
—— Cervaria.
—— panthera.
—— chaus.
Calocephalus vitulinus?
Sciurus vulgaris.
Spermophilus musicus.
Dipus jaculus.
Spalax typhlus. Var. Xanthodon
—— Pallasii?
Hypudaeus amphibius.
—— socialis.
Cricetus nigricans.
—— accedula.
—— frumentarius.
Mus sylvaticus.
—— Messorius.
—— latipes.
—— Abbotii.
Myoxus Dryas.
—— glis.
—— avellanarius.
Lepus timidus.
Camelus bactrianus.
—— Dromedarius.
Cervus elaphus.
Capreolus vulgaris.
Antilope subgutturosa.
—— Saïga.
—— rupicapra.
Capra aegagrus.
—— hircus.
—— caucasica.
Ovis Gmellini.
—— aries.
Bos urus. } in Georgien u.
—— bubalus. } Kolchis.

Verzeichniß der Vögel.

Cathartes percnopterus.
Vultur fulvus.
Gypaetos barbatus.
Falco imperialis.

*) Der Tiger ist in Iran nicht heimisch, verirrt sich aber öfters nach Persien auf seinen großartigen Jagdzügen.

Falco fulvus.
—— albicilla.
—— hypoleucus.
—— cenchris.
—— tinnunculus.
—— tinnunculoïdes.
—— aesalon.
—— subbuteo.
—— rufipes.
—— peregrinus.
—— naevius.
—— pennatus.
—— buteo.
—— apivorus.
—— milvus.
—— rufus.
—— cyaneus.
—— lagopus.
—— palumbarius.
—— nisus.
—— laniarius.
Strix otus.
—— flammea.
—— Indica.*)
—— passerina.
—— acadica.
—— bubo.
Lanius minor.
—— collurio.
—— excubitor.
—— meridionalis.
Muscicapa grisola.
—— albicollis.
—— luctuosa
Turdus merula.
—— torquatus.
—— iliacus.
Turdus viscivorus.
—— pilaris.
—— musicus.
Cinclus aquaticus.
Sturnus vulgaris.
Pastor roseus. **)
Oriolus galbula.
Saxicola Aenanthe.
—— stapazina.
—— saltator.
—— rubetra.
—— rubicola.
Sylvia turdoïdes.
—— familiaris.
—— phragmitis.
—— Cetti.
—— luscinia.
—— philomela?
—— atricapilla.
—— cinerea.
—— curruca.
—— icterops. } ***)
—— mystacea. }
—— rubecula.
—— tithys.
—— phoenicurus.
—— trochilus.
—— sibilatrix.
Troglodytes Europaeus.
Motacilla alba.
Budytes flava.
—— melanocephala.
Anthus arboreus.
—— rupestris.
—— praticus.
—— rufescens.
Alauda calandra.

---

*) Strix Indica soll selbst in Armenien vorkommen.

**) Ueber die Lebensweise dieses höchst zierlichen Vogels und die Sagen, welche über ihn unter den Armeniern verbreitet sind lese man Näheres in meiner „Reise nach dem Ararat.“

***) Diese beiden Arten wurden von Herrn Menetries bei Talysch und Lenkoran entdeckt und in seinem „Catalogue raisonné“ aufgeführt.

Alauda bimaculata. *)
—— cristata.
—— alpestris.
—— arvensis.
—— arborea.
—— pispoletta.
—— brachydactyla.
Parus major.
—— ater.
—— coeruleus.
—— palustris.
Emberiza melanocephala.
—— citrinella.
—— miliaria.
—— hortulana.
—— cia.
—— granativora.
—— Caspia.
Coccothraustes chloris.
—— vulgaris.
Fringilla coelebs.
—— cannabina.
—— spinus.
—— linaria.
—— carduelis.
—— sanguinea. **)
—— montifringilla.
Pyrrhula vulgaris.
—— erythrina.
Sitta Europaea.
Corvus corax.
—— frugilegus.
Corvus corone.
—— pica.
—— glandarius.
—— monedula.
—— cornix.
Pyrrhocorax graculus.
Cypselus alpinus.
—— murarius.
Hirundo rustica.
—— urbica.
—— rupestris.
—— riparia.
Caprimulgus Europaeus.
Upupa Epops.
Merops apiaster.
—— Persica. ***)
Alcedo Ispida.
Picus canus.
—— viridis.
Iynx torquilla.
Cuculus canorus.
Columba palumbus.
—— oenas.
—— livia.
—— turtur.
Phasianus colchicus.
Perdix †) coturnix.
—— saxatilis.
—— cinerea.
Pterocles Caspius.
Otis tarda.
—— tetrax.

---

*) Diese schöne Lerche beobachtete ich nur auf dem höchsten Plateau von Armenien. Menetries hat sie auf den Gebirgen von Talysch in einer Region von 6000′ erbeutet.

**) Diese Art scheint dem Plateau von Erzerum eigenthümlich zu sein.

***) Der persische Bienenfresser wurde von Pallas am kaspischen Meer entdeckt, hat ähnliche Lebensweise aber eine weit geringere geographische Verbreitung als Merops apiaster.

†) Ein noch unbeschriebenes sehr kleines Rebhuhn kommt bei Teheran vor. Consul Bonham in Tabris hatte auch ein lebendes Exemplar des riesenhaften Rebhuhn vom Himalaya, welches sich zuweilen auf den Plateaus von Iran sehen läßt, aber sehr selten ist.

Grus Virgo. *)
—— cinereus.
—— leucogeranus.
Ardea cinerea.
—— purpurea.
—— egretta.
—— nycticorax.
—— stellaris.
—— minuta.
—— garzetta.
Phoenicopterus ruber.
Platalea leucorodia.
Ciconia nigra.
—— alba.
Ibis Falcinellus.
—— religiosa? **)
Numenius Phaeopus.
Tringa variabilis.
—— minuta.
Totanus callidris.
—— glottis.
—— ochropus.
—— hypoleucus.
Limosa rufa.
—— melanura.
Tringa ***) pugnax.
Tringa variabilis.
—— minuta.
—— subarquata.
Scolopax major.
—— gallinula.
—— rusticola.
Pelidna cinclus.
Lobipes hyperboreus.
Glareola torquata.
—— limbata.
Rallus aquaticus.
Gallinula chloropus.
Fulica atra.
Haematopus Ostralegus.
Callidris arenaria.
Cursorius isabelinus.
Vanellus cristatus.
Charadrius pluvialis.
—— cantianus.
—— intermedius.
Oedicnemus crepitans.
Himantopus melanopterus. †)
Podiceps cristatus.
—— Caspicus.
—— rubricollis.
—— auritus.

---

*) Ueber das Vorkommen und die Lebensweise dieses höchst graziösen Vogels s. den Anhang zu meiner „Reise nach Kolchis.“

**) Das Vorkommen des heiligen Ibis, der in Aegypten fast verschwunden, in Vorderasien ist zweifelhaft. Nordmann führt ihn im Catalog seiner pontischen Fauna als an der südlichen Küste des schwarzen Meeres lebend auf. In den Sumpfwässern südlich vom Urmiasee, wo eine wahre Republik von Wad- und Schwimmvögeln, sah ich den braunen Ibis falcinellus in großer Zahl, konnte aber nirgends den heiligen Ibis erbeuten. Unter dem Vögelverzeichniß von Erzerum ist eine unbekannte Ibisart aufgeführt.

***) Diese vier Tringaarten kommen auf dem Plateau von Erzerum vor. Menetries hat in Trans-Kaukasien nur die einzige Art Tringa pugnax erbeutet.

†) Der hochbeinige Strandreiter hat eine auffallend weite Verbreitung. Ich fand ihn am afrikanischen See Fezzara bei Bona, am Ararat und am persischen Urmiasee noch häufiger als an den Ufern der Donau und des Bodensee's.

Oniticellus festivus, *Stev.*
—— pallipes, *F.*
Aphodius conjugatus, *Pzr.*
—— scrutator, *F.*
—— gagatinus, *Mannh.*
—— lugens, *Dft.*
—— sus, *F.*
Lethrus.
Geotrupes stercorarius, *F.*
—— politus, *Malfsky.*
Oryctes nasicornis, *F.*
—— Silenus, *F.*
Scarabaeus monodon, *F*
Anomala vitis, *F.*
—— errans, *F.*
Anisoplia austriaca, *Hbst.*
—— Caucasica, *Stev.*
—— leucaspis, *Stev.*
—— arvicola, *F.*
—— agricola, *F.*
—— lineolata, *Dej.*
Anoxia matutinalis, *Dhe.*
—— pauper, *Hampe.*
—— nivea, *Hampe.*
Polyphulla hololeuca, *Pall.*
—— grisca, *Fald.* (?)
Melolontha hippocastani, *F.*
—— aceris, *Er.*
Tanyproctus Persicus, *Fald.*
Rhisotrogus aequinoctialis, *F.*
—— tropicus, *Mgl.*
—— ater, *F.*
—— aprilinus, *Dft.*
Amphicoma vulpes, *F.*
—— psilotrichius, *Pareyss.*
—— Lasserrei, *Pareyss.*
—— cyanipennis, *Fridv.*
—— chrysopyga, *Stev.*
—— apicalis, *Brullé.*
—— bombyliformis, *F.*
Valgus hemipterus, *F.*
Cetonia obscura, *And.*
—— aurata, *F.*
—— viridis, *F.*
—— Armeniaca, *Mannh.*
—— exclamationis, *Fald.*

Cetonia Asiatica, *Fald.*
—— albella, *Pall.*
—— hirta, *F.*
Sinodendron cylindricum, *F.*
Lucanus Barbarossa, *F.*
Erodius Europaeus, *Dej.*
—— gibbus, *F.*
Zophosis dilatata. *Er.*
Pimelia Schönherri, *Dej.*
—— punctata, *Dej.*
—— capito, *Fald.* (?)
—— pauxilla, *Hampe.*
Melanostola punctata.
Pachyscelis granulosa, *Dej.*
—— mammulata, *Fald.*
Trachyderma setosa, *Fald.*
Akis aurita, *Pall.*
Scaurus tristis, *Olv.*
Cephalostenus elegans, *Dej.*
Laena villosula, *Mgl.*
Tentyria nomas, *Pall.*
—— rugulosa, *Mgl.*
—— breviuscula, *Fald.*
Adesmia Karelinii, *Fisch.*
—— Panderi, *Fisch.*
Gnaptor spinimanus, *Pall.*
Blaps cuspidata, *Brullé.*
—— confluens, *Fisch.*
Pedinus femoralis, *L.*
Pandarus cribratus, *Klg.*
Dichroma foraminosa, *Fridv.*
Platyscelis gages, *Fisch.*
Opatrum laticolle, *Dhl.*
—— {triste, *Stev.*
{politum, *Pareyss.*
Endophloeus exsculptus, *Par.*
Platydema violacea, *F.*
Neomıda bicolor, *F.*
—— cophosioïdes.
Uloma culinaris, *F.*
Hypophloeus castaneus, *F.*
Tenebrio obscurus, *F.*
Anthracias 2-cornis, *Stev.*
Helops coeruleus, *F.*
—— Stevenii, *Karelin.*
—— gloriosus, *Fald.*

Helops dermestoïdes, *Illg.*
Omophlus pilicollis, *Fald.*
Cistela nigritula, *Fridv.*
—— {arquata, *Gblr.*
{alpina, *Kindrm.*
Meloe proscarabeus, *L.*
—— cyaneus, *F.*
—— tuccius, *Rossi.*
—— scabriusculus, *Boeb.*
—— scabrosus, *Illg.*
—— brevicollis, *F.*
Cerocoma Schreberi, *F.*
Mordella fasciata, *F.*
Lagria pubescens, *L.*
Monocerus major, *Dej.*
Mylabris contigua, *Helf.*
—— 2-maculata, *Klg.*
—— mutabilis, *Dej.*
—— cohaerens, *Fisch.*
—— Adamsii, *Stev.*
—— Sibirica, *Gebs.*
Lydus Algiricus, *L.*
—— Wilhelmii, *Fald.*
Lytta collaris, *F.*
—— phalerata, *Fridv.*
—— vesicatoria, *L.*
Epicauta erythrocephala, *Pall.*
—— Sibirica, *Pall.*
Zonitis fuscipennis, *Fridv.*
—— mutica, *F.*
Oedemera podagrariae, *F.*
—— flavescens, *L.*
—— clavipes, *F.*
—— lurida, *Gyl.*
Anoncodes ustulata, *F.*
Platyrhinus latirostris, *F.*
Anthribus albinus, *L.*
Attelabus curculionoïdes, *L.*
Rhynchites Hungaricus, *F.*
Amorphocephalus coronatus, *Grm.*
Brachycerus undatus, *F.*
—— foveicollis, *Schh.*
Eusomus ovulum, *Illg.*
Tanymecus Niloticus, *Hellwg.*
Sitones candescens, *Hampe.*
Sitones 8-punctatus, *Grm.*
Chlorophanus micans, *Stev.*
—— splendens, *Hochh.*
Cleonus strabus, *Schh.*
—— hebraeus, *Fld.* (?)
—— nigrovittatus, *Pall.*
—— 4-carinatus, *F.*
—— marmoratus, *F.*
—— sysimbrii, *Dhl.*
—— candisatus, *Fisch.*
—— obliquus, *F.*
—— frontatus, *Fisch.*
—— lugens, *Dhl.*
Hylobius abietis, *L.*
—— maculatus, *Kindrm.*
Molytes glabratus, *F.*
—— vittatus, *Fald.*
Meleus illotus, *Fald.*
—— fallax, *Fald.*
Phytonomus crinitus, *Dej.*
Phyllobius pictus. *Stev.*
Otiorhynchus ligustici, *F.*
—— asphaltinus, *Grm.*
—— lugens, *Grm.*
—— giraffa, *Grm.*
—— cristatus, *Zgl.*
Nastus Goryi, *Tchh.*
Lixus bardanae, *F.*
—— ascanii, *F.*
—— varicolor, *Dhl.*
Larinus cirsi, *Stev.*
—— sturnus, *Hbst.*
—— atomarius, *Kindrm.*
Rhinocyllus latirostris, *Schh.*
Thamnophilus atramentarius, *Schh.*
Baris nitens, *F.*
Ceutorhynchus Echii, *F.*
Acentrus histrio, *Schh.*
Paussus — jedoch ganz zerbrochen.
Apate luctuosa, *Olv.*
Aegosoma scabricorne, *F.*
Prionus coriarius, *L.*
Hamaticherus velutinus, *Dej.*
Purpuricenus Koechleri, *F.*
—— Budensis, *Goetze.*

Stromatium strepens, *F.*
Hesperophanes holosericeus, *Rossi.*
Criocephalum rusticum, *F.*
Callidium sanguineum *L.*
Clytus comptus, *Zglr.*
—— Orientalis, *Fridv.*
—— ornatus, *F.*
—— verbasci, *F.*
—— floralis, *F.*
—— Massiliensis, *F.*
—— Sibiricus, *Dej.*
—— {6-maculatus, *Fald.* / Caucasicus, *Motsch.*}
Stenopterus rufus, *F.*
—— femoratus, *Stev.*
Monochamus sutor, *F.*
Morimus lugubris, *F.*
Dorcadion cruciatum, *F.*
—— holosericeum, *Mgl.*
—— striatum, *Schh.*
—— nobile, *Hampe.*
—— serotinum, *Kindrm.*
—— Bizantinum, *Fridv.*
—— ferruginipes, *Stev.*
—— sericatum, *Stev.*
—— catenatum, *Klg.*
—— crux, *Schh.*
—— scabricolle, *Stev.*
—— Wagneri, *Er.* u. *Kstr.*
—— nitidum, *Er.*
—— dimidiatum, *Motsch.*
—— haemorrhoidale, *Hampe.*
—— sodale, *Hampe.*
Saperda Scovitzii, *Fald.*
Phytoecia Kotschyi, *Hampe*
—— albolineata, *Hampe.*
—— puncticollis, *Fald.*
—— praetextata, *Steven.*
—— lineola, *F.*
—— Balkanica, *Fridv.*
—— virescens, *F.*
—— annulata, *Hampe.*
—— molybdaena, *Grm.*
—— flavipes, *Stev.*

Agapanthia Zawatzkii, *Fridv.*
—— lateralis, *Kindrm.*
—— languida, *Fridv.*
—— suturalis, *F.*
—— marginella, *F.*
—— smaragdina, *Dej.*
Rhagium rufipes, *Fald.*
Toxotus Persicus, *Fald.*
—— mirabilis, *Motsch.*
—— insitivus, *Boeb.*
Pachyta 6-maculata, *F.*
Strangalia attenuata, *F.*
—— calcarata, *F.*
Stenura cruciata, *Olv.*
Leptura Dejeanii, *Fald.*
—— scutellata, *F.*
—— 1-punctata, *F.*
—— livida, *F.*
Cassida viridis, *F.*
—— furruginea, *F.*
—— nebulosa, *L.*
Adimonia spectabilis, *Fald.*
—— nigrolineata, *Gebl.*
—— rufa, *Mgl.*
Timarcha subcyanea, *Fald.*
—— tenebricosa, *F.*
—— Hummelii, *Fald.*
Chrysomela hottentota, F.
—— sanguinolenta, *F.*
—— limbata, *F.*
—— marcasitica, *Grm.*
—— armeniaca, *Fld.*
—— staphyleae, *L.*
—— lurida. *F.*
—— gloriosa, *F.*
Entomoscelis Adonidis, *F.*
Lina populi, *F.*
Clythra laeviuscula, *Ltzb.*
Macrolenes salicariae, *Menet.*
Coptocephala scopolina. *Dej.*
Pachybrachis histrio, *F.*
Cryptocephalus interruptus, *Mgl.*
—— 2-punctatus, *F.*
—— sericeus, *F.*

Cryptocephalus hypocharidis, *L.*
Coccinella 13-punctata, *L.*
Coccinella microcephala, *Evrsm.*
—— 14-guttata, *F.*
—— desertorum, *Fald.*

Hier folgt nun die Beschreibung der neuen Arten, deren Zahl nicht groß ist. Durch den außerordentlichen Eifer der Entomologen Rußlands ist die Insectenfauna Trans-Kaukasiens und Armeniens bekannter geworden als die mancher europäischen Länder z. B. von Italien und der Türkei.

1. Carabus reticulatus: oblongus, niger, elytris punctato-striatis, interstitiis leviter elevatis, alternis eorum punctis foveolatiformibus interruptis. Long. 70 lin., lat. 4 lin. Von der Gestalt des C. maurus, von ihm jedoch durch die tief ausgeprägte Sculptur der Flügeldecken hinlänglich unterschieden. —

Kopf und Halsschild zart gerunzelt, letzteres sehr schwach gewölbt, mit einer feinen vertieften Mittellinie, breiter als lang, nach hinten etwas verengt, die Hinterwinkel nur wenig nach rückwärts vorspringend, der Seitenrand mäßig erhaben, der Vorderrand schwach ausgeschnitten, seine abgerundeten Ecken nur wenig nach unten gedrückt; die Flügeldecken schwach gewölbt, fast nur um 1/4 länger als zusammen breit, punktirt-gestreift, die Punkte der Streifen fein und sparsam, die Zwischenräume schwach erhaben, glatt, die abwechselnden derselben durch große, grübchenartige Punkte unterbrochen, der Seitenrand runzlig, mit feinen, theilweise gereihten Körnchen; die Beine verhältnißmäßig kurz und nicht dick.

2. Carabus Kindermanni: oblongus, subtus niger, supra viridi-aeneus, elytris convexis, subtiliter punctato-striatis, interstitiis laevibus, aureis, punctis impressis triplici serie. Long. 9 1/2 lin., lat. 3 3/4 lin.

Der Kopf länglich, grün, metallisch-glänzend, Mundtheile und Fühler schwarz; das Halsschild nur wenig kürzer als breit, hinten leicht eingezogen und jederseits der Länge nach eingedrückt, die Hinterecken bedeutend nach rückwärts vorspringend, die Vorderecken tief hinabgebogen, die Oberfläche grün, metallisch-glänzend, mit nadelrissigen Querrunzeln und einer vertieften Mittellinie; das Schildchen schwarz, breit-dreieckig, hinten längsrunzlig; die Flügeldecken länglich-eiförmig, convex, goldgrün, metallisch-glänzend, fein punktirt-gestreift, die glatten, wenig erhabenen Zwischenräume schön röthlich-golden, die tief eingepreßten Punkte auf dem 4, 8 und 12 Zwischenraume, die Streifen und der Seitenrand licht-grün; die Unterseite schwarz; die Beine schwarz und zart. —

3. Carabus Schamylii: elongatus, depressus, niger, elytrorum viridium thoracisque margine violaceo, elytris costis tuberculorumque oblongorum seriebus ternis alternis, apice subsinuatis. Long. 12 lin., lat. 5 lin.

Der Kopf langgestreckt, gerunzelt; das Halsschild flach, breiter als lang, vor der Mitte am breitesten, rückwärts leicht eingezogen, die Hinterecken mäßig vorspringend, abgerundet, der Vorderarm ziemlich tief ausgeschnitten, seine Winkel ziemlich rechteckig und nach abwärts gedrückt, die Oberfläche nadelrissig-gerunzelt, an den Seiten fein runzelig-punktirt, mit einer feinen, vertieften Mittellinie, die Mitte schwarz-, die Seiten veilchen-blau; die Flügeldecken flach gedrückt, an der Basis verschmälert, mit leicht zugerundeten Schultern, hinter der Mitte am breitesten, an der Spitze breiter als an den Schultern, der Spitzenrand sehr schwach ausgebuchtet, den Unterleib nur unvollkommen bedeckend, der Seitenrand seiner ganzen Länge nach aufgebogen, jede Flügeldecke mit drei Reihen kettenförmiger, mehr oder weniger langen und regelmäßigen Erhabenheiten, und abwechselnd mit drei ziemlich hohen Längsrippen, die Kettenglieder beiderseits von unregelmäßig langen, runzligen, licht-grünen Erhabenheiten eingefaßt, die Nath, die Ketten und Rippen schwarz-blau, der Seitenrand und die Grübchen zwischen den Ketten an dem vordern Theile der Flügeldecken veilchen-blau, die übrige Oberfläche licht- oder bläulich-grün. Die Unterseite schwarz; die Beine schwarz, lang und schlank.

4. Carabus rhinopterus: oblongiusculus, niger, supra cyaneus, elytris subconvexis, confertissime crenato-striatis. Long. 8 1/2 lin., lat. 3 1/2 lin.

Der Kopf schmal, langgestreckt, schwarz, glänzend, hinten dichter, vorne sehr sparsam punktirt, die Punkte hie und da zu Runzeln zusammen fließend; das Halsschild flach gedrückt, etwas breiter als lang, nach rückwärts verengt, die Hinterecken bedeutend nach hinten verlängert, der Seitenrand wenig erhaben, der Vorderrand kaum ausgeschnitten, die hinabgebogenen Vorderecken gehen sanft zugerundet in den schmal eingefaßten Vorderrand über, die Oberfläche ziemlich dicht, in den Hinterecken gröber runzlig-punktirt; das Schildchen längs-runzelig; die Flügeldecken länglich-eiförmig, mäßig gewölbt, äußerst dicht und sehr fein erhaben gestreift, die Streifen feilenartig unterbrochen, die drei Reihen eingedrückter Punkte nur schwach angedeutet, die Beine zart.

5. Carabus productus: elongatus, angustus, modice convexus, infra niger, supra viridi-cupreus, splendens, elytris ellypticis, laevibus, lateribus granulosis, apice punc-

tis sparsis leviter impressis, margine apicali integro. Long. 15 ½ lin., lat. 5 ½ lin., longitudo elytrorum 9 ¾ lin.

Der Kopf schwarz, der Scheitel in der Mitte kupferroth, an den Seiten grün, zwischen den Fühlern befinden sich zwei längliche Grübchen; die Mandibeln sehr lang; die Fühler reichen beinahe bis zur Hälfte der Flügeldecken; das Halsschild um ¼ breiter als lang, wenig gewölbt, rückwärts leicht eingezogen, die Hinterecken etwas nach rückwärts verlängert und hinabgebogen, der Vorderrand ziemlich tief ausgeschnitten, breit gerandet, die Ecken tief hinabgedrückt, die Oberfläche mit äußerst zarten Querrunzeln und einer gekerbten Mittellinie, an den Hinterecken grubenartig eingedrückt, in der Mitte kupferroth, an den Seiten zum Hinterrande grün; das Schildchen breit, schwarz und glatt; die Flügeldecken doppelt so lang als zusammen breit, in der Mitte schwach erweitert, ellyptisch, der Spitzenrand nicht ausgebuchtet, mäßig gewölbt, die Oberfläche spiegelblank, nur mit äußerst schwachen Andeutungen von wellenförmigen Runzeln, grün-kupferroth, am Seitenrand grün, mit einer unregelmäßigen Doppelreihe feiner Körnchen besetzt, an der Spitze mit 12—15 zerstreuten, schwach eingedrückten Punkten; die Unterseite schwarz; die Beine schwarz, lang und kräftig, mit stark verdickten Schenkeln.

Obwohl der hier beschriebene Carabus, ebenso wie C. Nordmanni und luxorius nur eine Abart des C. Bonplandi sein mag, indem Größe, Granulation, ja selbst die Gestalt sich allmählig ändert, je nachdem dasselbe Thier in der Ebene oder an den Bergen hinauf vorkommt; so hat doch dieser Käfer wegen seiner langgestreckten, schmalen, fast parallelen Gestalt, den glatten Flügeldecken 2c. dieselben Ansprüche eine eigene Art wie die oben genannten zu bilden.

6. Zabrus spectabilis: oblongo-ovatus, convexus, niger, elytris viridi-aeneis, striato-punctatis, interstitiis parum convexis. Long. 6 lin., lat. 3 lin.

Der Kopf rückwärts breit, nach vorne rasch zugespitzt, schwarz, glatt, glänzend, zwischen den Augen einige undeutliche Querrunzeln; die Fühler dünn, nicht über das Halsschild reichend; das Halsschild doppelt so breit als lang, nach vorwärts bedeutend verengert, der Hinterrand beinahe gerade, die Hinterecken rechtwinklig, der Vorderrand leicht ausgeschnitten, die Vorderecken zugerundet und hinabgebogen; die Oberfläche schwarz, glänzend, convex, die Mitte glatt, am Vorderrand sehr fein, am Hinterrand gröber, gegen die Seiten hin runzlig-punktirt, mit einer feinen, vertieften Mittellinie; das Schildchen sehr breit, schwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken an der Wurzel so breit als das Halsschild, in der Mitte kaum erweitert, hinten rasch zugespitzt, mäßig gewölbt, dunkel-grün, metallisch-glänzend, ziemlich tief gestreift-punktirt, die Punkte nicht ganz regelmäßig, oft 2—3 zusammen fließend, die Zwischenräume wenig erhaben, glatt, fein, nadelrissig; die Unterseite pechschwarz, glatt, glänzend.

7. Perotis cuprea: cuprea, punctata, thorace ante scutellum foveola profunda didyma, thoracis elytrorumque basi excavata. Long. 9—12 lin., lat. 3 1/2—5 lin.

Der Kopf hinabgezogen, die Stirne sehr dicht und grob, zuweilen grob-runzlig-punktirt; die ersten zwei Fühlerglieder kupfrig, die übrigen schwarz, metallisch-glänzend; das Halsschild quer, nach vorne bedeutend verengt, wenig gewölbt, sehr dicht und tief, besonders an den Seiten, punktirt, mit zwei glatten Stellen vor der Mitte, die Mittellinie nur nach vorne angezeigt, vor dem Schildchen befinden sich in einer länglichen Aushöhlung zwei tiefe, durch eine Scheidewand getrennte, rückwärts aber durch ein glattes Leistchen verbundene Grübchen, der Hinterrand zweimal gebuchtet, der Vorderrand sehr wenig ausgeschnitten; das rundliche Schildchen ist in einer tiefen Grube versteckt; die Flügeldecken an ihrer Basis nur sehr wenig breiter als das Halsschild, allmählig nach rückwärts verschmälert und an der Spitze einzeln abgerundet, ziemlich flach, die hintersten Schildchen der Länge nach ausgehöhlt, und vom Ende der Aushöhlung an schwach kielförmig erhaben, die ganze Oberfläche sehr dicht und tief, an den Seiten hin und her runzlig-punktirt, bei größeren Exemplaren bemerkt man mit dem freien Auge mehrere feine Längslinien; die Unterseite viel gröber als die Oberseite narbig-punktirt.

8. Anoxia nivea: oblonga, nigra, infra densius, supra parcius albido squamulosa, elytris fornicatis. Long. 11 1/2 lin., lat. 5 1/3 lin.

Der Kopf fast vollkommen 4-eckig, der Vorderrand hoch auf- und zurückgebogen, seine Ecken nur wenig abgerundet, der Seitenrand doppelt gebuchtet, die Oberfläche mit kurzen, niederliegenden, weißen, steifen, schuppenartigen Härchen dicht besetzt, von denen die auf der Stirne nach vorne, jene auf dem Scheitel oben nach rückwärts gerichtet sind; Fühler bei dem Männchen 6-blätterig und wie die Mundtheile rostbraun; das Halsschild hoch-gewölbt, eben so schuppenartig behaart wie der Kopf, mit einem schwarzen, glatten Punkte an jeder Seite, und auf der hintern Hälfte mit einer schwarzen, glatten Mittellinie, der Hinterrand seicht doppelt-gebuchtet, der Seitenrand in einen schwach-eckigen Vorsprung erweitert, der Vorderrand halbkreisförmig ausgeschnitten; das Schildchen ebenso wie das Halsschild, nur dichter behaart, eine Mittellinie und die abgerundete Spitze schwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken dachartig gewölbt, jede einzelne etwas flach gedrückt, nach rückwärts merklich verschmälert, mit drei schwach-erhabenen Längslinien, und ebenso wie das Halsschild, jedoch weniger dicht behaart; die Brust mit nicht sehr langen, weichen, etwas niederliegenden Zotten bedeckt; der Hinterleib durchaus gleichmäßig schneeweiß und besonders dicht schuppenartig behaart.

9. Anoxia pauper: oblonga, subcylindrica, rubro-testacea, albido-pubescens, punctata, pectore villoso. Long. 9—10 lin., lat. 5—5$^{1}/_{2}$ lin.

Die Stirn zum Theil, die Ränder des Kopfschildes und die Augen schwarz, das Kopfschild vorne leicht ausgerundet, stark aufgebogen, die Ecken abgerundet, mit weißen, kurzen, steifen, niederliegenden Härchen ziemlich dicht bekleidet; das Halsschild hoch=gewölbt, an den Seiten gerundet=erweitert, dicht und grob punktirt, ebenso wie das Kopfschild behaart, an jeder Seite ein nackter Fleck, eine erhabene Mittelinie nur schwach angedeutet, der Vorderrand leicht ausgeschnitten, der Hinterrand doppelt seicht=gebuchtet, in der Mitte schwach in eine stumpfe Ecke aufgebogen; das Schildchen an der Spitze abgerundet, sehr dicht behaart, durch eine glatte Mittellinie in zwei Theile getheilt; die Flügeldecken hoch=gewölbt, fast cylindrisch, mit 3 schwach erhabenen Längslinien, die Schulterbeule deutlich ausgedrückt, die Oberfläche ebenso wie das Halsschild behaart, fein runzlig=punktirt; der Unterleib sehr dicht und so kurz wie die Flügeldecken, die Brust zottig=behaart.

10. Pimelia pauxilla: nigra, breviter-ovalis, subglobosa, thorace brevissimo, densissime granuloso, lateribus pilis setiformibus sparsis tuberculisque majoribus interjectis; elytris tuberculis majoribus, rotundatis, laevigatis, interstitiis subtiliter granulosis, pilis setiformibus haud numerosis vestitis. Long. 5$^{1}/_{4}$ lin., lat. 3$^{3}/_{4}$ lin.

Der Kopf breit, rasch nach vorne verschmälert, mit spitzigen, nicht sehr gedrängt stehenden Tuberkeln besä't so, daß man die Zwischenräume mit ihren sehr feinen Granulositäten leicht unterscheiden kann, von einem Fühler zum andern eine schwache, bogenartige Schwiele, und hinter derselben eine gleichgestaltete seichte Vertiefung; die Fühlerglieder zwischen dem 3ten und 9ten deutlich länger als breit, das 9te kurz und breit; das Halsschild sehr kurz, bogenförmig gekrümmt, alle Ränder schmal, der Vorderrand nicht merklich, der Hinterrand nur unbedeutend ausgeschnitten, die Oberfläche mit sehr dichten, feinen Granulositäten bedeckt, aus welchen an den Seiten größere Tuberkel und lange, schwarze, borstenartige Haare hervorstehen, eine erhabene Mittellinie nur schwach angedeutet; der Rücken der Flügeldecken nicht vollkommen rund gewölbt, an der Spitze rasch abfallend, die Schulterwinkel abgerundet und wenig vorstehend, der Seitenrand nur durch spitzige, gereihte Tuberkel angezeigt, die Oberfläche mit ziemlich großen, rundlichen, glatten Tuberkeln nicht sehr dicht, die Seiten jedoch gedrängter, die Zwischenräume mit kleinen, spitzigen Granulositäten ziemlich dicht besetzt, die beide auf dem Abhange an der Spitze und dem umgeschlagenen Seitenrande sparsamer werden, an den Seiten und der abschüssigen Spitze stehen lange, steife

Haare; die Unterseite mit feinen, die Beine mit gröberen Granulositäten dicht und mit wenigen, kürzeren Haaren besetzt, die hintern Tarsen mehr dreiseitig.

11. Dorcadion haemorrhoidale: breve, atrum, nitidum, antennis, pedibus, elytrorum apice margineque laterali rufis, margine suturali albido. Long. 4 3/4 lin., lat. 1 3/4 lin.

Der Kopf schwarz, glänzend, grob und ziemlich sparsam, an den Seiten grob-runzelig-punktirt, mit einer deutlichen, vertieften Mittellinie; die Fühler roth, über die Mitte des Körpers ragend; das Halsschild schwarz, glänzend, in der Mitte glatt, gegen die Ränder zu anfangs mit einzelnen, an den Seiten jedoch mit dichten, grübchenartigen Punkten besetzt, die Mittelfurche tief, besonders rückwärts, an der Seite ein kleines, spitziges Höckerchen; die Flügeldecken 2½ mal so lang als das Halsschild, glatt, an den Schultern gerunzelt, glänzend, schwarz, an dem Seitenrand schmal, an der Spitze breit roth-gefärbt, der Rothrand weiß behaart; Brust und Hinterleib schwarz, die hintern Ränder aller Segmente, das letzte ganz roth, mit einer weißen, sehr zarten, seidenartigen Pubescenz; die Beine roth und ebenso behaart.

12. Dorcadion sodale: breve, atrum, albido-pubescens, antennis, pedibus, elytrorum margine laterali apiceque rufo-brunneis, thorace grosse rugoso-punctato, elytris striato-punctatis, interstitiis septem albis. Long. 5 1/4 lin., lat. 2 1/5 lin.

Der Kopf schwarz, glänzend, auf dem Scheitel grob-runzelig-, auf den übrigen Theilen feiner punktirt, mit einer mehr oder weniger deutlichen Mittellinie; die Fühler rothbraun, etwas über die Mitte des Körpers reichend; das Halsschild schwarz, glänzend, grob-runzlig-, fast grübchenartig-punktirt, ohne Mittellinie, mit einem sehr kleinen, spitzigen Höckerchen an der Seite; die Flügeldecken schwarz, glänzend, der Seitenrand und die breite Spitze bräunlich-roth, jede Flügeldecke mit feinen, unregelmäßigen Punktreihen, während die Zwischenräume 7 schmale, weißbehaarte Linien darstellen; der Unterleib schwarz, ziemlich dicht und weißbehaart, der hintere Theil der Hinterleibs-Segmente, so wie die Beine roth-braun.

13. Dorcadion nobile: oblongum, nigrum, ore, antennarum articulo primo pedibusque rufis, elytris nigro-holosericis, margine suturali lateralique albido-pubescentibus. Long. 6 1/2 lin., lat. 2 1/2 lin.

Der Kopf schwarz, Scheitel und Stirne seicht und sparsam, die Seiten gröber und dichter punktirt, die Zwischenräume glatt und glänzend,

die Mittellinie fein und vertieft; die Taster und das erste Fühlerglied roth, die übrigen schwarz; das Halsschild schwarz, seine Oberfläche glatt und glänzend, gegen die Seiten zu sparsamer und feiner, an den Seiten selbst dicht und grob punktirt, letztere mit einem spitzigen Höckerchen versehen; das Schildchen schwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken länglich-oval, allmählig nach hinten verschmälert, mit einem schwarzen, sammetartigen Ueberzuge bekleidet, während die Nath und der feine Seitenrand weiß behaart sind; die Unterseite schwarz, glänzend, sehr fein und dicht punktirt; die Beine roth mit den klaren Tarsen, die Schenkel kräftig.

14. Phytoecia Kotschyi: nigra, nitida, nigro-brunneo-pilosa, elytris grosse punctatis, albo-griseo-maculatis. Long. 9 ½—12 lin., lat. 2 ½—3 ½ lin.

Der Kopf schwarz, Scheitel und Seiten so wie das Halsschild mit langen bräunlichen Haaren besetzt, die Stirne mittelmäßig frei und dicht, der Scheitel grobrunzlig-punktirt, mit einer Mittelfurche; die Fühler fast von der Länge des Körpers, ziemlich stark; das Halsschild fast so breit als lang, nach rückwärts etwas verengt, an den Seiten sanft abgerundet, schwarz, grob runzelig-punktirt; das Schildchen dreieckig, dicht filzig-behaart; die Flügeldecken schwarz, glänzend, zerstreut, manchmal gruppen-, manchmal ringförmig, grübchenartig-punktirt, die weißgrau-behaarten, seidenartig glänzenden Flecke sind von verschiedener Größe und Gestalt, ziemlich dicht, jedoch unregelmäßig vertheilt, nur am Seitenrande und an der Nath ziemlich gereiht gestellt; Unterseite und Beine schwarz, glänzend, ziemlich lang, schwarz-braun behaart.

Von dieser Art brachte zuerst Herr Kotschy ein Stück aus Turkistan für das kaiserliche Cabinet.

15. Phytoecia albo-lineata: nigra, albido-tomentosa, elytris crebre et profunde punctatis, sutura, lineis tribus margineque laterali albido-pubescentibus. Long. 7 lin., lat. 2 ¼ lin.

Der Kopf schwarz, seicht punktirt, mit einer feinen Längsfurche und so wie das Halsschild und das Schildchen gelblich-weiß filzig behaart; die Fühler schwarz-braun; die Flügeldecken schwarz, glänzend, an dem Grunde dicht, ziemlich grob und tief, gegen die Spitze zu sparsamer, feiner und seichter punktirt, ungleichmäßig mit gelblich-weißen Flecken oder einer feinen Pubescenz so bedeckt, daß dadurch schwärzliche Streifen entstehen, während die Nath, die 3 abwechselnden Zwischenräume und der Seitenrand sehr dicht gelblich-weiß behaart sind, und auf diese Art ebenso viele weißliche Längsstreifen darstellen; die ganze Unterseite, so wie auch die Beine mit einer dichten, gelblich-weißen, glänzenden Behaarung bekleidet.

16. Phytoecia annulata: nigra, opaca, capite thoraceque linea media albido-tomentosa, elytris dense albido-fuscoque variegatis, antennis albido-tomentosis fusco-annulatis. Long. 5 1/2 lin., lat. 1 3/4 lin.

Kopf und Halsschild schwarz, sehr dicht runzelig-punktirt, ersterer bräunlich pubescent, beide mit einer, am Kopfe bräunlichen, am Halsschild graulich-weiß behaarten Mittellinie; die Fühler graulich-weiß, vom dritten an fast die Hälfte der Spitze rehbraun behaart, was ihnen ein geringeltes Ansehen gibt; das Schildchen graulich-weiß und dicht behaart; Flügeldecken schwarz, glänzend, ziemlich dicht und tief punktirt, seine Oberfläche mit einem ziemlich dichten, vorne rehbraunen, nach rückwärts weißlichen Filze bedeckt, der häufig durch glatte Stellen unterbrochen ist und auf der vordern Hälfte drei, schwach angedeutete weißliche Streifen bildet; Unterseite und Beine schwarz, glänzend, graulich-weiß-, an der Vorderbrust mehr rehbraun-behaart, mit schwarzen, nackten, durchleuchtenden Punkten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß.

1. Band.

Seite	35,	Zeile	31	lese	minder . . .	st. wieder.
=	98	=	25	=	Kutschkowski. .	= Gutschkowski.
=	172	=	19	=	Artasö	= Actasö.
=	193	=	20	=	sich neigend zu Tage treten	statt oder zu Tage treten.
=	237	=	18	=	Indschidschean	st. Jedschidschean.
=	251	=	2	=	Tabuntschik . .	= Tabnutschik.
=	259	=	6	=	öfter	= öfters.
=	288	=	11	=	Haideranli . .	= Haidemanli.
=	330	=	13	=	Topdschi . . .	= Togdschi.

2. Band.

Seite	38,	Zeile	1	lese	Kandahar . .	statt Kandahak.
=	58	=	4	=	Woskoboinikoff	= Woskobrimikoff.
=	123	=	4	=	Gödipe . . .	= Gödize.
=	125	=	8	=	Hörnle . . .	= Hörle.
=	180	=	15	=	Bächen . . .	= Buchen.
=	187	=	30	=	Suaneten . .	= Suannten.
=	235	=	16	=	Adschami. . .	= Adschani.
=	242	=	3	=	dem Kurden .	= den Kurden.
=	256	=	18	=	Chul Chan . .	= Chub-Kan.

HOCHSCHULE BERN BIBLIOTH

M V

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Moritz,

Reise nach Persien und dem Lande der Kurden

Bd.: 2

Leipzig (1852)

Geo.u. 528 b-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10622297-9